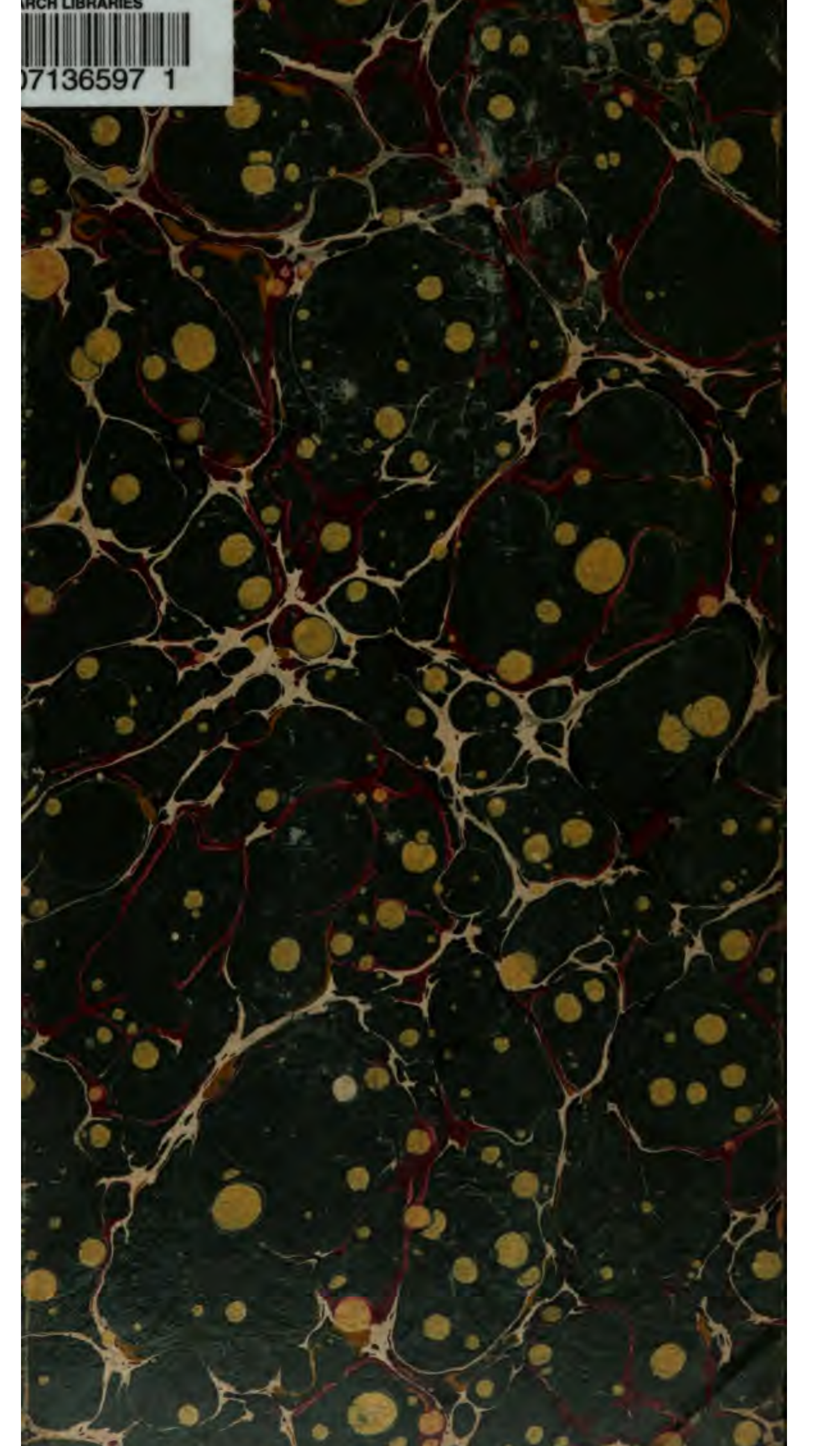
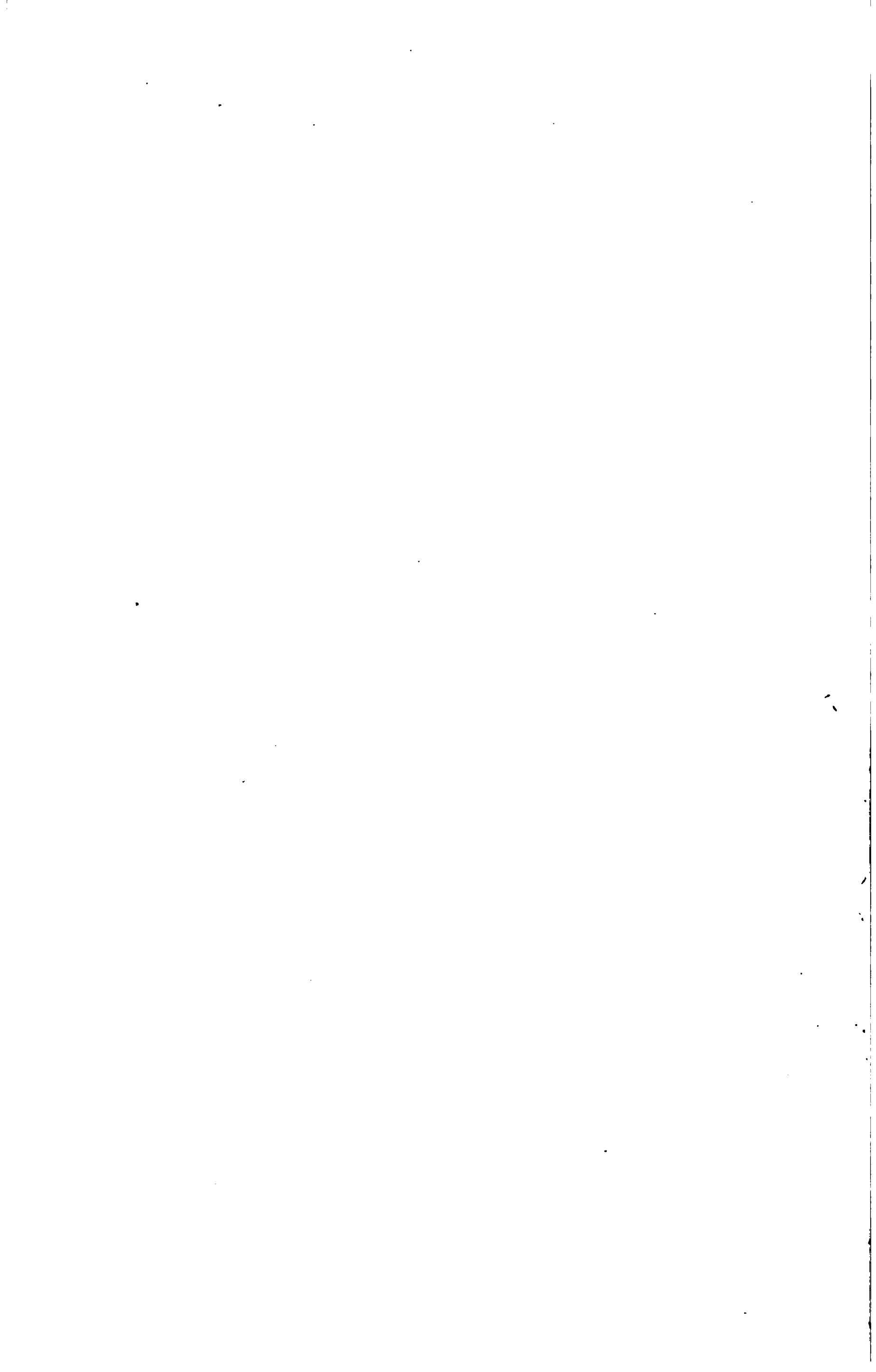




Aus England.

Neue Bilder aus dem Leben in England

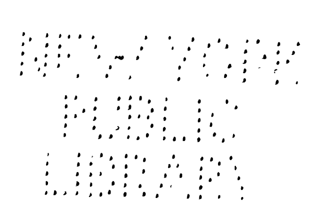
von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

Mit einem Plan des alten London.

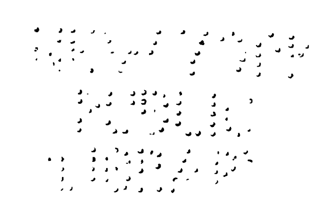


Berlin 1882.
A. Hofmann & Comp.



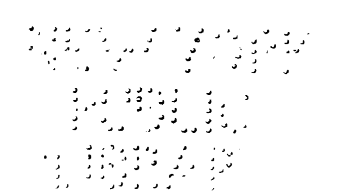
Vorrede.

There is a single England and a single Germany, as truly as there is a single Englishman or German. They are twin nations, with a strong family likeness. Nevertheless they differ as brothers who live apart, each with his outward life determined by those accidents of position which cause also his individuality of thought and character to be more clearly marked.



Vorrede.

There is a single England and a single Germany, as truly as there is a single Englishman or German. They are twin nations, with a strong family likeness. Nevertheless they differ as brothers who live apart, each with his outward life determined by those accidents of position which cause also his individuality of thought and character to be more clearly marked.



Inhaltsverzeichniß.

Seite



Ein Tag im alten London.

„Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann; ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London. Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside; er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen" — — —

Mit diesem schwungvollen Dithyrambus begrüßt Heinrich Heine im Eingange seiner „Englischen Fragmente" die Weltstadt und ihr Herz: die City.

Aber auch uns gewöhnlichen Alltagskindern, die wir weder Philosophen noch Poeten noch — Geschäftsleute sind, bietet die City eine unendliche Fülle interessanter und kennenswerther

Dinge. Wir können hier nicht nur in dem endlosen Straßenzuge, der von der Börse nach Charing Croß führt, „den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen" — wie der Dichter fortfährt, — wir finden auch in den alten Nebenquartieren dieses uralten Kerns von London eine Fülle architektonischer und historischer Schätze aufgespeichert, in jeder Straße eine Erinnerung, an jeder Ecke ein Bild. Aber wir müssen allerdings die Augen ein wenig weiter öffnen als das so im allgemeinen bei den reisenden Merkwürdigkeits-Besichtigern Brauch ist.

Der Fremde betritt die City mit dem hochgespannten Bewußtsein, sich dem größten Emporium aller Schätze dieser Erde zu nahen. Er schwimmt hinein mit dem unbeschreiblichen Strome von Menschen und Fuhrwerken, der sich an jedem Vormittage von Charing-Croß durch Strand, Fleetstreet und Cheapside zur Bank und Börse wälzt und an jedem Nachmittage wieder nach Westen abströmt. Oder er taucht plötzlich auf aus der unterirdischen Mansion House Station und fällt wie ein Träumender mitten in den ungeheuren Wirwar, der sich auf dem engen Platze um das Standbild des eisernen Herzogs stets von neuem in's Unendliche verschlingt und immer wieder von der wunderthätigen Hand mit dem weißen baumwollenen Handschuh gelöst wird. Dann betrachtet der Ankömmling pflichtschuldigst die Bank von England — die den Ungeweiheten herzlich wenig lehrt, die Börse — welche ihm den Eintritt verweigert, das Mansion House — welches er weit unter seiner Vorstellung von der Residenz des Lord Mayor von London findet. Er besieht auch wohl in Gresham Street die Guildhall, wandert von dort nach St. Martins le Grand zum General-Postamt, bewundert St. Pauls Kathedrale und eilt, überwältigt und erschöpft von dem tosenden brausenden Knäuel, der ihn seit mehreren Stunden gefangen hielt, über der Holborn Viadukt wieder in das trauliche Westend zurück, wo ihn im lieblichen

ländlichen Hydepark das tägliche nervenberuhigende phäakische Einerlei der fashionablen Welt von Rotten Row erwartet.

Oder der Reisende wird auf den kleinen Omnibus-Dampfern vom Westminster Pier bis nach London Bridge hinabfahren und die schönen Lichteffekte des Nebels bewundern, die alles gnädig verhüllen, was dort schmutzig und alltäglich ist, während die bedeutenden großartigen Ansichten in noch vergrößerten Umrissen gespensterhaft hervortreten. Kleopatra's Nadel steigt über den prächtigen Victoria Embankments aus dem bläulichen Dunstmeere auf, dahinter die griechische Front von Sommersethouse. Dann erscheint ihm der Tempelgarten, wo jetzt neben den historischen rothen und weißen Rosen auch gemischte, weiß-rothe, als Symbol der Versöhnung gezogen werden. Unter sechs Brücken hindurch hat den Ankömmling das Schiffchen getragen, während oben, ihm zu Häupten, die Eisenbahnzüge hinüber und herüber donnern. Zwei riesige Bahnhofshallen sieht er am Ufer aufgewölbt, die im Nebel der Kuppel von St. Pauls den Rang streitig machen. Hohe Speicher steigen überall empor mit niemals müßigen Krahnen, darüber hinaus ragen die Dampfessen der hier für die Schiffe arbeitenden Schmiede. Die hundert Kirchthürme der City sind im Nebel begraben, nur hie und da erscheint ihr Gespenst in einer Spalte des Vorhangs. Ueberall ist der Fluß bedeckt mit schweren Barken und durchschnitten von rastlosen Dampfern, auf denen sich eilige Menschen drängen. — Endlich erscheint die Fischhalle von Billingsgate — das Custom House — der Tower. Hier landet man und überläßt sich für eine Stunde der Führung des mittheilsamen Beefeaters. Zuletzt noch ein Gang durch die London Docks — und die City wäre „abgemacht". —

Heute aber ist ein seltener klarer Tag: Ostwind, blauer Himmel, Sonne, Fernsicht. Das heißt: ein leichter weißer Dunst verhüllt das Blau nicht völlig sondern stimmt es zu

einem milchigen Vergißmeinnicht herab und mildert alle Umrisse und Formen ohne sie zu verschleiern. Es ist „Bank Holliday.“ Alle Geschäfte sind geschlossen. Für vier und zwanzig Stunden ruht die nimmermüde Jagd nach dem Golde. Alle Jäger — sie selbst ein gehetztes Wild — sind nach allen Windrichtungen in's Land hinaus geflohen. Wir können durch die leeren Straßen der City gehen, ohne Drängen und Stoßen, ohne unaufhörlichen Austausch von: ‚Beg your pardon‘ dem wohl meistens eine weniger wohlwollende Stimmung der hastigen kollidirenden Mächte unterliegt. Wir können die Uebergänge kreuzen ohne daß die Vorsehung in Gestalt des Policeman eine Bresche in die 3 bis 4 endlosen Reihen von Fuhrwerken zu brechen braucht, die unaufhörlich — unaufhörlich an uns vorüberrollen. Wir können sogar ohne Lebensgefahr die Straßen in der Mitte entlang gehen — ein unerhörter Zustand! Keine Esse raucht und fast kein Hauskamin, denn es wird heute kaum gekocht in der City. Alle Bäume — und deren giebt es mehr als wir glauben — sehen heute frisch grünlich angestrichen aus, denn es hat in der vorigen Nacht geregnet.

Machen wir uns diesen seltenen Tag zu Nutze. Verlassen wir den Dampfer oberhalb London Bridge und nach wenigen Schritten stehen wir am Fuße des

„Monument,“

des Denkmals zur Erinnerung an das große Feuer, welches die City im Jahre 1666 zerstörte. Es ist eine canelirte dorische Säule aus Portland-Sandstein, 67 Meter hoch. Durch dieses Maß verewigt sie die Entfernung des Hauses, in welchem das Feuer ausbrach, von ihrer Basis. Den Sockel ziert ein großes allegorisches, ziemlich unverständliches Relief: Links liegt die personifizirte Stadt London, trost- und hilflos, auf ihren eigenen Brandruinen. Hinter ihr steht die Zeit, bemüht sie allmählig wieder aufzurichten; neben ihr weist eine andere Dame

— angeblich die Vorsehung — aufwärts mit einem Scepter, an dessen Spitze eine geflügelte Hand ein Auge trägt. Darüber schweben die Engel des Friedens und des Ueberflusses in einer steinernen Wolke herab. Der City gegenüber nahet König Carl II. in römischem Gewande, umgeben von den Wissenschaften und Künsten, hinter ihm sein Bruder, der spätere Jacob II. Ihm hat man als Begleiter den Muth, mit einem gezähmten Löwen, und die Gerechtigkeit beigegeben — zwei Gefährten, die allerdings nicht treu bei ihm aushielten. Unterirdisch ist der Neid thätig: er sendet pesthauchende Flammen empor und benagt dazu ein Herz. Im Hintergrunde erscheint links das brennende, rechts das wieder erstehende London. —

Die Säule trägt eine Urne in vergoldeter Bronze, aus welcher metallene Flammen 42 Fuß hoch emporschlagen.

Es ist eigentlich zu bedauern, daß das ursprüngliche, noch erhaltene Modell für das Monument nicht zur Ausführung kam. Danach sollten aus dem Schaft der Säule überall vergoldete Flammen herauszüngeln und oben sollte der Vogel Phönix schweben.

Wir klettern die 345 Stufen empor, die im Innern aufwärts führen und treten oben in einen ringsum laufenden sicheren eisernen Käfig. Durch diesen wurde die ursprüngliche, für vernünftige Leute ausreichend hohe Brüstung ersetzt, nachdem sich hier eine, den unten vorübereilenden Geschäftsleuten sehr lästige Selbstmordmanie durch Herabstürzen auf das Pflaster bethätigte. Das Monument erfreute sich, als der entschieden hervorragendste und belebteste Punkt in London, bei den dortigen Lebensmüden damals einer ganz besonderen Beliebtheit.

Jetzt ist diesem störenden Mißbrauche ein Gitter vorgezogen und wir ernten nun in voller Sicherheit den Lohn unseres mühevollen Steigens.

Ein wunderbarer Blick breitet sich zu unseren Füßen aus. Nach Osten, Norden und Westen erstreckt sich das Häusermeer

der City und der sie überall umlagernden und ihr angewachsenen Ortschaften.

Wie eine dunkelglänzende wogende See bewegen sich die steilen Linien und breiten Rücken der Dächer in unaufhörlichem Wechsel auf und nieder. Zwischen ihnen schießen die Thürme von mehreren Hunderten großer und kleiner Kirchen empor. Die heute menschenleeren Straßen geben uns eine anschauliche Uebersicht des Flecks Erde, den wir durchwandern wollen. Es ist der Bereich der mittelalterlichen City des funfzehnten Jahrhunderts, so wie sie damals von ihren uralten Thoren eingeschlossen lag. In ihrer gesammten Gestalt bildet diese Fläche einen Halbkreis mit gebrochener Peripherie, der auf seinem Durchmesser, der Themse, ruht. Wir stehen nicht sehr weit östlich vom Mittelpunkte dieses Durchmessers, der etwa in der Halle von Cannon Street Station liegt, dort wo die Züge der Südostbahn von Dover her für die City einlaufen. Wenden wir uns gegen Osten so sehen wir den Abschluß der alten City durch den weißen Tower, die starke Zwingburg Wilhelms I. für seine neu eroberte Hauptstadt, an einer den Fluß beherrschenden Stelle, die ohne Zweifel schon von den Briten, Römern und Sachsen befestigt gewesen war. Auch scheint die römische Umwallung der Stadt Lundinium, aus der Zeit Kaiser Constantins, im wesentlichen über dieselbe Linie gelaufen zu sein, welche wir jetzt mit dem Auge abschreiten werden. Nördlich vom Tower folgte Aldgate, das alte Sachsenthor, am Abschlusse von Leadenhallstreet. Dann lief die Mauer in nordwestlicher Richtung auf das Bischopsgate zu; von hier zog sie sich westlich, der Straße „London Wall" entlang; in einem breiten unwegsamen Moraste stand dort Moorgate; es folgte Cripplegate, wo schon die sächsischen Krüppel sich sammelten, um dort in der Kirche durch Berührung der Gebeine des heiligen Edmund Heilung zu suchen. Das nördlichste Hauptthor, Aldersgate, durchbrach die Stadtmauer hinter dem

jetzigen General=Post=Office in St. Martin's le Grand. Von dort verlief die Mauer mit einigen Aussprüngen südlich nach Newgate. Dann folgte Ludgate, das westlichste Thor, am Fuße des Hügels der St. Pauls Kirche. Von hier aus bildete der Fleet, ein Rinnsal, welches von den nördlichen Hügeln her in die Themse abwässerte, die Befestigung bis zum Strom=ufer. In dem sicheren Winkel, den beide Wasserläufe bildeten, hatten sich die Dominikaner, die Blackfriars, angesiedelt. Dem Strome entlang war die Mauer bei zunehmender Anlage der Werften und Waarenhäuser wohl bereits früh durchbrochen und verschwunden. Doch erinnert hier noch Dowgate und Billings=gate an den ursprünglichen Zustand. Stets aber bestand im Süden am Wasser ein festes wehrbares Thor, das „Brücken=thor" (London Bridge).

So haben wir, den Käfig auf dem Monumente ringsum durchwandernd, die Grenzmauer der alten City im funfzehnten Jahrhundert durch Osten, Norden, Westen und zuletzt im Süden flußabwärts umschritten, denn die Stätte des ehemaligen Brückenthors liegt südlich unmittelbar zu unseren Füßen. Dort erhebt sich auch die lange prächtige Rampe, hinauf zu der großartigen

London Bridge,

der ältesten und bis tief in das vorige Jahrhundert hinein der einzigen Brücke Londons. Indessen hat die jetzige Brücke das mittelalterliche London nicht gesehen, denn sie wurde erst im Jahre 1831 vollendet und steht neben der Stelle, auf welcher sich ihre Vorgängerin mehr als sechshundert Jahre lang (seit 1209) über den Fluß spannte. Aber auch vor dieser ersten steinernen hatten die Sachsen und vermutlich schon die Römer an demselben Platz hölzerne Brücken, die jedoch vielfach durch Wassersfluth und Feuersbrunst gefährdet und zerstört wurden. Die sächsische Brücke war bereits mit Thürmen und Thoren

geschützt und der jenseitige Kopf, das Südwerk, bildete sich schon früh zu der mit Wahlrechten versehenen selbstständigen Vorstadt Southwark aus. Hier schlug König Ethelred der Unfertige mit Hülfe König Olafs (des Heiligen) von Norwegen die Dänen (1008) in der „Schlacht von London Bridge.“ Die ältere Steinbrücke stand auf zwanzig unregelmäßigen Bögen aus Quadern. Auf dem mittelsten Pfeiler erhob sich eine dem heiligen Thomas a Becket geweihte Kapelle. Unter ihr, in den Brückenkörper versenkt, befand sich eine Krypta in welcher der Erbauer des Wunderwerks, ein Priester Peter, sich seine eigene Ruhestätte bereitet hatte. Alle übrigen ausspringenden Pfeiler bedeckten sich nach und nach mit stattlichen Wohnhäusern und so entstand eine geschlossene Straße, breit genug, um darin ein großes Turnier abzuhalten.

Das letzte Gebäude aber auf der Seite von Southwark war das Traitors Gate, auf dessen Zinnen während mehrerer Jahrhunderte die abgeschlagenen Köpfe ausgezeichneter Staatsverräther, ihnen zur wohlverdienten Strafe anderen aber zum warnenden Exempel, aufgesteckt wurden. In der Mitte des Bauwerkes war eine Fallbrücke vorgesehen, die allabendlich aufgezogen wurde; gleichzeitig wurden an beiden Seiten der Brücke die Fallgatter herabgelassen.

Das sechste Bild von Hogarth's „Heirath nach der Mode,“ giebt eine lebendige Vorstellung von den Häusern auf London Bridge. Sie erscheint eng dunkel und gefährlich wegen des Gedränges der Wagen. Starke Stützbalken verhindern die Giebel der altersschwachen Häuser am Zusammensturze in die Straße oder rückwärts ins Wasser hinein. Der Druck der zwischen die zwanzig Bogenpfeiler eingezwängten, auf und nieder rollenden Wassermassen bildete Schnellen und machte die Fahrt unter der Brücke durch ziemlich gefährlich. Ein Sprichwort sagte damals: London Bridge sei erbaut für weise Männer, um darüber weg — und für Thoren, um darunter wegzugehen.

In früheren Jahrhunderten waren die Häuser auf der Brücke von sehr angesehenen und wohlhabenden Bewohnern gesucht. Hans Holbein lebte hier. Selbst eine der großen Familien Englands leitet ihren Ursprung von hier ab. Eines Tages fiel aus einem der übergebauten rückwärtigen Giebelfenster ein kleines Mädchen hinab in den Strom. Sie war die Tochter eines berühmten Uhrmachers und, im Jahre 1559, Lord Mayors von London, Sir William Hewett. Einer seiner Lehrlinge sprang dem Kinde nach und rettete es aus den Wellen. Der Vater gab ihm später die Gerettete zur Frau mit einer reichen Mitgift. Der Lehrling hieß: Osborne und sein Urenkel wurde Herzog von Leeds.

Zuletzt war London Bridge nur von Nadelmachern bewohnt und es bildete ein fashionabeles Vergnügen der vornehmen Damen aus dem damaligen Westend (am Strand), Nachmittags hieher zu fahren, um Steck- und Haarnadeln zu kaufen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die überlebten Häuser nach und nach abgerissen. —

Steigen wir jetzt von unserem erhabenen Aussichtspunkte herab und beginnen unsere Wanderung durch die City von London Bridge aus am Themseufer aufwärts, Thamesstreet entlang bis zu Blackfriars. Von dort gelangen wir nördlich bis zu St. Pauls und weiterhin über Newgate und an der alten nördlichen Stadtmauer hin nach Bischopsgate. Dann wenden wir uns südlich über Aldgate zum Towerhill; von dort wandern wir wiederum die Themse herauf bis an unseren Ausgangspunkt London Bridge. Von hier führt uns zuletzt die neue breite, nach König William IV. benannte Straße direkt in das Herz der City wo uns Abends eine ehrenvolle Einladung zur festlichen Tafel des Lord Mayor, des prächtigen Nachfolgers achthundertjähriger mächtiger Vorgänger, für des Tages Mühen reich entschädigen wird.

Die gesammte gebildete Welt kennt und ehrt den Namen

des gastfreiesten unter den Großen dieser Erde, des „Lord Mayor von London.“ Wie es aber mit seiner, im kurzen Zeitraume eines Jahres vorüberfliegenden Herrschaft bestellt ist? — welches Gebiet er beherrscht? — welche geringere Sterne ihn umstehen und den Glanz seines Hofes vermehren? — diese verwickelten und — zumal für die Besucher der City und die Gäste des Citykönigs — in hohem Grade wissenswürdigen Fragen sind meinen Lesern wohl nicht ebenso geläufig.*

Schon zu sächsischer Zeit wird sich das damalige London einer munizipalen Verfassung erfreut haben, denn es besaß einen höchsten — nicht landesherrlichen — Beamten, der den Namen „Portreeve“ führte. Ich habe keine sprachkundige Erklärung dieses Titels finden können und wage daher die ganz bescheidene persönliche Vermuthung, daß derselbe vielleicht mit „Bord“ = Rand = Grenze, und wahrscheinlich mit „Greve,“ ein gewählter richterlicher Beamter, in Zusammenhang steht.

Nach der Eroberung regierte ein königlicher Statthalter, der Provost, in der neuen Hauptstadt. Um das Jahr 1190 jedoch erscheint wiederum das höchste Organ städtischer Selbstverwaltung unter dem alt französischen Titel: „Mayor.“ Zu jener Zeit hatte die Stadt bereits, gegen einen Pachtschilling von 400 Pfund, die Gerichtspflege und Verwaltung der Stadt selbst, der Grafschaft Middlesex und des rechten Themseufers erworben. Zwei Sherifs walten in London wie in jeder Grafschaft des Königreichs. Ueber ihnen steht der Mayor, mit Attributen, die in verjüngtem Maßstabe denen der königlichen Würde nachgebildet sind. Anfangs wurde er jährlich von der gesammten Bürgerschaft gewählt; ein Jahrhundert später durch

* Die historische Unterlage für diese und einige nachfolgende Skizzen aus dem alten London habe ich hauptsächlich aus den „Bildern aus Alt-England“ von Richard Pauli (Gotha, Perthes 1860) entlehnt.

Wahlmänner; seit etwa 400 Jahren besitzen die Zünfte dieses Wahlrecht. Von Anfang an bedurfte er der Bestätigung der Krone, die er noch heutigen Tages, am 9. November, in Westminster einholt. Hier legt er, gleich dem Peer, der sein Thronlehn antritt, in die Hände des Kanzlers den Treueid ab. Schon die Magna Charta (1215) nennt den ersten Gemeindebeamten Londons: Lord Mayor. Er genießt Titel, Ehren und Hofstaat wie ein Magnat des Reiches; er ist Mitglied des Geheimenraths und heißt: Right Honorable! —

Das Rathhaus der City ist die Guild Hall. Hier tagt der gesetzgebende Common Council. Die Residenz des Citykönigs ist das Mansionhouse, hier repräsentirt er, regiert und — richtet. Beträchtliche Provinzen seines ursprünglichen Reiches sind dem Lord Mayor im Laufe der Zeiten wieder verloren gegangen. Er hat Revolutionen und Restaurationen erlebt — das gemeinsame Loos aller alten Monarchien. Er beherrscht nur den hundertsten Theil der Fläche und des Aggregates von Häusern und Menschen, welches man heute: London nennt. Aber sein Ansehen in der Welt könnte nicht höher stehen wenn er der Stadtvater der gesammten 4 Millionen wäre, welche die Metropolis heute zählt. Der Lord Mayor von London ist ohne Zweifel noch heute der König aller irdischen Bürger- und selbst Oberbürgermeister.

Die Civilliste des Lord Mayor beträgt jährlich 200,000 Mark; dazu erwachsen der City für ihren König noch weitere 100,000 Mark Nebenkosten. Würde er demnächst das Haupt der 4 Millionen, wozu eine grade jetzt einsetzende Reformbewegung ihn erhöhen will, so würde es einer Erhöhung seines Gehaltes wohl kaum bedürfen. Denn schon jetzt vertritt er „ganz London" nach außen hin. Er empfängt, im Namen der „Stadt London", Kaiser, Könige und andere — ausgezeichnete Fremde, wie wir es heute selbst erfahren werden. Er führt einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat, den

wir noch kennen lernen werden und hat ein Heer städtischer Beamter an deren Spitze die zwei Sherifs nebst zwei Untersherifs stehen.

Die Regierungsmaschine der City ist ohne Zweifel die glänzendste und räderreichste, sie ist aber auch die kostspieligste der Welt. Das Einnahmebudget weist etwa 16 Millionen Mark auf, etwa gleich demjenigen der freien Städte Bremen und Lübeck zusammengenommen. Dem entsprechend sind die Gehaltsetats der unglaublich zahlreichen Beamten. Das Stadtschreiberamt kostet jährlich 80,000 Mark; jeder Sherif bezieht 80,000 Mark Gehalt; derjenige des Stadtbaumeisters beträgt 50,000 Mark, der des Stadtanwaltes: 60,000 Mark. Die 82 Mitglieder der Kommission, welche die städtischen Cloaken überwacht, erhalten eine Entschädigung von 240,000 Mark. Ein uralter wichtiger Posten ist der des „Remembrancer." Er hat sich während der Sitzungen des Parlamentes mit allem Fleiße dem Unterhause zu widmen, bei jeder Vorlage, die durch die gesetzgeberische Mühle läuft, das Interesse der City zu wahren, den Mitgliedern den Standpunkt der City klar zu stellen und sie — zu Tische zu laden. Mit den Regenten der Provinzialstädte hat er Fühlung zu suchen und darüber zu wachen, daß sie gebührend zu verbrüdernden Festlichkeiten um ihr geistiges Haupt in Mansionhouse versammelt werden.

Nach diesem flüchtigen Kursus durch die Verwaltung der City wenden wir uns jetzt wieder zu ihrer Topographie und beginnen unsere Wanderung.

London Bridge lassen wir links liegen und wenden uns stromaufwärts, die enge und düstere Upper Thames Street entlang.

Dort erhebt sich bald, wie ein ungeheures Zelt aus Eisen und Glas das Gewölbe von Cannon Street Station vor und über uns. Er sieht recht nüchtern, praktisch und modern aus, dieser stets donnernde und brausende Bienenkorb

und dennoch ist er ein Todten-Denkmal; — ein Leichenstein, unter dem ein ruhmreiches oder doch ehrenvolles Stück ältester deutscher Geschichte begraben liegt. Denn genau dort wo jetzt die große Empfangshalle der Great Eastern Bahn zwischen dem Themseufer und Thamesstreet sich erhebt, lag der großartige Steel-Yard, der Stahlhof der hansischen Kaufleute in London.

Noch vor zwanzig Jahren sah Pauli* den Stahlhof und beschreibt ihn, vom Flusse aus betrachtet, „als einen besonders abgetheilten Quay mit umfangreichen Packhäusern, dessen Baustil, dessen grüne Fensterläden und dessen dort seltener Schmuck, einige grüne Bäume, unwillkürlich an ähnliche Plätze in deutschen Seestädten erinnern."

Auf diesem Flecke, mitten in London, hatten seit unvordenklichen Tagen unsere Landsleute gelebt und ihn bis in dieses Jahrhundert hinein besessen. Es war die uralte Faktorei und der Stapelplatz der Kaufleute der deutschen Hansa.

Weshalb war gerade den Deutschen, vor allen anderen Nationen, die Vergünstigung geworden, sich hier niederzulassen? War es das zu jener Zeit noch lebendige Bewußtsein der sächsischen Stammeseinheit, als deren Erinnerung Hengist und Horsa das „weiße Roß" das Wappen von Braunschweig-Lüneburg, dessen Köpfe noch heute die Dachfirst der niedersächsischen Bauern zieren — als Landeswappen in das neue Königreich Kent verpflanzten?

Denn die deutsche Faktorei in London war viel älter als die Hanse. Der Sachsenkönig Aethelred II. (978 bis 1016) sicherte bereits in einem Gesetze „den Leuten aus den Landen des Kaisers, die mit ihren Schiffen nach England fahren" dieselben Handelsvorrechte zu, welche die Einheimischen besaßen. Sie hatten ihm dafür zu Weihnachten und zu Ostern (am

* Bilder aus Alt-England S. 149. — Lappenberg: Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofes zu London.

Anfange und Schlusse ihrer Ueberwinterung) Tuch, Pfeffer, fünf Paar Mannshandschuhe und zwei Fäßchen Essig zu liefern. Viel später — im zwölften Jahrhundert — nahm Heinrich II. die „Leute von Cöln" nebst dem von ihnen in London besessenen Hause und allen darin befindlichen Waaren in seinen besonderen Schutz. Sie hatten für ihre Gildehalle in London jährlich zwei englische Schillinge zu entrichten. Diese erließ ihnen später Richard Löwenherz zum Danke für ihre Gastfreundschaft, als er aus der Gefangenschaft auf dem Triefels über Köln nach England heimkehrte. Nach und nach erschienen auch Bremen, Hamburg und Lübeck auf dem Stahlhofe, und endlich wurde durch die Vermittlung des englischen Kronbewerbers während der kaiserlosen Zeit in Deutschland Richards von Cornwallis, „allen Kaufleuten von Alemanien, die das Haus zu London besitzen, welches die deutsche Gildenhalle heißt, die Aula Teutonicorum," ein großer königlicher Freibrief ausgestellt.

Von dieser Zeit an brachten die Deutschen bald den gesammten überseeischen Handel Englands in ihre Hände. Die Einheimischen beschränkten sich auf den Zwischenhandel mit dem Hinterlande. Man kennt noch die Namen der Tidemann von Limberg, der Clipping uud der Gebrüder Reule, die damals in London die Rolle von Rothschild und Baring Brothers spielten. Als König Edward III. seine Krönungsgeschmeide nicht wieder aus dem Pfandbesitze der Stadt Köln lösen konnte, streckten die Hansen ihm neue Summen darauf vor, ließen die Kostbarkeiten nach England bringen und — legten sie Sr. Majestät zu Füßen. Während seiner französischen Kriege liehen sie dem Könige mehrfach Subsidien von 20—30,000 Pfd. Sterling, zu jener Zeit eine ungeheure Summe. Man kann daher wohl sagen, daß die Hansen des Schwarzen Prinzen werthvollste Mitkämpfer in seinen großen Siegen bei Crecy (1346) und Poitiers (1356) waren.

Die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war der Höhe-

punkt in der Blüthe des Stahlhofes zu London. Denn von da an erwachte auch der ausländische Unternehmungsgeist der Engländer. Es entstand Eifersucht — Feindseligkeit — und endlich entbrannte ein erbitterter Seekrieg zwischen England und der Hansa. Letztere bestand seltsamer Weise auf ihren alten Privilegien und Zollbegünstigungen in London, wollte aber die englischen Schiffe vom gesammten Ostseehandel ausschließen. Vom Stahlhofe waren damals die Deutschen lange Jahre verjagt und kehrten erst nach dem Friedensschlusse, im Jahre 1474 dorthin zurück. Ruhig saßen sie nun auf ihrem alten Eigenthum wohl ein Jahrhundert lang bis zur Zeit der Königin Elisabeth. Inzwischen war aber die Hansa selbst klein geworden — abgestorben, und die Schiffe der Hanseaten gleichzeitig so groß, daß sie London Bridge nicht mehr passiren konnten. Trotzdem steiften die Männer im Stahlhofe sich auf ihre alten Privilegien in der Ostsee und wollten dort den Engländern das Prinzip der Gegenseitigkeit, — des „fair trade“ wie man jetzt sagt — nicht zugestehen. Da erließ Elisabeth im Jahre 1598 ein Dekret, welches die deutschen Gildegenossen abermals aus dem Stahlhofe vertrieb. Später sind sie wieder zu Gnaden aufgenommen und theilten im Jahre 1666 das allgemeine Schicksal Londons. Ihr alter Hof wurde durch das große Feuer in Asche gelegt.

Vor dieser Katastrophe bot der Steelyard einen stattlichen Anblick dar, ähnlich den alten deutschen Kaufhallen wie wir sie noch in Danzig und Soest erhalten finden. An der Stelle wo jetzt Thamesstreet unter der Halle von Cannonstreet Station durchführt, erhob sich über der Straße die nördliche Front des Hofes in mehreren Stockwerken. Jede der drei runden, durch Eisenbeschläge sicher verwahrten Eingangspforten trug einen sinnreichen Spruch: „Dieses Haus bietet Freude und Fülle aller Güter, Friede Ruhe und ehrbare Lust“ — „Das Gold ist der Vater schmeichelnder Künste und der Sohn der Mühsal“.

— „An der dritten Thür wurde jeder „der hier die Zucht bricht“ mit der verdienten Strafe bedroht. Hoch oben am Dache breitete der Doppeladler seine Schwingen aus. Starke Ringmauern machten den Hof zu einer festen Burg inmitten der fremden Bevölkerung. Im Innern diente eine große Halle als Rathsstube und als Festraum für Gelage. Hier waren die silbernen Prachtgeräthe der Gilde aufgestellt. Zwei Gemälde vom berühmten Meister Holbein zeigten an den Wänden den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armuth. Eine Schatzkammer war vorhanden und eine geräumige Küche. Ferner ein Obstgarten mit Ballspielplatz. Dann folgten lange Reihen von Speichern und Komptoiren, mit Werften und Krahnen. Hier lagerten die eingeführten orientalischen und nordischen Produkte, unter ihnen namentlich der Häring der damals den Weg aus seiner heimathlichen Ostsee in andere Gewässer lebend noch nicht gefunden hatte. Wolle, Häute, Korn und Käse, damals Englands Ausfuhrartikel, wurden ebenfalls hier angesammelt.

Ein bemerkenswerther Theil der nördlichen Front in Thamesstreet war die Weinstube. Unter Elisabeth und Jacob I., als es noch kein Westend gab, verkehrte hier die feine Herrenwelt. In den damaligen englischen Lustspielen heißt es: „Let us go to the Stilliard and drink Rhenish wine“. — „Ich lade Euch ein, ihn diesen Nachmittag im rheinischen Weinhause im Stahlhofe zu treffen; kommt und laßt Euch den deutschen Kuchen und ein Fäßchen Caviar wohlschmecken!“

Für die geistlichen Bedürfnisse der Genossenschaft war ihr die benachbarte Kirche: „All Hallows the Great“ geöffnet, die wir heute noch links an der Straße finden. Darinnen sehen wir ihre alten Stühle und nach dem Brande stifteten sie dort mehrere bunte Glasfenster in denen der deutsche Reichsadler noch von ihnen zeugt. Das wunderbare Holzschnitzwerk, welches mit seinen zahlreichen gewundenen Pilastern und

Bögen den Chor vom Hauptschiffe trennt, war eine Schenkung der Hansen.

Die Regierung der Korporation führte ein alljährlich gewählter Aeltermann nebst einem Ausschusse in dem die einzelnen Hansestädte nach Billigkeit vertreten waren. Die Zucht war klösterlich, das Leben ehelos. Um 9 Uhr Abends wurden die Pforten geschlossen. War die Stadt London in Gefahr so hatten die Deutschen das wichtige nordöstliche Bischopsgate zu vertheidigen und fortdauernd in baulicher Wehrbarkeit zu erhalten.

Den guten Willen der Hochmögenden in der gastfreien fremden Stadt suchte man durch Geschenke aufzufrischen. Der Lord Mayor erhielt zu Neujahr 20 Goldnobel, in ein Paar Handschuh versteckt. Außerdem Caviar, Häringe und Wachs. Nach Stand und Würde wurden alle andern Spitzen der Stadt- und Staatsbehörden (namentlich die Zollbeamten) von den „Osterlingen" — „Easterlings" hießen die Deutschen beim Volke — bedacht, selbst die Minister gingen nicht leer aus. Ueberall spielten die Handschuhe eine verschwiegene Rolle. —

Nach dem Brande wurde der Stahlhof in weit bescheideneren Verhältnissen wieder aufgebaut. Durch Cromwell's große Schutzmaßregel, die Navigationsacte, war Englands Handel übermächtig geworden. Für die Stahlhofgenossen fand sich in Thamesstreet kein fruchtbares Feld mehr. Ihr Besitz wurde daher lange Jahre hindurch an Londoner Kaufleute vermiethet und endlich im Jahre 1853 verkauft. Jetzt ist er nur noch ein: „Es war einmal." —

Wir ziehen Thames Street weiter aufwärts zwischen einer ganzen Reihe von unansehnlichen kleinen Kirchen und stattlichen Gildehäusern. Die Färber, Lichtzieher, Weinhändler (Vintners) und die Skinners (Kürschner) haben hier ihre Hallen. Die letzteren wohnen seit 1260 auf diesem Fleck und berühmen sich in ihrem Hause einen der schönsten alten Räume des alten

Londons zu besitzen. Ihr Drawing Room ist in kunstvoll geschnitztem und vergoldetem Cedernholze getäfelt und mit entsprechenden kunstgewerblichen Schätzen ausgestattet. Die Kürschner waren von jeher ein reiches und angesehenes „Mysterium.“ Sie sind sogar große Landlords in Irland, bei Londonderry. Bevor Mansion House gebaut war gab bei ihnen der Lord Mayor häufig seine Staatsfeste. Die jährliche Wahl des Masters findet noch heute mit eigenthümlicher Beziehung auf das Handwerk statt, nämlich vermittelst einer Pelzkappe. Der abtretende Master hat eine solche Hauptbedeckung vor sich liegen. Er probirt sie auf und erklärt: „sie paßt mir nicht.“ Dann wandert die Kappe weiter von Kopf zu Kopf, nirgendwo paßt sie, bis sie zum designirten Nachfolger gelangt — für den sie nach Maß angefertigt war. Dieser entdeckt zu seiner angenehmen Ueberraschung, daß sie ihm paßt und wird für das nächste Jahr auf den Schild erhoben. Man behauptet, daß die Herren bei diesem Wahlakte völlig ernsthaft bleiben. — Eine uralte Freundschaft besteht zwischen den Kürschnern und den Merchant Taylors, den Schneidern. In jedem Jahre laden sie sich gegenseitig zum festlichen Mahle; einmal zuerst bei den Kürschnern, das andere Jahr senden die Schneider die erste Einladung. Der „Toast of the Evening“ ist dann stets die Gesundheit der Ehrengäste, der verbrüderten Gilde. Dieser Gebrauch ist unwandelbar eingehalten worden seit dem Jahre 1483. Vor dieser Zeit war das Verhältniß leider vielfach getrübt gewesen, nicht durch Brodneid, nein! ein edleres Motiv bewegte die Herzen der würdigen Meister; es war die Streitfrage: wem zwischen beiden Gilden der Rang gebühre, der offizielle Vortritt? Anhaltende Diskussionen, verbunden mit physischer Anmaßung und Behauptung des Besitzstandes, führten im Jahre 1483 endlich zu einem sehr bedauerlichen Blutvergießen zwischen den Lehrlingen und jüngeren Genossen. Jedoch die ehrsamen Häupter beider Zünfte däuchte, daß ein solches

Verfahren loyalen Bürgern nicht zieme und sie riefen den Ausspruch des Lord Mayor an. Dieser erwies sich in Wahrheit als ein Daniel. Er entschied, daß jede Company in jährlichem Wechsel den Vorrang und in ihrem Jahre das Recht genießen solle: die andere zuerst zu Tische laden zu dürfen. Und so haben sie denn nun in brüderlicher Eintracht bereits achthundert Male ihre Füße mit einander unter denselben gastlichen und reichbesetzten Tisch gesteckt. Und achthundertmal ist dabei die offizielle Gesundheit ausgebracht:

„Kürschner und Schneider,
Schneider und Kürschner,
In Wurzel und Zweigen
Mögen sie wachsen,
Für immer und immer!“

Das heißt man doch wahrlich gesunde geschichtliche Kontinuität.

Wir verlassen jetzt das Ufer des Stromes und wenden uns in New Bridge Street gegen Norden, bis wir den Punkt erreichen wo einst die Fleetbrücke lag, die Verbindung der alten City mit ihrer westlichen Ausdehnung, Fleetstreet. Vor uns senkt sich, jenseit des runden Platzes Ludgate Circus auf dem man an Werktagen nur mit Schwierigkeit die endlosen Wagenreihen kreuzt, gegen Norden die breite Farringdon Street, das alte Flußbett des Fleet. Rechts nach Osten steigt die Straße ziemlich steil an. Der Aufgang ist hier durch einen thorartigen, auf Pfeilern ruhenden Ueberbau beengt. Aber es ist wiederum nur ein modernster Eisenbahnviadukt, nicht mehr das alte Ludgate, das westlichste und älteste Stadtthor. Ein (legendenhafter) celtischer König Lud erbaute es — wie ein zuverlässiger Historiker ermittelt hat, — genau 66 Jahre vor Christi Geburt. Jedenfalls war die Konstruktion dauerhafter Art, denn als es im Jahre 1760 auf den Abbruch verkauft wurde erwies es sich seinem Zerstörer als eine harte Nuß.

2*

Wie häufig geschah so wurde auch dieses Thor als ein Kerker benutzt und die armen Gefangenen pflegten durch die Eisengitter die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zur Erleichterung ihres Looses anzusprechen. Einst kam auch eine reiche Dame: — sie hieß: Agnes — hier vorüber. Einer der Gefangenen rührte ihr Herz durch seine jugendliche Männerschönheit. Sie befreite und — freite ihn. Er hieß Stephan Forster und sein Name ist in London nicht unbekannt geblieben. Denn nach einer Reihe von Jahren war er Lord Mayor von London; etwa um das Jahr 1450 zur Zeit Heinrichs VI. Als Dame Agnes Forster später Wittwe geworden war ließ sie die Zellen der Gefangenen, in liebevollem Andenken an den einstigen Bewohner, ausbauen nnd versorgte sie mit gutem Trinkwasser.

Wir steigen, indem wir uns wieder östlich wenden Ludgate Hill hinan und plötzlich erhebt sich vor uns die großartige westliche Hauptfront der

Kathedrale von St. Paul.

Der erste Eindruck des mächtigen Bauwerkes ist ohne Zweifel ganz ungewöhnlich imposant. Hat die kolossale Kuppel mit dem vergoldeten Kreuze schon in der Ferne, wenn sie in düsterer einsamer Majestät frei über der Nebel- und Rauchschicht Londons zu schweben scheint, sich uns als ein riesiges Wahrzeichen der Riesenstadt eingeprägt so wirkt die ungeheure gedrungene schwärzliche Steinmasse inmitten der Enge und des Gedränges, über welche sie sich in stiller Größe bis gegen 150 Meter in die Luft erhebt, noch weit überwältigender. Der schmale Platz, der sie umgiebt zwingt uns, sie stets aus der steilsten Froschperspektive zu betrachten.

Heute jedoch führt uns unser Weg nicht in das Innere der weltberühmten Kathedrale, denn sie gehört nicht zu dem alten London, dem dieser Tag allein gewidmet ist.

St. Pauls wird auf beiden Seiten, nördlich und südlich,

von zwei unregelmäßigen Straßenlinien umflossen, die sich jenseits, im Osten, wieder als Cheapside vereinigen. Diese Insel im nahe zudrängenden Häusermeere heißt: St. Pauls Churchyard.

Während wir nach Cheapside zu unsere Schritte lenken werfen wir noch einen Blick auf den Steinriesen über uns. Er ist ein Beispiel — wenn auch kein leuchtendes — von der Leistungsfähigkeit des Londoner Kohlenrauches. Der Baustein ist von Natur weißlich und als St. Paul (um's Jahr 1700) jung und frisch war muß er eine wahrhaft glänzende Wirkung gemacht haben. Aber die 180 Jahre, die seitdem darüber hin gingen, haben dem alternden Riesen sehr veränderte Farbentöne aufgesetzt. Die gesammte Oberfläche wechselt zwischen dunkelgrau und hellgrau, alle vorspringenden Theile aber, Pfeiler, Risalite, Steinguirlanden, sind völlig schwarz. Im Scheine der niedrig stehenden Sonne, Morgens und Abends, kann man auf den ungeheuren, so seltsam abgetönten Massen einen sonderbaren Effekt beobachten: als ob das anscheinend ganz schwarze Gebäude mit einer Haut von nächtlichem weißen Reif überzogen sei, der gerade jetzt durch die Wirkung der Sonnenstrahlen von den vorspringenden schwarzen Theilen verschwindet während er auf den übrigen helleren noch haftet.

Auf seiner nordöstlichen Spitze, über Cheapside, läuft der Churchyard in eine verhältnißmäßig geräumige Landzunge aus. Dort stand Jahrhunderte lang ein mächtiges steinernes Kreuz, „St. Pauls Croß," welches einen der Centralpunkte des öffentlichen Lebens im mittelalterlichen London bildete. Es war auf steinernen Stufen erhöht und von einem gewölbten Baldachin überragt.

„Paul's Croß", sagt der verstorbene Dean Milman in seinem vorzüglichen Werke über seine herrliche Kirche, „war die Kanzel nicht nur für die Kathedrale. Man kann sagen: als das Predigen überhaupt volksthümlicher wurde und mehr und

mehr begann die öffentliche Meinung zu leiten und zu beherrschen, da war dieses Kreuz die Kanzel der gesammten Kirche von England. Die ausgezeichnetsten Geistlichen, namentlich von den Universitäten, wurden eingeladen um hier vor dem Hofe und der City zu predigen. Sie waren während dieser Zeit gefeierte Ehrengäste des Adels oder des Lord Mayors und der Aldermen. Mit Ausnahme des Königs und seines Hofes standen während der Predigt alle Zuhörer unter freiem Himmel. Paul's Croß war aber auch der Platz vieler öffentlicher Akte, geistlicher und rein politischer. Hier wurden päpstliche Bullen verkündet, hier donnerten Exkommunikationen, vornehme Sünder thaten hier öffentliche Buße, Ketzer leisteten Widerruf, oder wenn nicht — wanderten von hier auf die Scheiterhaufen nach Smithfield."

Der Kirchhof war eines der großen Geschäftszentren von London, bevor die Welt-Neuigkeitskrämerin: die Börse existirte. Hier erfuhr und erörterte man die neuesten Nachrichten aus Flandern, Frankreich, oder die Gerüchte aus dem eigenen Lande. Hier sammelte sich die erregte Bürgerschaft wenn eins ihrer theuren Privilegien bedroht erschien, und murrte über den vom Könige Edward III. immer von neuem geforderten „Gutwillen" der ihm seine Soldtruppen in den endlosen französischen Kriegen unterhalten mußte. Hier proklamirten die Reichsherolde den jüngsten Sieg zu Land und zur See. Oder man verhöhnte zur Unterhaltung in stillen Zeiten irgend einen Elenden, der hier mit den Ohren an den Schandpfahl genagelt war und sprach dabei den Pastetenbäckern und Gastwirthen zu, die sich hier ringsum niedergelassen hatten. Quacksalber schrieen hier ihre Panacee aus und der Bürger Frauen und Töchter versammelten sich zum Plauderstündchen und Stelldichein. Es war die Kirche, die Börse, der Club und der Spaziergang von London. Denken wir uns an dieser Stelle die gedrängten Massen, jubelnd ihre Kappen in die Luft werfend

über die Botschaft von Crecy und Agincourt, oder sich reumüthig beugend vor John Wycliffe's neuer Lehre.

Sobald die kluge Königin Elisabeth den Thron bestiegen hatte bewies sie ihre Würdigung der Wichtigkeit von St. Pauls Croß. Denn eine ihrer ersten Regierungshandlungen war, einen „zuverlässigen Prediger für den nächsten Sonntag am Kreuze St. Pauli auszuwählen", damit keine Gelegenheit gegeben werde, eine Disputation über die, von der schottischen Nichte Maria Stuart angefochtene Nachfolge in der Regierung aufzurühren. Damals vertrat die Predigt die moderne Rednerbühne und Presse. Hier wohnte auch die große Herrscherin dem Dankesgottesdienste für die Zerstörung der Armada bei.

Im Jahre 1643 wurde das Kreuz durch Befehl des puritanischen Parlaments abgerissen und entfernt.

Noch heute ist St. Paul's Churchyard einer der geschäftlichen Mittelpunkte der City. Im Süden ragt eine lange Reihe mächtiger Speicher empor und im Norden finden wir einige der bedeutendsten Tuch- und Seidengeschäfte Londons. Hier im Norden der Kathedrale ist der einzige Platz der City wo man noch hoffen darf, Damen zu begegnen, die „shopping" gehen. —

St. Paul's ist keine Pfarrkirche mit örtlich begrenztem Sprengel. Wäre sie es, so würde die Zahl der zur englischen Staatskirche gehörigen Gotteshäuser im Gebiete der City 110 betragen. Einhundert und neun Kirchen und Kirchensprengel hat die Frömmigkeit früherer Jahrhunderte auf der einen englischen Quadratmeile errichtet. Diese Quadratmeile war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch von etwa 160,000 Menschen bewohnt. Die Zählung von 1861 ergab noch 112,000; die von 1871: 75,000; die von 1881 nur noch 51,000 Einwohner. Man sieht also nach dem bisherigen Gange dieser Entvölkerung den Zeitpunkt voraus wo alle die großen Kontorhäuser Speicher und Bahnhöfe, welche die früheren Bewohner

ausgetrieben haben, Nachts und Sonntags nur noch von 10 bis 15,000 Wächtern und ihren Familien belebt sein werden. Die meisten dieser mächtigen Gebäude stehen außerhalb der Geschäftsstunden völlig leer und sind ausschließlich der Fürsorge der städtischen Polizei überlassen. Seit 1851 bis 1871 war die Zahl der bewohnten Häuser von 15,000 auf 10,000 gesunken.

Mit diesem Aussterben der Nachtbevölkerung steht die Zuströmung der Tagesbevölkerung in engen Beziehungen. Im Jahre 1866 betraten die City, zu Fuß und vermöge der verschiedenartigsten Transportmittel zu Wasser und zu Lande, während der Stunden von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends: 680,000 Menschen; im Jahre 1881: 800,000 Menschen. Die Tagesbevölkerung, das heißt: die Menschen, welche sich während der Tagesstunden in den Häusern der City aufhalten, ist auf 250,000 Köpfe ermittelt.

Nun sind allerdings die gedachten 109 Kirchensprengel der City nach und nach zu 61 „geistlichen" Sprengeln zusammengezogen, aber in Beziehung auf die Verwaltung ihres Vermögens bestehen sie noch heute als „civile" Sprengel in unveränderter selbstverwaltender Wirksamkeit mit nahezu souverainen Befugnissen fort, sowie mit einem vollständigen Stabe von Beamten und Dienern. Im Laufe der letzten Jahrzehnte jedoch begann dieser Zustand außerhalb jener kleinsten autonomen Kreise Bedenken und, bei etwas näherer Prüfung, Kopfschütteln zu erregen. Man wußte, daß von Alters her eine große Menge frommer und milder Stiftungen mit den Kirchen der City verbunden war; man durfte annehmen, daß die Erträge dieser, meistens in Grundbesitz innerhalb der City selbst bestehenden Zuwendungen in neuer Zeit ganz außerordentlich gestiegen seien und man munkelte, daß bei der Verwaltung und Verwendung dieser Stiftungen große Vergeudung und selbst arge — Mißbräuche eingerissen seien.

Endlich brachten es die unzufriedenen und reformlustigen

Leute dahin, daß im Jahre 1878 eine „Königliche Kommission“ aus beiden Häusern des Parlaments niedergesetzt wurde, um auf diesem, unter vielhundertjährigem ehrwürdigem Staube verschütteten Stücke Mittelalter Nachgrabungen anzustellen und deren Ergebnisse an's helle Tageslicht der öffentlichen Kritik zu fördern. Nach zweijähriger mühevoller Arbeit legte die Kommission im Jahre 1880 in einem mächtigen Blaubuche einen umfassenden Bericht vor, der allerdings die absonderlichsten Thatsachen feststellt:

Im Herzen der City giebt es etwa 100 alte Pfarrkirchen mit noch bestehenden „Civil-Kirchspielen,“ deren gesammte Bevölkerung im Jahre 1871 aus 35,000 Köpfen bestand, und die jetzt etwa noch 20,000 Einwohner zählen werden. In etwa 40 Kirchen gab es nur noch unter 100 Seelen, in einer sogar nur noch deren 32. Ein Kirchspiel liegt unter der Bank begraben, ein anderes unter dem General-Postgebäude, ein drittes unter Cannonstreet Station. Die Kirchen in diesen Sprengeln stehen selbstverständlich leer und die Organisation ihrer Verwaltung ist völlig — zwar nicht gegenstandslos aber — sinnlos geworden. Während so die Bevölkerung ausstarb wuchs der jährliche Ertrag des Stiftungs-Vermögens ganz außerordentlich. Von 1,350,000 Mark im Jahre 1865 war er 1877 gestiegen auf 2,100,000 Mark. Das wären also 40 Mark auf jeden Kopf der Bewohner (52,000) der City. In einigen Kirchspielen stieg dieses günstige Verhältniß auf 80 Mark. In 91 Kirchspielen befanden sich im Jahre 1879 weniger als 10 Personen, die, als öffentliche Arme, Hausunterstützung erhielten; in 59: gar keine!

Man könnte glauben, daß bei diesem Ueberflusse an ererbter Barmherzigkeit die City mit philanthropischen Instituten gefüllt und daß dort die gesetzliche Armenunterstützung — der „Pauperismus“ im englischen Sinne — ein unbekanntes Uebel sei.

Weit gefehlt! Während durch ganz London von 37 Personen eine der öffentlichen Armenpflege verfallen ist, so steht dieses Verhältniß in der City wie 16 : 1. In Gesammt-London beträgt die Armenlast für Hausunterstützung (an Personen, die nicht in's Armenhaus zu gehen genöthigt werden) durchschnittlich 8 bis 18 Pfennige, in der City: 4 Mark 38 Pfennige!

Woher kommt dieser auffallende Zustand? Die gesammte Wohlthätigkeits-Einnahme wird von einer sehr großen Anzahl unabhängiger kleiner Korporationen durch ihre Kuratoren, Kirchenpfleger und Kirchspielsvorstände verwaltet und vertheilt. Beinahe die eine Hälfte, also etwa 1 Million Mark, wird auf die Unterhaltung der Kirchen verwendet, namentlich der 61 Pfarrkirchen in dem „geistlichen" Kirchspiele, während doch für die religiösen Bedürfnisse der 50,000 Einwohner deren 10 neben St. Paul's völlig ausreichen würden. Eine fernere sehr bedeutende Summe ist für besondere Predigten und Andachten zu bestimmten Zeiten und über bestimmte Zwecke gestiftet. So z. B. 1000 Mark jährlich für das Abhalten von zwei Predigten an zwei Wochentagen. Statt dessen erscheinen Pastor und Küster an jedem Mittwoch und Freitag Morgen pflichtmäßig in der Kirche, — warten auf Zuhörer, — diese erscheinen niemals — und die Geistlichkeit zieht sich unverrichteter Sache zurück. Die 1000 Mark sind verdient und werden ausgezahlt. Eine andere Predigt ist gestiftet zum Danke für die Zerstörung der Armada, wieder eine für die Abwendung der Pulververschwörung. Beide werden gehalten. „Der Erfolg" sagte ein Zeuge vor der Kommission, „ist: der Pfarrer wird bezahlt für's Halten und der Küster mit 3 Chorknaben für's Anhören. Außer ihm ist nie eine Gemeinde gegenwärtig es wären denn . . . fünf alte Weiber, an den Tagen wo ein Stiftungsalmosen vertheilt wird." So sterben die Kirchen der City eines sicheren langsamen Todes an Blutlosigkeit; ihre Gemeinden sind wie von einer Ebbe

davon getragen auf die keine Fluth folgen wird. Die Glocken läuten, aber Sonntags sind keine Hörer da und Alltags sind sie — im Geschäft.

Sehr viel Geld wird untergebracht in milden Gaben an Brod, Kohlen, Bettdecken u. s. w. Fast alle Zeugen waren darin einig, daß mit diesen Geschenken sehr viel Unheil angerichtet wird. In einem Kirchspiel war ein Kirchenvorsteher neugierig zu erfahren: was mit den vertheilten Anweisungen auf Kohlen werde? Er notirte sich die Adressen, welche die Empfänger angaben. Er forschte nach und 40 bis 50 dieser Bedürftigen waren in ihren angeblichen Wohnungen völlig unbekannt. Diese Leute betrieben augenscheinlich das in der City wohlbekannte Gewerbe der „Kohlenjäger": sie machen sich ein Geschäft daraus, derartige Anweisungen zu erschwindeln und sie dann mit Rabatt an die Kohlenhändler loszuschlagen. Die Brodanweisungen wurden ohne jede vorgängige Erkundigung an Leute vertheilt, die dem Gottesdienste einige Male beigewohnt hatten, entweder vom Pfarrer allein oder von einer schwach besuchten Versammlung der Kirchspielsverwaltung, in einem Kirchspiele sogar von den Almosenempfängern selbst. Es stellte sich heraus, daß die letzteren nebenbei von öffentlicher Unterstützung als „Bezirksarme" lebten. Höchst wahrscheinlich waren sie gleichzeitig eifrige Besucher mehrerer Brod vertheilender Kirchen.

Ihre eigenthümlichste Verwendung haben jedoch die Einkünfte dieser Stiftungen für „Arme" dadurch gefunden, daß aus denselben die auf das Kirchspiel entfallenden Armensteuern und sogar die gesetzlichen Beiträge zu dem allgemeinen Armenfonds der Metropole bezahlt werden. Aus den Mitteln einer Kirche in Lombardstreet werden hierzu jährlich 14,000 Mark verwendet, die ohne diese Beihülfe den dortigen großen Bankhäusern obliegen würden. Es war also eine Stiftung für die Reichen geworden. In zwei anderen Kirchspielen sind hierfür 26,000

Mark Stiftungsgelder verwandt und in einem derselben machte man gleichzeitig eine Anleihe, weil die Kirchenbaukasse hierdurch unzureichend für nöthige Reparaturen geworden war. Vielfach sind die Aufseher und Thürhüter jener großen Geschäftshäuser die Empfänger der Almosen, zu wesentlicher Erleichterung ihrer bemittelten Dienstherren.

Bedeutende Summen gehen auf in der leiblichen Verpflegung der Armensteuerzahler. Bei vielen Sitzungen und sogar nach Gottesdiensten werden die angestrengten Kirchenvorstände mit Wein und Sandwiches gestärkt; Zweckessen und andere Liebesmahle im Krystallpalaste, in Greenwich und Richmond erscheinen — theils ausdrücklich, theils unter: „Verschiedenes" — in den Rechnungen. Eines dieser Feste kostete gegen 1700 Mark, ein anderes beinahe 2300 Mark. Letzteres fand unter den Mitgliedern eines Kirchspiels statt, welches nur noch zwei bewohnte Häuser enthält. Zur Erhöhung der Feier wurden fernere 1200 Mark aus dem Almosenfond entnommen, um dem einen der Kirchspielsvorstände, in Anerkennung seiner besonderen Verdienste, ein anständiges Silbergeschenk zu überreichen!

In einem anderen Kirchspiele giebt es zwei uralte Stiftungen von ursprünglich sehr geringem Betrage. Die eine ist ein Stipendium von 1 £ 6 s. 8 d. (26 Mark 75 Pfennig), welches die Kirche aus einem ihr hinterlassenen Grundstücke an einen fleißigen Studenten zu Oxford oder Cambridge zu zahlen hat. Diese bescheidene Summe wird noch heut gewissenhaft eingehalten obgleich das Grundstück jetzt jährlich mehr als das Hundertfache trägt. Ein anderer frommer Stifter hat vor 400 Jahren eine Rente von 5 Mark hinterlassen für ein „Liebesfest" bei welchem entzweite Mitglieder der Gemeinde Versöhnung trinken sollten. Dieses Fest hat sich im Laufe der Jahrhunderte und im Verhältnisse zum gesunkenen Werthe der Edelmetalle weit stattlicher entwickelt als jenes Stipendium. Es wird jährlich im „Star und Garter" zu Richmond ab-

gehalten und kostet 1200 bis 1400 Mark. Die Gäste sind die Honoratioren des Kirchspiels, namentlich die Sekretäre der zwölf großen Gesellschaften, welche dort Speicher besitzen. Man weiß nicht anders als daß alle diese Herren während des vergangenen Jahres in der wünschenswerthesten Eintracht gelebt hatten; vielleicht war indessen dieses erfreuliche Verhältniß durch die jährliche Vorauswirkung des Dinners erzielt.

Endlich kommen Stiftungen vor, deren Einnahmen bereits seit vielen Generationen haben zu Kapital geschlagen werden müssen, weil ihre besondere Bestimmung nicht mehr erfüllbar ist. Hierher gehört die Auslösung armer christlicher Gefangener aus der Sklaverei der Barbaresken, die Erhaltung von ewigen Lampen, von wunderthätigen Bildern und der Ankauf von Reisig für die Scheiterhaufen der Ketzer.

Die Reform dieses Unfugs ist also in Angriff genommen, jedoch kann man nicht sagen, daß die Regierung sie mit Eifer betreibt.

Der Bischof von London, an der Spitze seiner Geistlichkeit, hat den höchst berechtigten Wunsch, daß diese Mittel für die Seelsorge der zahlreichen armen Bevölkerung verwandt werden mögen, welche jetzt große neue Städte im Norden und Nordosten der City bildet nachdem sie aus dieser, so zu sagen, vertrieben wurde.

Man möchte sogar weiter gehen: einen nicht unerheblichen Theil der 61 Pfarrkirchen schließen, um ihr Fabrikvermögen und die in ihnen verschwendete geistliche Arbeitskraft in jenen neuen Vorstädten nutzbar zu machen. Um für diese Bewegung eine statistische Grundlage zu gewinnen, wurden am 1. Mai 1881 die Besucher der Citykirchen gezählt. Es stellte sich dabei heraus, daß, wenn man die offiziellen Theilnehmer und ihre Familien, die Chorsänger, die Schulkinder absetzt, in einer dieser Kirchen die Gemeinde aus 10, in anderen aus 9, 8, 4 und 2 Köpfen bestand; daß, abgesehen von jenen unfrei=

willigen Besuchern, nur in 11 Kirchen mehr als 100 Personen eintraten; in mehr als 30 Kirchen waren nicht 50 Gläubige anwesend. Die Diensteinnahme einer Gruppe von Geistlichen, die zusammen nur 3853 Gemeindemitglieder haben, beträgt zwischen 7 und 800,000 Mark. In 8 Kirchen mit 2000 Einwohnern betragen die Diensteinkommen der Pfarrer 44,000 Mark, also 22 Mark auf den Kopf. „Man kann auch nicht einmal behaupten," sagte der Bischof von London im Oberhause, „daß die Kirchen der City deshalb erhalten werden müssen weil sie ihr zum Schmucke dienen. An den 60 Gotteshäusern gehen täglich hunderte und tausende von Menschen vorüber ohne auch einmal zu ahnen, daß das Gebäude ein Gotteshaus sei."

Indem wir St. Paul's Churchyard verlassen biegen wir nicht mit dem großen Menschenstrome östlich nach Cheapside ein, sondern wenden uns vor dem Monumente Sir Robert Peel's westlich in ein enges Gäßchen, welches sich im Norden der Kathedrale entlang zieht: Paternoster-Row, mit seinen Anhängseln: Ave Maria Lane und Amen Corner. Hier ist das Reich der Buchhändler. Sie sind die Nachkommen der alten „Stationers", der Abschreiber heiliger Werke, die hier unter dem Schatten der Kathedrale ihre „Station" hatten und mit ihren Handschriften, nebst dem Bedarfe der damaligen Zeit an Schreibmaterial, handelten. Neben ihnen trieben die Paternoster-Händler ihr einträgliches Geschäft mit geweihten Rosenkränzen und anderen Requisiten mittelalterlicher Frömmigkeit. Aus den Buchschreibern entwickelten sich, durch Guttenberg und Caxton, die Buchhändler — ein Fortschritt, den noch heute manches Mitglied der ersteren achtbaren Klasse, in Beziehung auf das finanzielle Ergebniß seiner Thätigkeit, für sich selbst wünschen dürfte.

Wir gelangen jetzt durch Ivy Lane, wo früher die epheuumrankten Häuser der Präbendaten von St. Paul inmitten schöner Obstgärten standen, nach New Gate Street. Ehe dieser

Weg uns jedoch bis an das nordwestlichste Neue Thor selbst führt, wollen wir zur Linken den Platz betreten auf dem einst eines der mächtigsten Ordenshäuser in London, das der Franziskaner oder Grey-Friars, seine stolzen Giebel erhob. Ihre prächtige Kirche erfreute sich des ganz besonderen Vorzuges, die beliebteste Ruhestätte der englischen Königinnen und Königstöchter zu sein. Alle diese Herrlichkeiten zerstörte zuerst die Reformation, dann das große Feuer. Selbst der Name verschwand als der junge König Edward VI. hier „Christ's Hospital" gründete, nicht ein Hospital für Kranke sondern eine Schule für 685 Knaben, Söhne unbemittelter Eltern, die wohlbekannten: „Blue Coat Boys." Die Dotation im Land mit welcher die Schule ausgestattet wurde, liefert jetzt einen jährlichen Ertrag von etwa 1½ Millionen Mark. Die Knaben bekommen hier einen Realschulunterricht; nur die fähigsten gelangen in zwei höhere Klassen, die der „Griechen" und „Untergriechen." Später fügte Karl II. eine mathematische Klasse hinzu für 40 „Kingsboys."

Die „Blue Coat Boys" sind in den Straßen von London volksthümliche Erscheinungen. Noch heute tragen sie lange blaue Röcke mit rothem Ledergürtel, gelbe lange Strümpfe und Kniehosen. Es ist der Anzug des ehrsamen Londoner Bürgers aus der Zeit Edwards VI. (1550). Selbst im Winter gehen sie ohne Kopfbedeckung. Neben der alten Kleidung war auch eine alterthümliche harte, hie und da rohe, Behandlung der Knaben beibehalten, bis im Jahre 1877 sich der traurige Fall ereignete, daß ein Schüler durch diese Methode zum Selbstmorde getrieben wurde. Dann trat Untersuchung und Reform ein. Aber auch eine Reihe alter Privilegien und Vergünstigungen haben die Blue Coat Boys in die Neuzeit herübergerettet. Zu Neujahr dürfen die Kingsboys Ihrer Majestät persönlich Glück wünschen. Am Osterdinstage werden sie in Mansion House dem Lord Mayor vorgestellt, der jedem einen neuen blanken

Schilling schenkt. In der Fastenzeit halten sie einige öffentliche „Suppers" an den langen alten eichenen Tischen in ihrer mächtigen 60 Meter langen Hall zu deren Anblick bevorzugte Freunde der Schule eingeladen werden.

Eine Reihe bedeutender Männer ist aus „Christ's Hospital" hervorgegangen; der bedeutendste von ihnen war wohl der Dichter Coleridge. Das Erziehungssystem, welches zu seiner Zeit in Christ Church herrschte, muß tiefe und dauernde Eindrücke bei ihm hinterlassen haben. Denn als er hörte, daß sein ehemaliger Head Master, James Boyer, selig entschlafen sei, sagte er: „es ist ein Glück, daß die Cherubim, die ihn gen Himmel trugen, nur Kopf und Flügel haben; er hätte ihnen sonst zweifellos unterwegs die Ruthe zu kosten gegeben".

Charles Lamb, der ausgezeichnete Kritiker und Essayist, auch ein ehemaliger Blue Coat Boy (etwa um 1795), giebt seiner alten Schule ein, seiner eigenen Erfahrung entnommenes hoch ehrenvolles Zeugniß.

„Christ's Hospital ist ein vorzügliches Institut, um diejenigen, die ihren Kopf nur mit Mühe in der Welt hochhalten, am Untersinken zu verhindern; um den Geist eines anständigen Haushaltes lebendig zu halten wenn Armuth ihn zu erdrücken droht; um denen zu helfen, die gern sich selbst helfen wollen, aber nicht können. Es ist ein Gegenmittel gegen die res angusta domi, wenn diese — wie sie es fast immer thut — am schwersten auf die begabtesten Naturen drückt.

Auch die Blue Coat Boys werden in der City bald zur Vergangenheit gehören da die gesammte Schule hinaus in reine ländliche Luft und Umgebung verlegt werden soll.

Lenken wir jetzt unsere Schritte weiter bis zum „Neuen Thore", so entrollt sich vor uns ein sehr verschiedenes, trübes und schreckenvolles Bild.

New-Gate war von den ältesten Zeiten her ein berühmtes Gefängniß für Schuldner und Verbrecher, „gemeinsam

allen Gefangenen hinein zu gehen und von dort aus zu betteln.“ Nach der alten Methode waren sie nachts zu Hunderten in wenige große Räume gesperrt; so hielt auch die Pest hier stets ihre reichste Ernte. Das „neue“ Gefängnißgebäude, jetzt gerade hundert Jahre alt, ist eine graue Steinmasse, die sich wohl hundert Meter lang an der Ecke von New Gate Street und Old Bailey erhebt. Kein Fenster unterbricht die Mauer, nur an einer einzigen Stelle ist über einigen Stufen eine schmale Thür eingelassen. Das Innere ist in neuerer Zeit als Zellengefängniß umgebaut und sieht jetzt genau so aus wie — alle anderen modernen Gefängnisse.

In der Kapelle ist eine besondere Bank für die zum Tode verurtheilten armen Sünder. Alte Leute — mit gutem Gedächtniß — errinnern sich noch: einmal 20 Gefangene gleichzeitig auf dieser „Bank der Verdammten“ sitzen gesehen zu haben. Das war noch zu der Zeit als man für einen Diebstahl von mehr als 5 Mark, wenn irgend ein erschwerender Umstand hinzutrat z. B. Schwärzen des Gesichts, in England gehängt wurde.

The Old Bailey, der jetzige Central-Criminal-Gerichtshof steht nebenan und ist durch einen bequemen unterirdischen Gang mit New Gate verbunden. Der Raum zwischen beiden heißt der „Preßhof.“ Hier wurden die Hochverräther, die den Mund geschlossen hielten und nicht bekennen wollten, durch ein sinnreiches und wirksames Mittel zum Sprechen angeregt. Man legte diejenigen Verbrecher gegen welche auf dieser „peine forte et dure“ erkannt war, nackt auf den Steinboden eines dunklen Raumes, gab ihnen Brod und Wasser grade ausreichend um das Leben zu erhalten und beschwerte sie dann mit einer dicken gewichtigen Eisenplatte, die allmählig mehr und mehr belastet wurde bis das Schlachtopfer entweder bekannte oder — für immer verstummte. Manch ein politischer Verbrecher wählte den letzteren Ausweg, weil das Vermögen des überwiesenen

Verräthers seinen Kindern konfiszirt sein würde. Diese Form der Justizpflege war in Anwendung bis zum Jahre 1770.

Grauenhaft praktisch ist noch heute der Begräbnißplatz und das Verfahren mittelst dessen man sich hier der Gehängten entledigt. Sie kommen nicht, wie bei uns, „in die Anatomie.“ Hier ist ein schmaler langer Hof oder Durchgang, der Boden mit Fliesen belegt, ebenso die Mauer aus Haustein. Viele Namen oder auch nur Initialen sieht man roh in die Mauerflächen eingekratzt. Darunter ist dann etwa die Stelle zu suchen wo der Kopf des Unglücklichen von dem diese wenigen Buchstaben reden, einmal lag. — Nicht: liegt! — Sofort nach der Exekution wird hier eine der Fliesen aufgerissen und der Körper in einen hohlen Raum darunter gelegt, aus dem man zuvor etwas Erde und Kalk entfernt hat. Und auch diese neue Leiche wird wieder mit ungelöschtem Kalke bedeckt und so wird auch dieser Elende schleunigst „gelöscht“ — aus dem Buche der Lebendigen. Bald macht dann auch dieser Kalk und Erdenstaub wieder einem ungelöschten Nachfolger Platz und niemand weiß zu sagen: wohin aller dieser Mutterkinder Atome sich verflüchtigt haben, obgleich ein gutmüthiger Wächter darüber an der Wand die Buchstaben eingekratzt hat.

New Gate gegenüber liegt die alte Kirche der heiligen Pulchra, die sich aber schon längst den Namen: St. Sepulchre erworben hat. Denn sie hatte von Alters her für die armen Sünder das Grabgeläute zu liefern und lange Jahre hindurch, als noch die Hinrichtungen auf Tyburn Common — jetzt Connaught Square — stattfanden, etwa dort wo jetzt Oxford street am Marble Arch in Hydepark einmündet, da machte die Prozession von New Gate aus hier ihren ersten Halt und der Held, — oder die Helden — des Tages erhielten jeder einen Blumenstrauß zur Stärkung während der langen letzten Fahrt.

Dann ging es in das Thal des Holborn hinab; dort stand

an einem Schlagbaume eine Taverne wo man den armen Sündern den letzten Trunk so stark und reichlich kredenzte, daß sie meistens halb besinnungslos unterm Galgen eintrafen. — Man sieht: die alte Zeit war nicht gar so grausam und gefühllos; sie trieb es nur auf ihre eigene Art.

Noch immer läutet St. Sepulchre für die — jetzt intramuranen — Hinrichtungen in New Gate. Ich weiß nicht ob auch der Glöckner noch immer um Mitternacht zur schmalen Eingangsthür des Gefängnisses kommt, dort mit seinem Glöckchen klingelt und dabei sein uraltes Verschen singt:

„Zwölf ist die Glock'!
Die ihr in der Verdammten Zelle seid geborgen,
Bereitet euch! denn sterben müßt ihr morgen.
Betet und wacht! denn morgen wird's geschehen,
Daß ihr vor dem Allmächtigen müßt stehen.
Bereut bei Zeiten eure Sünd' und Fehle,
Daß nicht dem ew'gen Feuer ihr verfallet.
Wenn morgen St. Sepulchre's Glocke schallet,
Erbarme Gott sich eurer armen Seele.
Zwölf ist die Glock'!"

Wandern wir an der heiligen Pulchra vorbei nordwärts die „Goldsporn"-Gasse entlang, so erweitert sich unsere Aussicht bald, denn links thut sich das ungeheure Marktfeld von Smithfield vor uns auf. Hierher ritten die Träger der goldenen Sporen fröhlich und kampfbegierig; das ebene „Smoothfield" war der große Turnierplatz Londons. Daneben sammelte sich hier das Getümmel der lärmenden mittelalterlichen Messen und Märkte. Später war das weite Smithfield der Viehmarkt Londons. Daneben ein Tattersall mit Pferderennen und gewerbsmäßigen Jokeys. Dann wurde es auch hierfür zu eng, das lebende Vieh wanderte (1850) weit nach Nordwesten aus, in die Copenhagen Fields und jetzt bedecken drei mächtige Markthallen Smithfield: für geschlachtetes

Fleisch, für Geflügel und Schweine, für Gemüse. Es ist das Alles in seiner Großartigkeit sehr wohl des Beschauens und Bewunderns werth. Heute aber halten wir uns längs der Reihe mehrhundertjähriger wettergebeugter Häuser an der Ostseite des Marktes. Eines dieser schiefen gedrückten alten Häuser hat in den oberen Stockwerken einen auffallend stark ausgeladenen Vorbau und oben daran unter dem Dache steht: „Griffins — Coffee — Dining." Es ist ein ganz triviales Bauwerk mit sehr alltäglichem Inhalte. Treten wir näher heran so bemerken wir unter dem Vorbau, halbversteckt — ein uraltes normannisches, tiefes schweres Bogenthor und stehen plötzlich wieder an einer Stelle auf welcher sich die bedeutendsten Erinnerungen Alt-Londons in seltener Weise zusammendrängen.

Am 15. Juni 1381 stand genau vor diesem Bogenthore der junge König Richard II., umgeben von einem schwachen Gefolge und verhandelte mit Wat Tyler, an der Spitze seiner ungezählten Scharen, mit dem Urvater der Bauernkriege und unserer heutigen Sozialdemokraten. Denn einer der Haupttexte seiner aufrührerischen Predigten war:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war denn da ein Edelmann?"

Sie verlangten Freihandel, ohne Zölle, auf den Märkten und feste Grundabgaben statt der herkömmlichen bäuerlichen Dienste.

Wat Tyler betrachtete die Unterredung mit dem Könige nur als dilatorisch. Er hatte die Absicht, an deren Schlusse Richard gefangen zu nehmen und sein Gefolge niedermachen zu lassen. In dieser Stimmung benahm er sich außerordentlich respektswidrig und „insolent" gegen seinen gnädigsten Herrn; ja er vergaß sich selbst so weit, daß er Hand an den Zügel des königlichen Pferdes legte. Da riß dem Lord Mayor William Walworth die Geduld und er stach den Rebellen mit dem historischen Dolche nieder, dessen Bekanntschaft wir

im Wappen der City machen. Diese rasche That geschah Angesichts der gegenüber harrenden Aufständischen. Ein allgemeines Blutbad erschien unvermeidlich. Da ritt der funfzehnjährige König allein über das Feld und mitten in den hellen Haufen hinein. Hier rief er mit lauter Stimme: „weshalb das Geschrei, meine Lehnsmannen? Wollt ihr euren König tödten? Seid nicht unwillig über den Tod eines Verräthers und Schurken! Ich will euer Führer sein. Folgt mir hinaus in's Freie. Ich will euch bewilligen was ihr fordert!"

Sie folgten ihrem jungen Herrn — der Sturm war beschworen. Er machte ihnen eine Reihe von Zusagen, — die nachgehends das Parlament zurücknahm als eine bewaffnete Macht herangeeilt war, stark genug um die Ordnung in London wieder her zu stellen. Man schlug darauf den Rädelsführern ihre unruhigen Köpfe ab. Die große Masse verlief sich. —

Jahrhunderte hindurch war Smithfield die Richtstätte Londons. Endlos ist die Zahl der hier verbrannten Zauberer und Hexen. Unter Heinrich VIII. loderten an dieser Stelle die Scheiterhaufen gleichzeitig für die katholischen Verweigerer des Supremateides und für die protestantischen Leugner der Transsubstantiation.

Die „blutige Mary" ließ hier in fünf Jahren 227 „protestantische Ketzer" verbrennen, deren harte Köpfe ebenfalls die Transsubstantiation nicht aufnehmen wollten, bis — wie ein späterer Geschichtsschreiber mit erbitterter Rücksichtslosigkeit sagt: „ein wassersüchtiges Geschwür das Leben der Königin und zugleich die Scheiterhaufen in Smithfield auslöschte."

Jedoch ließ Elisabeth die gottgefälligen Holzstöße für eine Reihe von Nonkonformisten, welche die Bibel an einigen Stellen falsch konstruirt hatten, wieder anzünden.

„Jetzt ist so etwas nicht mehr möglich" erklärte mir ein einsichtiger Yankee mit dem ich selbigen Abends über Tische von Smithfield sprach, mit großer Sicherheit.

„Und warum?“

„Ja, sehen Sie“ fuhr er fort, „das Brennholz ist dafür viel zu theuer geworden. Und mit Steinkohlen ist Ketzerverbrennen gar nicht ausführbar. Man hat es versucht — aber es ging nicht.“

Die frische Unbefangenheit dieses transatlantischen Standpunktes that mir wohl. „Da kannst du etwas lernen“ dachte ich und frug mein Gegenüber:

„Waren Sie auch in St. Bartholomew's?“

„Meinen Sie: im Hospitale der großen medicinischen Fakultät von London, wo Harvey den Umlauf des Blutes entdeckte?“

„Nein, nebenan in Bartholomew the Great.“

„Aha! Sie meinen den alten Steinbogen wo Mayor Walworth die sozialpolitische Diskussion mit Wat Tyler hatte? — Hören Sie, das ist ein interessanter Fleck. Bei uns in Amerika giebt es nichts dergleichen.“

„Das glaube ich wohl“ bestätigte ich lächelnd, „denn das mächtige alte Kloster welches jetzt bis auf jenes Eingangsthor vom Erdboden verschwunden ist, wurde bereits im Jahre 1123 von Rahern, dem „Minstrel und Jester“ König Heinrich I. gegründet.“

„Nein,“ sagte der unverbesserliche Amerikaner, „ich meine nicht wegen des hohen Alterthums, sondern weil wir unsere Kirchen stets in tadelloser Reparatur und in frischem hellen Farbenanstrich halten. Haben Sie nicht bemerkt wie schwarz und verstoßen die Steine in St. Bartholomew aussehen? So etwas reißt man bei uns nieder und scheut die Kosten eines zweckmäßigen Neubaues nicht. Uebrigens muß Mr. Rahern einen ganz gut bezahlten Posten als Hofsänger und Hofspaßmacher gehabt haben, denn St. Bartholomew war eins der größten Klöster in London. Es zog sich — wie man mir sagte — weit nach Osten hinüber bis an Aldersgate.“

„Wissen Sie denn nicht" berichtigte ich ihn, „daß Rahern dieses große geistliche Unternehmen ohne alle baare Fonds gegründet hat?"

„Nein!" rief der Amerikaner, höchst erstaunt. „Ich wußte gar nicht, daß die Kunst des „Gründens" damals schon so weit entwickelt war."

„Hören Sie nur," fuhr ich fort. „Auf seiner Pilgerfahrt nach Rom fühlte sich Rahern in einer Vision von einem ungeheuren geflügelten Drachen auf die Spitze eines hohen Berges getragen von wo er einen Einblick in den tiefsten brennenden Höllenschlund und seine Schrecken hatte. Aus dieser peinlichen Lage wurde er durch einen majestätischen Greis erlöst, der sich ihm als St. Bartholomeus vorstellte und seinem Schützlinge befahl, zu seiner — des Heiligen — Ehre eine Kirche an einer Stelle von London zu bauen, die er genau bezeichnete. Als Rahern darauf eingestand, daß ihm zu diesen frommen Unternehmen leider! die nöthigen Fonds fehlten, erklärte der heilige Bartholomeus, daß er dafür schon selber sorgen wolle. Und die wunderthätige Mitwirkung trat in reichem Maße ein. Vom Dache der Kirche leuchtete allnächtlich ein geheimnißvolles Licht, Blinde und Lahme wurden durch ihren Besuch geheilt und die Mittel für den Bau flossen — man weiß nicht wie — von allen Seiten reichlich zu."

Mein Gegenüber war meiner Erzählung mit Aufmerksamkeit gefolgt. Dann sagte er: „Es wäre dringend zu wünschen, daß der Heilige jetzt auch für die Unterhaltung seiner Kirche etwas besser sorgte. Denn damit ist es übel bestellt. Das überbaute schöne alte Eingangsthor sieht aus als ob ein verarmter Eigenthümer es zu dem niedrigen Dienste vermiethet hätte: jenes gewöhnliche Kaffeehaus zu tragen. Dann kommt man an einen wüsten ehemaligen kleinen Kirchhof, bedeckt mit versunkenen Steinen und verstreuten Gläser- und Tellertrümmern. Ringsum sieht man nur die Rückseiten geringer Wohnhäuser

mit blinden Fenstern und schmutzigen Wänden. Ich ging einen langen Speicher entlang in dessen Mauer eine Menge alter Grabsteine eingelassen sind. Wahrscheinlich kamen die dazu gehörigen Todten zu spät und fanden drüben keinen geweihten Platz mehr — oder es war ihnen dort zu unsauber. Dann trat ich in die Kirche von St. Bartholomew the Great, die älteste in London. Himmel wie sah es darin aus!"

„Sie ist ja erst vor 12 Jahren stilmäßig restaurirt!" warf ich ein.

„Unglaublich!" rief der moderne Sohn Amerikas. „Sollte man das hier zu Lande „wiederherstellen" nennen? Mir störten die bröckelnden schimmligen schwarzgrauen Steinwände und der Kirchendiener mit seinen goldenen Tressen um Rock und Hut, jede Andacht."

„Haben Sie denn die reiche romanische Steinornamentik nicht bewundert?" frug ich erstaunt.

„Es ist alles so fürchterlich ruinirt!" rief er ablehnend. „Da kann man den Zahn der Zeit erkennen. Das ganze Kloster hat er zernagt; jetzt ist er an der Kirche. Das Langschiff ist bereits fort bis auf eine einzige Wölbung, vom Transsept sind nur noch die Ansätze erhalten. Und wir in Amerika haben nun einmal keinen Sinn für Ruinen."

„Ja," gab ich zu, „die jetzige Kirche ist eigentlich nur noch der Chor der alten, aber wie großartig und mächtig muß die gewesen sein!"

„Gewesen!" wiederholte der praktische Sohn des ungeschichtlichen Neuenglands. „Alles bröckelt und verstäubt. Die Säulen haben so tiefe Narben, daß es nervös macht, darunter zu sitzen. In der Höhe sieht man Thüren zu denen keine Treppen führen und vermauerte Fenster. Und die Haufen von Bruchstücken aus den verschwundenen Schiffen, die man zur Erinnerung aufgeschichtet hat, sind nun gar melancholisch. Das Gebäude steht schon über 600 Jahre und wahrhaftig! ich glaube:

die Leute hier werden noch 600 Jahre daran herum repariren und am nächsten Sonntage die „Verbesserungen" bewundern."

„Hoffentlich werden sie das" versicherte ich ernstlich. „Ich wenigstens ziehe die alten Grabsteine im alten normannischen Chor von St. Bartholomew den neuen Heldendenkmälern — unter uns gesagt — vor. Es stehen so allerliebste naive Figuren und Sprüche darauf. Erinnern Sie sich des Leichensteines von John Whiting?"

„Wer war das?"

Ein armer Mensch, der den Fehler hatte, an zu weichem Herzen zu leiden. Neben ihm liegt Mrs. Whiting. Sie starb 3 Jahre vor ihrem Gatten. Des letzteren Epitaph lautet in rührender Einfachheit:

„Sie starb zuerst — er sollte weiter leben;
Versucht es — konnt es nicht; so liegt er nun daneben."

„Hm!" knurrte mein Gegenüber; „gar nicht schlecht gemacht."* —

Wir wenden uns durch Aldersgatestreet wieder nach Süden zurück und bald erhebt sich vor uns, rechts und links, eine mit dem Auge kaum zu umspannende Gebäudemasse, das Generalquartier der Posten und Telegraphen. Ich muß es leider! meinen Lesern anheimstellen, sich diese modernen Weltwunder durch einen weniger unwissenden Führer erschließen zu lassen als ich bin, falls sie nicht glauben, in Berlin zu St. Stephan mindestens dasselbe sehen zu können.

Nun stehen wir wieder unter Sir Robert Peels Standbilde und sehen gen Osten nach Cheapside hinein. Heute ist die Straße leer und ruhig; wenn aber weder unser Herrgott noch die englische Bank Feiertag halten dann bietet Cheapside

* Wie ich später erfuhr, ist Mr. B. Korrespondent der Denbury News und Verfasser eines ganz originellen Buches: England von der Kehrseite.

eines der wunderbarsten Bilder im ganzen großen London; wahrhaft bezaubernd für den Fremden; wohl geeignet, eines Dichters Auge und Ohr zu überwältigen und ihn zu den schwungvollen Worten zu begeistern, die ich an den Eingang dieses Buches und Abschnittes gesetzt habe. Wer nur einige hundert Augen hätte um alles hier zugleich sehen und auffassen zu können! — Den besten Ueberblick über Londoner Straßenleben giebt ein Omnibusdach. Wie auf einer Wolke werden wir dort durch das Wogen und Wühlen des Verkehrs unter uns dahin getragen. Die berühmte „Straße der Kaufleute" vor uns ist weder breit noch grade noch mit prächtigen Bauwerken eingefaßt. Schmale Häuser drängen sich auf beiden Seiten eng aneinander; nur selten sind sie einem modernen breiten Gebäude gewichen das ihrer zwei oder drei verschlungen hat. Und überall, vom Keller an durch alle Stockwerke hinauf: Waren — Schilder — Reklame — Geschäft! Geschäft!

Das geschäftliche Leben von 4 Berlins, von 10 Hamburgs mit ebensoviel Altonas, von 38 Frankfurts a./Main konzentrirt sich auf den 1000 Morgen der City, und Cheapside ist eine der Hauptschlagadern dieses, immerhin hypertrophischen Herzens des Weltverkehrs. In diesem Straßenzuge der „Kaufläden seite" und ihrer Nebengassen: der Wood- Soap- Bread- und Milkstreet hatte sich, ihren Namen nach, schon zu angelsächsischer Zeit der tägliche Handel und Wandel zusammengefunden. Sie bildet das Mittelstück des endlosen Straßenzuges, der fern im Osten der City irgendwo mit Mile End beginnt, dann über White Chapel Road durch Aldgate, Leadenhall Street und Cornhill zur Börse und von dort durch Cheapside, High Holborn und Oxford Street läuft, um sich endlich als Uxbridge Road in die westlichen Vorstädte zu verlieren. Und trotzdem Cannonstreet und Great Victoria Street neue westliche Zugänge in die City eröffnet haben, so ergießt sich dennoch stets die größte der Fluthwellen an Menschen

und Fuhrwerk die allmorgendlich aus Westen heranschwellen, vom südlicheren Strand und der nördlicheren Oxfordstreet aus durch Cheapside, nachdem sie sich hier an Sir Robert Peel's Denkmal wirbelnd vereinigt hat. Vier Wagenreihen rollen und rollen hier unablässig an einander her die Straße entlang, und auf unserem Dache übersehen wir diesen Wirrwarr von Cabs, Hansoms, Pony- und Eselkarren der Gemüsehändler, Omnibussen und mächtigen Rollwagen, wie vom Decke des Dampfers die vorüberschießenden Wogen.

Alle erdenklichen Fuhrwerke giebt es hier, nur nicht die stattlichen Landauer mit zwei fetten Karossiers, einen wohlgenährten gepuderten Bedienten, der so würdevoll dreinschaut wie ein Rektor, und einem Kutscher, der unendlich stattlicher droben sitzt als wie — ein Bischof. Die langen Rollwagen machen sich hauptsächlich in den großen Querstraßen geltend, die Cheapside von Süden nach Norden durchschneiden. Plötzlich streckt der vor uns trabende Cabman seinen rechten Arm in die Höhe und verkürzt augenblicklich die Gangart seines Pferdes. Wir sehen vorwärts, seitwärts, rückwärts: an allen Wagen dasselbe Signal, dieselbe Wirkung; binnen wenigen Sekunden steht die ganze Reihe der Fuhrwerke vor uns, hinter uns, neben uns — still.

Welcher Zauberer hat diesen erstarrenden und lähmenden Schlag geführt? Der Policeman, der auf dem Kreuzungspunkte von Cheapside und Woodstreet lebt und herrscht, hat wiederum einmal die weiß behandschuhte rechte Hand lautlos in die Höhe gestreckt. Weiter nichts.

Aus der Nebenstraße rasselt ein langer Rollwagen mit schweren Stückgütern beladen langsam hervor. Ihm folgt ein zweiter, — dritter —; bis zu zwölf — zu zwanzig Stück verlängert sich die Kolonne. Zu beiden Seiten stauen sich während dessen die Wagenreihen auf — unabsehbar rückwärts — wie das rothe Meer beim Durchzuge der Kinder Israel. Wir warten

fünf — ja! zehn Minuten. Und ohne ein lautes Wort ohne ein Zeichen der Ungeduld von Kutschern und Pferden. Nun erscheint endlich wieder der lang ersehnte Handschuh vor dem vordersten Wagen in der Luft. Dieser zieht langsam an, es kommt neues Leben in die ganze unabsehbare Kette und alle Pferdehufe gerathen in frische Bewegung. — Meistens auf kurze Zeit nur, denn von Southwark Bridge aus wartet bereits in Queen's Street eine gleiche Kolonne Rollwagen auf die Ermächtigung, durchzubrechen und uns nochmals auf mehrere Minuten den Paß zu verlegen. — Das ist ein „Block" in der City. — Noch schwieriger wird die Aufgabe der Polizei wenn auf dem glatten schlüpfrigen Holz- oder Asphaltpflaster ein Pferd stürzt oder zwei Wagen sich hülflos ineinander verfahren und die Straße sperren. Musterhaft ist dann die Ruhe, Zähigkeit, Kaltblütigkeit und Wortkargheit mit der dieses Hinderniß angepackt und beseitigt wird. Kein Toben, Fluchen und Zerren. Ich sah einmal, daß ein armer Gaul im Geschirre wohl zwanzigmal mit großer Anstrengung auf seine Füße gestellt wurde, und immer wieder haltlos niederstürzte, und niemand verlor die Geduld, zeterte oder schlug!

Und zwischen dem Wagengetriebe, vor den Pferden, fast unter den Rädern, huschen Knaben umher; sie gleiten auf einem Knie hin und wieder mit sicherer Keckheit; kein Kutscher sieht auf sie, kein Policeman verjagt sie. In der rechten Hand führen sie einen kurzen Besen, in der linken eine Blechschaufel. Es sind die unermüdlichen Säuberer des Fahrwegs, im Dienste einer Gesellschaft, welche die hier stets wieder auftauchende „Seele der Landwirthschaft" in große Urnen sammelt, die längs den Fußbanketten stehen.

Hie und da sehen wir zwei Nachbarhäuser durch einen niedrigen Steinbogen verbunden, der in einer Breite von etwa 3 Metern den Eingang eines schmalen Fußweges zwischen ihnen überspannt. Diese „Zwischen" sind mit Fließen gedeckt

und auf beiden Seiten ebenfalls mit Läden eingefaßt, mit „Bar rooms,“ Buchläden, Droguerie- und sogar Schnittwaaren-läden. Sie müssen hier gute Kundschaft haben, denn die Schaufenster sehen sauber und stets frisch besetzt aus.

Wiederum ein „Block!“ Mich verdrießt es nicht — ich kann wahrlich meine Zeit nicht besser verwerthen als hier oben auf meiner Warte. Aber meine Reisegefährten — Geschäftsleute — denen Zeit Geld ist?

Rechts neben mir sitzt ein hart arbeitender Mann in blauer Blouse. Er raucht aus der kurzen dunkelbraunen Holzpfeife, die sich in England selbst in den höheren Ständen eingebürgert hat und schaukelt ein kurzes Stück Kupferrohr, einen geheimnißvollen Maschinentheil zwischen seinen breiten Knieen. Er spricht mit dem ihm befreundeten Kutscher, einen Gentleman in grauem Cylinder mit hohem schwarzen Trauerrande, Dogskinhandschuhen und einer soliden Wagendecke rings um die Knie geschlagen. Der einsilbige dialektische Wortwechsel wäre gewiß sehr belehrend, bleibt mir aber völlig unverständlich.

Auf meiner anderen Seite sitzt ein junger „Clerk“ aus einem Citygeschäfte. Der Typus ist unverkennbar, denn diese jugendlichen Gentlemen sind alle gleichmäßig angezogen. Ein schwarzes „cut-away“ Jacket, die drei obersten Knöpfe geschlossen so daß darüber nur ein Stückchen hellseidener Kravatte herausleuchtet. Unter dem dritten Knopfe ist das Röckchen scharf weggeschnitten und es erscheint darunter eine Weste desselben Stoffes. Ein sehr unkleidsames Kleidungsstück, da es die gesammte junge Herrenwelt hier mehr oder weniger engbrüstig erscheinen läßt. Es sieht aus wie eine Art uniformirter Landestrauer, von Mansion House bis Hydepark Corner. Dabei trägt jedermann die erste Voraussetzung englischer Respektabilität, den abscheulichen hohen schwarzen Cylinder, schwere äußerst wohlgewichste Schuhe, ein Schnurbärtchen, aber bei Leibe! keinen Vollbart, selbst wenn Mutter Natur es bereits gütigst ge-

stattete. Die Vollbärte, welche die Helden des Krimkrieges und ihre Nachahmer zierten, sind bei der heutigen jüngeren Generation wieder völlig überwunden; nur ernsthafte ältere Leute beharren noch bei dieser naturgemäßen Sitte.

Mein Nachbar hat sein Ziel bereits erreicht, er faltet seine Zeitung zusammen, schwingt sich hinab und verschwindet im Strudel der Menge. Eine andere Figur nimmt seinen Platz ein. Es ist ein breiter kurzhalsiger Herr, derb und tüchtig gekleidet — Cylinder — blanke Schuhe — mächtige Schultern und Kinnbacken, gewaltige karnivore Zähne, wulstige Lippen, kleine grünliche Augen, rothbraune Gesichtshaut, rothblonder Kotelettenbart, Hände mit Sommersprossen und sehr großen Nägeln. Der Typus entschlossener Solidität. Eine vortreffliche Maschine, aus bestem Material, täglich gut geölt und geheizt. Aeußerlich völlig kühl — und noch darunter; — unbeweglich, — etwas schwerfällig — wortkarg. Sprechen ist diesem Manne offenbar antipathisch. Er erinnert mich an meinen getreuen Bädecker: eine Masse zuverlässiger Thatsachen und Zahlen — wenig Gedanken — über jedes Ding eine fertige, kurz formulirte Ansicht — rother Einband. Er sieht mir aus als ob er von Präcedenzfällen lebte. Sie ersetzen ihm ausreichend die mangelnde Beweglichkeit des eigenen Begriffsvermögens. Ich hätte gern Erläuterung über dieses und jenes, was an meinem Auge vorüberfliegt. Aber ich wage nicht, den Herrn anzureden. Er hat mir bereits das durchaus „Unenglische“ angewittert und er fühlt in seiner Brust ein auf nationale und persönliche Selbstachtung, sicher gegründetes Mißtrauen gegen alles was „foreign looking“ ist.

Das ist der moderne Citymensch im modernen Cheapside. Aber unser heutiger Tag gehört der City der Vergangenheit. Wie erschien wohl damals Cheapside? — Hier standen schmale Häuser mit 6 Meter hohen, dicken Brandmauern aus Bruchsteinen, darüber erhob sich ein hölzerner Giebel in einem, höch-

stens zwei vorgebauten Stockwerken. Die Balken trugen Schnitzwerk, die Fächer waren mit Kalk beworfen und sahen hell und sauber aus, denn dazumal gab es noch nicht den alles überwältigenden Steinkohlenstaub in London. König Edward I. (1280) verbot den lästigen Rauch dieses Brennmaterials als seine Gemahlin im Tower in den Wochen lag. Die Dächer waren mit Schindeln und Pfannen, bei reichen Leuten auch wohl in Blei gedeckt. Zu ebener Erde waltete das Geschäft oder Handwerk. Im ersten Stock, noch innerhalb der Brandmauern, lag das große Wohngemach (Solar) mit vorspringendem hölzernen Erker, nebst den bescheidenen meistens halbdunklen Schlafkammern. Im Giebel und unten, in den gewölbten Kellern, befanden sich die nothwendigen Lagerräume. Die Keller waren mittelst einer schrägen Luke von der Straße aus zugänglich. Seit Edward III. (1350) gab es bereits eine Glasergilde. Ebenso bürgerte sich seit dem vierzehnten Jahrhundert die wohlthätige Neuerung des Rauchfanges ein, während bis dahin dieser lästige Hausgenosse fessellos seine Ein- und Ausgänge selbst gesucht hatte.

Die Straße war bereits frühzeitig gepflastert; es wurde für diesen nützlichen Zweck ein Pflasterzoll im Hafen und an den Thoren erhoben. Den Bürgersteig mußte jeder Hausbesitzer selbst erhalten und seinen Kellerhals stets wohl schließen. Für die Reinigung der Straßen und das Spülen der Rinnsteine sorgten besondere städtische Beamte. Mit Ausnahme der Ferkel vom Hospitale des heiligen Antonius, ihres Schutzpatrons, welche ein Glöcklein zu ihrer Legitimation am Halse trugen, durfte kein Bürgerschwein die Schwelle des Hauses überschreiten um die verlockenden Gossenbäder aufzusuchen. Herrenlose Hunde wurden gefangen und getödtet, mit Ausnahme jedoch der Chiens gentils der Edelhunde, die den in der City wohnenden vornehmen Herren gehörten.

Auch über die menschlichen Einwohner der City waltete

das Auge der obrigkeitlichen Vorsehung mit eingehender Sorgfalt. Zahlreiche Vogte und Büttel wachten über die Handhabung einer unzähligen Menge von Gesetzen und Verordnungen. Die polizeiliche Fürsorge war unglaublich; den einzelnen Klassen der Bevölkerung waren Speise und Trank, Schnitt und Stoff ihrer Kleider vorgeschrieben; es hatte sogar einer der Sheriffs ganz besonders darüber zu wachen, daß sich die Männer ihren Bart gehörig scheeren und ihre Haare und Nägel schneiden ließen. Das erscheint uns wie eine Erziehung verwilderter Kinder; aber wie R. Pauli sagt —: Menschen und Dinge waren damals noch völliger Rohstoff.

Cheapside war auch das auserwählte Schlachtfeld in den blutigen Kämpfen, welche die rauflustigen Lehrlinge der stets eifersüchtigen und häufig brodneidischen Gilden gegen einander ausfochten. Ein junger heißblütiger Fischmenger Thomas wurde sogar hier — am Orte seiner That — „um einen Kopf kürzer gemacht" weil er sich vermessen hatte in der Hitze eines Raufhandels Hand an das geheiligte Haupt des Frieden gebietenden Lord Mayors zu legen.

Der alte Dichter Chaucer besingt diese hoffnungsvolle Jugend in folgenden Versen:

„Einst lebt ein Lehrling hier in unsrer Stadt,
Bei jeder Hochzeit mußt er singen und hupfen,
Das Wirthshaus liebt' er weit mehr als den Schuppen (Laden).
Sobald in Chepe sich zeigt' ein Reitertrupp
Flugs sprang er aus dem Schuppen auf die Gasse
Und eh' er nicht das Schauspiel hatte geschauet
Und selber mit getollt, kam er nicht heim."

Besonders kräftige Anziehungspunkte bildeten in Cheapside die Weinkneipen die an langen eisernen Stangen ihre grünen Büsche weit in die Straße vorstreckten. Die berühmteste derselben, der Boar's Head lag allerdings in East Cheap. Man kennt diesen Eberkopf schon seit Richard II., in den Tagen von

Wycliffe und Wat Tyler. Im fünfzehnten Jahrhunderte trank der leibhaftige Prinz Heinz mit Sir John Falstaff und seinen Gesellen hier „Sack" und trieb mit der Wirthin Frau Hurtig und ihrer Gesellschafterin Doll Tearscheet gnädige Späße. Jetzt steht auf dieser klassischen Stelle das Standbild König Wilhelms IV.

Wie es zu jener Zeit in Cheapside herging schildert ein humoristisches Gedicht: der „London Lyck-penny" (Ohnepfennig), verfaßt zur Zeit Heinrich's V. (1420) von einem Mönche Lydgate.

„Ein armer Schlucker vom Lande ist zur Stadt gekommen um in einem Prozesse zu seinem Rechte zu gelangen. Allein er findet bald, daß man bei Advokaten und Richtern nichts ohne Geld vermag — und traurig schlendert er von Westminster nach der City. — „Erbsen! Erdbeeren! Kirschen! Makrelen und Austern!" wird ihm rechts und links in die Ohren geschrieen. Von den Läden in Cheapside, wo sich alles schiebt und stößt, wird ihm Sammt und Seide, Linnen und Garn angestellt. Aber der Landmann hat kein Geld und kann von all den schönen Dingen nichts kaufen. Ja sogar die eigene Kapuze, die man ihn im Gedränge der Westminsterhall vom Nacken gestohlen, findet er hier schon im Trödel hangen. Nun kommt er nach East Cheap, da zupft ihn der Wirth der „Pope's Head Tavern" am Aermel: „Sir, trinkt doch eine Pinte Wein!" — Der Lyckpenny antwortet: „Was kann das schaden? Ein Penny reicht nicht weiter als er reicht," trinkt die Pinte und bezahlt dafür seinen letzten Heller. Und welch ein Leben! der eine ruft: Rinderbraten! der andere: Pasteten! und ein Geklapper von Zinnkrügen in großen Haufen! Dazu Harfenspiel, Pfeifen und Gesang. Aber ausgehungert ging Ohnepfennig von dannen. Aus Mangel an Geld konnte er diesem Mangel nicht abhelfen. —

So tobte der Lärm in Cheapside fort bis beim Läuten

der Nachtglocke von St. Mary le Bow die Bier- und Weinkneipen geschlossen wurden. Die Nachtwächter schritten mit brennenden Pechkesseln auf hohen Stangen durch die Gassen. Alle Ruhestörer, Trunkenbolde und Vagabunden, sowie die lüderlichen Weibsbilder, welche die bewaffnete Scharwache aufgriff, fanden in den Thorgefängnissen ihre nächtliche Ruhestätte.

Es war echt englisches Leben in der mittelalterlichen Cheapside: derb, rücksichtslos, ohne hervorragenden geistigen Schwung und künstlerische Neigungen — praktisch und materiell. —

Nachdem wir jetzt das Feld unserer heutigen Thätigkeit im Süden und Westen bis hinauf zur Mitte des Nordens umwandert haben, dürfte das Bedürfniß leiblicher Erquickung, berechtigt erscheinen. Ich führe daher meine Leser im Fluge an Bank und Börse vorüber und in den nordöstlichen Theil der City: Bischopsgate. Es ist eine unregelmäßige eigenthümliche Straße. Das große Feuer drang nicht bis hieher und so ist hier eine Fülle alterthümlicher Häuser mit hohen Giebeldächern und vortretenden Fenstern bis auf unsere Tage erhalten geblieben. So ist Bischopsgate eines der erinnerungsreichsten Wahrzeichen der alten Zeit und eine der ersten Sehenswürdigkeiten Londons. Wie viele meiner reisenden Landsleute waren wohl darin? falls sie nicht ihr Kreditbrief in das große Haus von Baring Brothers führte, dieser modernen Fugger, Nachkommen eines ehrsamen bremer Pastors, die jetzt nächst den Rothschild den Geldmarkt der Erde beherrschen und bereits durch zwei Peerages im Oberhause vertreten sind.

Und wie viele sind wohl von Bischopsgate Street (Within) aus, oder von St. Mary Axe in den engen dunklen, beinahe unbekannten Fußsteig eingebogen, der uns nach Crosby Square bringt? Und doch führt dieser Pfad zu einer der größten Merkwürdigkeiten, die das Herz eines Alterthümlers in diesem alten, mehr als 400 Jahre alten Winkel erfreuen können! nach

Crosby Hall

Was ist Crosby Hall? fragen wir Freund Bädecker.

Und er antwortet auf S. 4: „Restaurants in der City: Crosby Hall, hübsches Local, weibliche Bedienung, Rauch- und Schachspielzimmer.“

Das klingt jedenfalls beruhigend in unserer gegenwärtigen hungrigen Gemüthsverfassung.

So betreten wir vertrauensvoll Crosby Square und finden uns — — vor einem Bilde der reichsten und zierlichsten Architektur englischer Gothik. In jenem Winkel dort tritt ein wunderbar ausgeführter sechseckiger Halbthurm, ein „Oriel Window“ mit reizenden bunten Fensterchen, heraus und gerade vor uns zeigt sich ein großartiges vorspringendes Bogenfenster, wie prächtiger nicht in irgend einer schönen alten englischen Hall eines gefunden werden kann. Und in eine solche treten wir ein. Der stattliche Raum ist fast 20 Meter lang, halb so breit, und war in seiner ursprünglichen Konstruktion wohl 15 Meter hoch; jetzt ist jedoch eine sehr vornehme Holzdecke der perpendikulären Spätgothik durchgezogen, die ihn erwärmbar macht, so daß auch die modernen Menschen es sich dort, im milden Lichte der zwei großen bunten gothischen Bogenfenster an den beiden Schmalseiten, wohl sein lassen können. Denn wir befinden uns hier in dem ganz modernen, sehr lebendigen Restaurationslokale der Herren Gordon und Co. Neben der prächtigen Halle öffnen sich noch das „Rathszimmer“ und das „Thronzimmer“; aber alle diese hochklingenden Gemächer sind jetzt der Verpflegung und Erholung hungriger und müder Citymänner gewidmet.

Es ist eine gütige Fügung des Schicksals, daß Crosby Hall sowohl dem großen Feuer als auch späteren Abbrüchen und Durchbrüchen entging. Denn es bietet uns das prächtigste, eigentlich das einzige Beispiel eines großen, reichen

gothischen Bürgerhauses in London — vermuthlich auch in ganz England.

Im Jahre 1461 wählte die City von London den ehrenwerthen Alderman Sir John Crosby, Gewürzkrämer und Wollhändler, zu ihrem Lord Mayor. Er war ein reicher und prachtliebender Herr. Auf einem Grundstücke, welches ihm die benachbarten frommen Schwestern von St. Helena auf 99 Jahre überließen, baute er „dieses Haus aus Stein und Holz, sehr geräumig und schön, und zu damaliger Zeit das höchste in London."

Er genoß seinen stolzen Palast indessen nicht lange Zeit, denn er starb bereits im Jahre 1475.

Bald nach dem Tode des Erbauers erhob sich Crosby Hall zu einem nicht unbedeutenden Platze in der englischen Geschichte — noch mehr in seiner Dichtung, denn hier nistete sich im Jahre 1483 der übelberufene Herzog Richard von Gloucester ein, der Protektor seiner Neffen — der Söhne Edwards IV., die bald durch ihn im Tower ein frühes dunkles Grab fanden. Und nach Crosby Hall läßt ihn Shakespeare die Anna Warwick, verwittwete Princeß von Wales einladen, nachdem der arglistige Verführer sie in der bedenklichen und viel angefochtenen Scene an der Leiche ihres Schwiegervaters König Heinrichs VI., — ebenfalls ein Opfer Gloucesters — aus seiner bittersten Feindin unmittelbar zu seiner Verlobten gewonnen hat. Hier in dieser Halle, in der wir jetzt sehr loyal und prosaisch frühstücken werden, — warum nicht auf der Stelle unseres Tisches? — plante der Bösewicht die Entthronung und den Tod seiner jungen Neffen. Shakespeare kannte Crosby Hall und seine Geschichte sehr genau, denn er lebte (1598) in unmittelbarer Nähe, im Kirchspiel St. Helens, wie man aus dem noch vorhandenen Steuerregister weiß.

Wie wahr ist Goethe's reizendes Lied: „Verschiedene Em-

pfindungen an einem Platze." Als ich später in Mansion House meinen bedeutenden Eindrücken aus Crosby Hall gegen meinen amerikanischen Mitgast Worte lieh, sagte er:

„O ja, ich hatte auch historische Anwandlungen während ich mich mit meinem zähen Chop, dem nationalen kalten saueren Blumenkohl und dem unausweichlichen alten Brode herumbalgte. Ich betrachtete mir die geschnitzten steilen Bänke an der alten hölzernen Wandtäfelung und überlegte: wie der kleine bucklige und energische Politiker Richard III., vor dem Shakespeare in seiner letzten Lebensnacht auf dem Schlachtfelde von Botsworth die Geister von nur elf Verwandten und Freunden aufmarschiren läßt, denen er im Laufe der fünf Akte das Garaus gemacht hat — wie der verwachsene Zwerg es wohl anstellte sich auf jene hohen Bänke längs der Wand hinaufzuschwingen, und ob es wohl sehr königlich aussah wenn er dort mit seinen zu kurzen Beinen in der Luft baumelte und durch eines der prächtigen Fenster starrt und über das endlose englische Regenwetter fluchte — so wie ich es dort that." — Unwillig brach ich das Gespräch ab. — Er verdarb mir wirklich alle gute Stimmung, dieser geistreiche Verfasser Englands von der Kehrseite.

Funfzig Jahre nach Richard „Hunchback" lebte hier Sir Thomas Moore, Englands vortrefflicher Lord Kanzler unter Heinrich VIII., und schrieb sein „Leben Richards III." Als er seine Gewissensbedenken gegen den Suprematseid auf dem Schaffote gebüßt hatte, ehrte seine Tochter ihres Vaters Andenken indem sie Crosby Hall wieder erwarb um hier ihre Tage zu beschließen. Am Ende des Jahrhunderts (1594) kaufte der reiche Lord Mayor Sir John Spencer den Palast und beherbergte hier König Heinrichs IV. von Frankreich ausgezeichneten Minister, den Düc de Sülly, während dieser als außerordentlicher Botschafter am Hofe Jacobs I. verweilte.

Die Tochter Sir John Spencers war zu ihrer Zeit die

reichste Partie Englands und folglich eine von der hohen Aristokratie scharf umschwärmte Schönheit. Namentlich gehörte der junge Compton — später erster Earl von Northampton — zu ihren Verehrern und wurde — erhört. Der große Cityman wußte jedoch diese seinem Geschlechte erblühende Ehre nicht nach ihrem vollen Werthe zu schätzen und verbot Compton das Haus. Eines Abends traf Sir John am Fuße der Treppe einen Bäckerjungen mit einem bedeckten Karren. Der vornehme Citymagnat war erfreut über die Pünktlichkeit des Burschen beim Bringen des frischen Brotes und gab ihm als besondere Anerkennung zu seiner Ergötzlichkeit einen Sixpence. Aber der Bäckerjunge war ein Wolf in Schafskleidern: der junge Compton selber, und in dem verdeckten Karren fuhr er just die schöne Elisabeth Spencer von dannen.

Als Sir John zu spät erkannte in welcher Weise er nasgeführt war, da schwor er: Lord Northampton habe den einzigen Sixpence erhalten, den er jemals von des Schwiegervaters Gelde zu sehen bekommen werde, und er verweigerte jegliche Aussöhnung mit seiner pflichtvergessenen Tochter.

Nach einem Jahre etwa nahm die Königin Elisabeth Veranlassung, Sir John ihre Theilnahme an seinem gerechten Schmerze über sein undankbares Kind auszudrücken. Dann lud sie ihn beiläufig ein, mit ihr zusammen bei einem Täufling Gevatter zu stehen an dem sie besonderen Antheil nähme; Ablehnung war unmöglich. Das Weitere ergiebt sich von selbst. So kam Spencers ungeheures Vermögen dennoch an die Comptons und Lord Northampton errichtete seinem „hochverdienten Schwiegervater" ein prachtvolles Denkmal in der benachbarten alten Kirche der heiligen Helena.

Die junge Erbin lebte nun in Crosby Hall. Sie wurde ihrem Gemahl indessen eine nicht gewöhnlich „theure" Gattin. Wie sie, und wie vornehme reiche Leute damals über-

haupt lebten, erfahren wir aus einem Briefe den sie, vermuthlich bald nach ihres braven Vaters seligem Abscheiden an ihren glücklichen jungen Eheherrn richtete. Das Schriftstück verdient wohl die Mühe des Uebersetzens. Es lautet:

„Mein süßes Leben. Nachdem ich Dir bereits meine Meinung über die Einrichtung Deines Haushaltes dargelegt habe, halte ich dafür, es sei jetzt das Beste auch für mich zu bedenken: welche Einnahme für mich angemessen ist. Ich bitte Dich also mir, Deiner Dich liebenden Gattin, vierteljährlich die Summe von 2600 Lst. anzuweisen und daneben 600 Lst. vierteljährlich für Werke der Barmherzigkeit. Und über diese Dinge will ich keine Rechnung ablegen. Und daneben will ich für mich persönlich drei Reitpferde haben, die außer mir niemand verleihen darf, und ich nur an Dich. Alsdann möchte ich zwei „Gentlewomen" (Gesellschaftsdamen) haben, da eine einzige krank oder sonst wie verhindert werden könnte. Und glaube mir, es ist unanständig für ein „Gentlewomen" so bettelhaft allein da zu stehen wenn Gott ihren Lord und Lady mit großem Vermögen gesegnet hat. Auch wenn ich zur Hetze oder Falkenbeize reite, will ich sie mit mir haben; so muß und will ich denn für jede der beiden Frauen ein Pferd haben. Auch will ich sechs oder acht „Gentlemen" für meinen Dienst haben; und ich will meine zwei Kutschen haben, eine mit Sammet ausgeschlagen, mit vier sehr schönen Pferden; und eine Kutsche für meine Frauen, mit Tuch und Goldlitzen ausgeschlagen oder auch mit Scharlach und Silber und mit vier guten Pferden. Auch will ich jederzeit, wenn ich reise, nicht nur Kutscher und Relaispferde für mich und meine Frauen haben, sondern Wagen genug für alle und zwar ordnungsmäßig, nicht so daß mein Gepäck mit demjenigen meiner Frauen beschwert wird, noch deren mit demjenigen ihrer Zimmermädchen, noch deren mit dem ihrer Wäschemädchen. Auch will ich, wenn ich reise, die Wäscherinnen meinem Wagen voraufschicken, und die

Zimmermädchen sollen auch voraus, damit alle Zimmer fertig, wohlriechend und rein sind wenn ich eintreffe. Auch, da es nicht anständig für mich sein würde mich mit meinem „Gentleman-Usher" (dienstthuender Kavalier) in dieselbe Kutsche zusammen zu pferchen, so will ich, daß er ein passendes Pferd habe um mich sowohl in der Stadt als auf dem Lande zu begleiten. Und ich muß zwei Bediente haben. Und mein Wunsch ist, daß Du alle diese Ausgaben für mich berichtigst. Und für mich selbst möchte ich, neben meiner jährlichen Einnahme, 20 Kleider haben: 6 davon ausgezeichnet gute, 8 für das Land, und die andern 6 besonders ausgezeichnet gute. Dann möchte ich auch einmal meine Börse mit 2000 Pfd. Sterl. und mit 200 Pfd. Sterl. füllen, und daß Du meine Schulden bezahlst. Auch möchte ich 6000 Pfd. Sterl. um mir Juwelen zu kaufen und 4000 Pfd. Sterl. um mir eine Perlenschnur zu kaufen. — Da Du nun siehst, daß ich Dir gegenüber so ausnehmend vernünftig bin bitte ich Dich für die Kleidung und den Unterricht meiner Kinder zu sorgen und die Löhne meiner sämmtlichen Dienstboten zu bezahlen. Auch will ich alle meine Häuser ausmöblirt haben und die Logirzimmer mit allem was nöthig ist versehen; als: Betten, Stühle, Sessel, Kissen, Teppiche, silberne Wärmpfannen, Schränke mit Geschirr, hübsche Wandbehänge und dergleichen. So will ich auch meine Wohnzimmer in allen Häusern geschmackvoll ausgestattet haben, mit Wandteppichen, Ruhelager, Kanapee, Glas, Teppichen, Stühlen, Kissen und allen Dingen, die dazu gehören."

„Auch ist mein Wunsch, daß Du Deine Schulden bezahlst, Ashby House wieder aufbauest und — so wahr Du Gott lieb hast — dem Lord Chamberlain kein Geld leihst, der wohl alles haben möchte, selbst Dein Leben . . .

Nachdem ich Dir nun erklärt habe, was ich haben möchte und auch, was ich nicht haben will, so bitte ich Dich, sobald Du ein Earl geworden bist, mir 2000 Pfd. Sterl. jährlich

mehr zu geben als ich jetzt verlange, und außerdem die doppelte Bedienung." —

Wenn Lord Northampton diese bescheidenen Wünsche seiner theuern Gattin verwirklichte und daneben noch ein Ausreichendes für sich selbst übrig behielt, so muß allerdings die Hinterlassenschaft des „hochverdienten" City-Schwiegervaters — namentlich in Anbetracht des damaligen Geldwerthes — außergewöhnlich anständig ausgefallen sein.

Inzwischen ist unser Steak erschienen, dessen Entwickelung wir am offenen Rostfeuer selbst verfolgen konnten. Denn da der echte Engländer die korrekte Bereitung seines Fleischgerichtes selbst zu kontroliren wünscht, so finden wir in Crosby Hall, wie auch in anderen moderneren Speisehäusern, an einer Seite des Speiseraumes den Koch vor einem ungeheuren Bratroste über einem Holzkohlenfeuer thätig, auf welchem er die einzelnen Fleischstücke je nach der Bestellung: „stark gebraten", „gut durchgebraten" oder „wenig gebraten", bereitet. Diese Steaks und Chops sind bekanntlich der höchste Leckerbissen jeder, noch nicht durch französische Verfeinerung verderbten eingeborenen Zunge. Dem Ausländer dürften sie, sobald der Reiz der Neuheit rasch entschwunden ist, kaum behagen. Das an sich ohne Zweifel vortreffliche Fleisch ist sehr häufig zäh; es fehlt ihm jede Würze, welche bei uns den einseitig strengen Fleischgeschmack mildert, und endlich ist der Begriff: Sauce im Sinne einer den Wohlgeschmack fördernden Beigabe, überhaupt der englischen Küche bisher noch nicht zugänglich geworden. Alle diese Mängel sollen dann, in ziemlich unvollkommener Weise, durch die scharfen Fabriksaucen ergänzt werden. Ebenso wie das Fleisch liefert die englische Küche auch die Gemüse ziemlich unfertig auf den Tisch. Es ist ein vorzügliches Rohmaterial was ihr zur Verfügung steht (mit Ausnahme der überall wunderbar dürren und harten Spargel) aber auf dem Tische erscheint

fast jedes Gericht nach kontinentalem Geschmacke — als Halbfabrikat und der Veredelung dringend bedürftig.

Der große Rost und die unter ihm genährte Gluth haben, namentlich in der warmen Jahreszeit und wenn man in deren Nähe sitzt, ebenfalls ihre Schattenseiten, — man könnte auch sagen: ihre allzu grellen Lichtseiten. Dieser Uebelstand hat zu einer eigenthümlichen Einrichtung geführt. Die Tische um den „Grill" werden nur bei großem Zudrange, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" besetzt. Hierdurch würde aber das ihnen vorstehende Dienstpersonal an seinen persönlichen Einnahmen Einbuße erleiden. Andererseits stellt sich bekanntlich zwischen dem getreuen Stammgaste und dem ihm sympathischen Kellner — umsomehr wenn, wie hier, eine Kellnerin auf seine Wünsche horcht — bald ein stilles Verständniß und festes Verhältniß ein. Um daher diese berechtigten Beziehungen nicht zu stören, hat ein kluger Kopf ein ausgleichendes Rotationssystem von wunderbarer Einfachheit erfunden. Nach diesem wandert die Kellnerin Nummer I., welche heute der dem Rost zunächst liegenden Tischgruppe vorstand und deren Getreue ihr Brod wahrlich im Schweiße ihres Angesichts aßen, morgen mit ihrer Nummer an die benachbarte Tischgruppe in eine etwas gemäßigtere Zone und so immer weiter hinaus bis sie im Laufe der Tage, nebst ihren Stammgästen, gleich der Winter-Sonnenwende wiederum durch den äußersten Nordpol allmälig in die subtropischen und tropischen Theile dieses Kreises zurückkehrt, um alsbald ihren Lauf von neuem zu beginnen. Unentwegt folgen ihr die in den Zauber des Wandelsterns Nr. I. gebannten Stammgäste. — Und es ist keineswegs äußerer flüchtiger Sinnenreiz, der in Crosby Hall diese Elemente an einander fesselt. Denn die Kellnerinnen hier sind sämmtlich geschäftskundig, wohlwollend und sittsam, aber nicht im mindesten — berauschend schön. Anfangs, als Crosby Hall in seiner jetzigen nützlichen

Verwendung wieder aufgethan wurde da hatten die leitenden Geister sich bemüht, einen Stab ausgesucht schöner Jungfrauen als Magnete an ihre Tische zu stellen. „Aber alsbald" — so berichtete mich ein ortskundiger erfahrener Freund — „begab es sich, daß die hübschesten und beliebtesten unter den Barmaids verschwanden — man weiß nicht: warum? — man weiß nicht: wohin? Genug! — andere stärkere Magnete entführten sie ihrer nützlichen Thätigkeit. So sahen sich denn die Herren Gordon & Co. darauf hingewiesen, ihre heilige Schaar ausschließlich aus dem soliden präraphaelitischen Mittelalter des weiblichen Englands zu rekrutiren. Diese Veteraninnen hielten denn auch standhaft aus bis auf diesen Tag."

Die Wahrnehmung über die größere Dauerbarkeit mittelalterlicher Kellnerinnen erscheint vom kulturhistorischen Standpunkte aus jedenfalls sehr bemerkenswerth. Und sie legt uns, in diesen urväterlichen Räumen, die Frage nahe: wie stand es denn wohl in jener Zeit, als Crosby Hall noch die unentweihte Residenz des blutigen Richard von Gloucester und später der, in Geldsachen so „ausnehmend vernünftigen" Lady Elisabeth Northampton war — wie stand es denn damals wohl um die londoner Restaurants und besonders auch um die „Barmaids" des Mittelalters?

In jenen guten Zeiten da es noch keine zeitstehlenden Zeitungen gab, keine Clubs und keine Theater, da noch wenig Menschen die Grenzen ihres Kirchspiels überschritten und der „Fremde" als eine Merkwürdigkeit erschien, da war das Gast- Speise- Wein- und Bierhaus, die „Tavern", im alten London der Brennpunkt des öffentlichen Lebens, der wissenswerthen Neuigkeiten und der Geschäfte. Wie auch heut zu Tage und aller Orten, so spiegelte zu jener Zeit die „Tavern" die geselligen Zustände, den Geschmack in Beziehung auf Vergnügungen und Erholungen — kurz: die Sitten des Zeitalters wieder. Das Gasthaus, „Guest House", gab, wie jetzt der Club (d. h. der englische),

den Männern den Comfort und Luxus einer reichlich ausgestatteten Häuslichkeit ohne ihnen die kostspielige Sorge für deren Erhaltung aufzubürden. Der Wirth war meistens ein Mann von Vermögen und Ansehen, in dessen Gesellschaft — an seiner „Wirthstafel“ — auch Leute von Stande es sich wohl sein lassen konnten ohne ihrer Würde und Stellung zu vergeben.

Das „Weinhaus“ war bereits eine Institution der Sachsenzeit und es ist kein Grund anzunehmen, daß vor ihnen die Römer in ihrer britischen Kolonie als „Teetotallers“ gelebt haben sollten. Im Ashmolean Museum zu Oxford sah ich einen altsächsischen hölzernen „Pegtankard“, eine Nagelkanne. Inwendig läuft in gleichmäßigen Abständen eine Reihe von Nagelköpfen hinab.

Es war dieses ein polizeilich vorgeschriebenes Mittel aus den Zeiten des sächsischen Königs Edgar, eines energischen Temperenzlers, der dadurch seine durstigen Unterthanen an das Maßhalten gewöhnen wollte. Er ließ die Becher aichen und jeder einzelne Zecher in der Runde durfte nur von einem bis zum nächsten Nagel trinken. Das war die so häufig mißverstandene „Nagelprobe“. Jedoch soll dieser Erziehungsversuch nicht nachhaltig gewirkt haben.

Jedenfalls traten die Normannen in diesem Punkte nicht in die Fußtapfen der maßhaltenden Besiegten. Zwar wurde in jenen Zeiten viel Wein in England gebaut, denn im Doomsday Book (1086) stehen Weinberge verzeichnet; trotzdem aber war die Einfuhr aus Frankreich namentlich aus der Guienne sehr bedeutend. Den Handel besorgte die ehrsame Zunft der Vintners (Wine Tenners) für welche die Taverners dann den Zapf im Detailgeschäft handhabten. In der unmittelbaren Nähe der Vintners Hall, dort wo jetzt Southwark Bridge über die Themse führt, liegt die alte enge „Three Cranes Lane“. Dort stand bereits zur Zeit Edwards III. ein berühmtes Weinhaus „zu den drei

Krahnen" wo der hier aus den Lichterschiffen gehobene Bordeauxwein sofort verzapft wurde.

Sehr früh wurde der Verkauf der fremden Weine durch königliche Verordnungen geregelt. Die Gewächse von Gascogne, Ozey (?) und Spanien sowie die rheinischen Weine der Kölner durften nicht höher als um Sixpence (50 Pfennig) die Gallone (jetzt = 4,5 Liter) verkauft werden. Der König Edward III. beschränkte die Zahl der Tavernen, die allein süßen Wein schenken durften auf drei, sonst war dieses Labsal nur bei den Apothekern, als Medizin, zu bekommen. Aber bald darauf streckten in Cheapside wiederum eine Menge von Weinkneipen ihren grünen Arm weit hinaus über die Straße. Speisen wurden, außer einer Brodkruste, dort nicht verabreicht wie wir vom hungrigen Ohnepfennig bereits wissen; hierfür sorgten besondere Garköche.

Ale und Bier, das altgermanische Stammgetränk, scheinen im englischen Mittelalter dünne, mehr auf den Durst als die Berauschung berechnete Getränke gewesen zu sein. Jedoch hatten schon damals die Aelterleute auf richtiges Einmischen zu halten und die Fässer mit obrigkeitlichem Brande zu versehen. Der Absatz fand meistens in geringen Schänken statt, die von „Alewives" gehalten wurden.

Dagegen war die Gastwirthschaft, wo man mit Pferden und Dienern einkehren und Beköstigung finden konnte, eine sehr angesehene Hantirung. Nur Bürger durften sie betreiben und eine Verordnung spricht den „Portugiesen und Deutschen" ausdrücklich die Befugniß dazu ab. Der Wirth ist als Hausvater für das Verhalten seiner Fremden verantwortlich. Er hat ihnen, wenn sie eintreffen, die Waffen abzunehmen und darauf zu halten, daß sie Abends rechtzeitig nach Hause kommen und nicht bei nächtlicher Weile in den Gassen umherschwärmen. Trotzdem die Gastwirthe für ihre sämmtlichen Verabreichungen Taxen hatten, wurden sie doch häufig sehr reiche Leute und

brachten es bis zu den höchsten städtischen Würden, zum Sheriff und selbst zum Lord Mayor.

So weit war die Entwickelung dieser wichtigen Frage im 15. Jahrhundert gediehen. Am Ende des sechszehnten jedoch war die Kultur bereits bis zum Urbilde des jetzigen „Restaurant“ vorgedrungen. Wer kennt nicht des dicken Sir John Rechnung im „Boar's Head“: 1 Kapaun — 2 s 2 d; Sack, 2 Gallons — 5 s 8 d: Sardellen und Sack nach dem Abendessen — 2 s 6 d; Brod — 1/2 Pfennig. „O, ungeheuer!“ ruft dabei Prinz Heinz entrüstet aus: „Nur für einen halben Pfennig Brod zu dieser unbilligen Menge Sack!“ Es gab bereits verschiedene Gastzimmer mit besonderen Namen und neben dem unsterblichen Küfer Franz: „Gleich Herr! gleich!“ erscheinen mehrere andere Kellner.

Zur Zeit Edward VI. (1550) fühlte die Regierung wiederum das sittliche Bedürfniß dem übermäßigen Weingenusse entgegenzutreten. Ein Gesetz bestimmte den Preis der Gallone französischen Weins auf 8 Pence und setzte ein Maximum für den jährlichen Konsum in Privathäusern auf 10 Gallonen für den Kopf fest, sowie die Zahl der Weinverkeller auf 40 für die gute Stadt London. Diese war dann um's Jahr 1600 auf 168 Tavernen gestiegen.

Schon damals erregte das englische Nationallaster, die „Trinkkrankheit,“ das Bedenken erleuchteter Menschenfreunde. Ein hoher englischer Geistlicher entwirft — zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts — folgende ungünstige Schilderung der Taverne:

„Sie steht einige Stufen höher als das Bierhaus und angesehene Männer können sich dort mit mehr Anstand betrinken. Ragt des Weinzapfs Nase in der Hausthür, so ist sie ein genügendes Zeichen; ist diese abwesend, so ersetzt sie der Epheubusch. — Die Menschen kommen dorthin um sich lustig zu machen, sie machen aber meistens nur Lärm und diese Musik

wird unten im Zapfraum von Gläserklirren und Klappern der Kannen begleitet. — Ein Melancholiker wird hier seine Rechnung finden: Schädel, so gebrechlich wie Glas und auch ebenso oft zerbrochen. — Die Taverne ist die allgemeine Art den Nachmittag todt zu schlagen und, wenn es regnet, den ganzen Tag. — Es ist ein Haus der Sünde, aber nicht der Finsterniß, denn die Lichter brennen hier Nacht und Tag." Es folgen dann Schilderungen über den Zustand der Gäste am Schlusse einer langen Sitzung, die — vor heutigen keuschen Ohren und Augen nicht wieder zu geben sind. Der geistliche Herr faßt sein Urtheil schließlich zusammen: „die Taverne ist des beschäftigten Mannes Erholung, des Nichtsthuers Beschäftigung, des Melancholikers Zuflucht, des Fremden Willkommen, des Juristen Unterhaltung, des Gelehrten Erheiterung und des Bürgers Hoffest."

Uebrigens muß ich doch zur Steuer die Wahrheit gegenüber der Schilderung des entrüsteten Seelenhirten, folgendes erwähnen: der Wirth hatte stets Zucker in Düten vorräthig für diejenigen, welche Sack verlangten (ein dicker schwerer südfranzösischer Wein). Alsdann bekam der Gast zwei silberne Becher, um den starken Wein mit Rosenwasser und Zucker zu mischen, was einen Pfennig extra kostete.

Es gab in den feineren Tavernen drei Klassen von „diner du jour" — wie man jetzt im guten unreinen Deutsch sagt. Erstens: eine Mahlzeit zu unbestimmtem Preise für elegante Hofherren; zweitens: einen Tisch zu 12 Pence, besucht von ländlichen Friedensrichtern und jungen Rittern; drittens: einen gewöhnlichen Tisch zu 3 Pence, zu welchem sich Londoner Schuldverleiher alte abgestandene Junggesellen und strebsame Anwälte hielten.

Ein besonderer Gebrauch war in der City: ein Weingeschenk als höfliches Kompliment aus einem Zimmer in's andere zu schicken. Einen solchen hochachtungsvollen Morgen-

trunk erhält ja auch Sir John Fallstaff von seinem Verehrer Bach, alias Fluth.

Im vorigen Jahrhundert begegnen wir nun endlich der „Barmaid". Sie thronte hinter dem Tresen als „Komptoirdame" und dirigirte die Kellner. „Sie war bedeckt mit seidenen Bändern, Spitzen und Federn, und vollführte mit ihrer Glocke und Zunge zusammen einen solchen Lärm, daß, wären auf drei Ellen Entfernung von ihr ein halbes Dutzend Papiermühlen im Gange, diese zu ihrer lärmenden Stimme nicht anders klingen würden wie Lauten zu einer Trommel. Auf ihr Geschrei und Reißen am Klingelzuge glitten zwei oder drei schmächtige Burschen die Treppe herab, wie Seiltänzer von einem Thurmseile, jeder schreiend: ich komme! ich komme! Die Barmaid, meistens des Schenkwirths Tochter, ist durch die Tanzschule gegangen, sie gereicht der Bar zur Zierde, tanzt vortrefflich Menuet, spielt reizend auf dem Spinet: „John, komm, küß' mich, nun, nun, nun!" und ist ebenso tugendhaft als schön."

Mit der festen Ueberzeugung, daß diese beiden letzteren Vorzüge bei unserer wohlwollenden Aufwärterin in Crosby Hall nicht ebenso in gleichwerthiger Relation stehen wie bei ihrer bezaubernden und gebildeten Vorgängerin, sondern daß die erstgenannte Eigenschaft unvergleichlich schwerer bei ihr und ihren Mitschwestern wiegt als die vergängliche Schönheit — scheiden wir aus der prächtigen alten Halle.

Durch ein verwirrtes Netz alter Gassen haben wir bald das Ende von Great Towerstreet erreicht. Wir treten heraus auf einen freien Raum und plötzlich liegt

der Tower von London

in seiner ganzen Mächtigkeit vor uns. Links blicken wir zu sanft ansteigenden jungen grünen Parkanlagen von bescheidener Ausdehnung hinauf, rechts hinab entzieht sich der Fluß durch

die vorspringenden, den Eingang zur alten Festung flankirenden runden Thürme unserem Blicke. Wir eilen an das Eingangsthor — es ist geschlossen. — Wir winken dem dahinter in würdiger Ruhe weilenden Beefeater! — vergebens — es ist zu spät, die Arbeitsstunden jenes Vielgeplagten sind bereits überstanden — der Tower ist für heute uns und jedem Besucher verschlossen! So fehlt unserer Wanderung durch die alte City der Gipfel, der Mittelpunkt. „Wir waren" sagt das alte Sprichwort „in Rom und haben den Papst nicht gesehen!" — obgleich diese Lücke heute, wo Sr. Heiligkeit freiwilliger königlich italienischer Gefangener ist, bei der großen Masse der Reisenden wohl durchgängig eintreten dürfte.

So wollen wir uns dort links hinauf ziehen und von einer der Ruhebänke im friedlichen, mit fröhlichen Kindern bevölkerten Trinity Square das feste, für uns heute uneinnehmbare Schloß aus achtungsvoller Ferne beobachten. Dort möge von den alten Erinnerungen aus einem früheren Besuche die eine und andere wieder vor uns emporsteigen.

Ein breiter Graben und niedriger Wall, jetzt mit freundlichen grünen Gartenanlagen geschmückt, umfaßt in weitem Viereck den mächtigen Haufen der alten und neuen Thürme, Gebäude, Höfe und Mauern, die man den „Tower von London" nennt. Von der Themse trennt die alte Feste ein stattlicher Quai, von der Stadt ein breiter offener Raum, gewissermaßen das Glacis jenseit des Grabens um welches wieder, an seiner anderen Seite, eine vor- und zurückspringende Reihe der verschiedenartigsten alten und neuen, bürgerlichen und öffentlichen Gebäude läuft.

Wenn man vor dem ersten Besuche des Tower sich Kopf und Busen mit all den romantischen und historischen Erinnerungen, welche diese Burg von London bietet, thunlichst erfüllt hat so wird der wirkliche Anblick kaum einen anderen Eindruck hervorrufen können als den einer gründlichen — Ent-

täuschung. Das allgemeine Bild wie es sich zuerst uns aufdrängt ist verhältnißmäßig nüchtern, zu glatt und kahl, zu freundlich, — erkältend. Die Ursache dieses unerfreulichen Eindruckes liegt auf der Hand. Nur ein geringer Theil des jetzigen Tower ist alt, vieles davon ganz neu und entweder zu fein und vollendet in der Ausführung, zu geleckt, oder es ist einfach bürgerlich und stillos. Die vielfachen schönen malerischen Details müssen demnächst erst an den einzelnen Punkten von uns entdeckt werden; das Gesammtbild ist gestört und bleibt an erhabener Einfachheit, imponirender Massenhaftigkeit und altersgrauer Ehrwürdigkeit weit hinter unseren Erwartungen zurück.

Aus der Mitte der ganzen Masse ragt ein quadratischer hoher schwerer gezinnter Bau mit hellen modern erweiterten Fenstern empor, von vier Thürmen flankirt, die häßliche Zwiebeldächer tragen. Das ist der „White Tower", der Kern der alten Königsburg, dessen Bau Wilhelm der Eroberer im Jahre 1078 begann. Was vorher hier war ist unbekannt. Dieser gewaltige durch vielfachen Verputz völlig entstellte Gebäudestock liegt frei und beherrschend in der Mitte; rund umher, längs dem Graben, zieht sich eine lange, sehr verschiedenartige Reihe ältester, alter und neuester Gebäude: runde gothische Befestigungsthürme, ein neues Zeughaus, eine ganz neue Kaserne, vielerlei gänzlich stillose bürgerliche Dienstwohnungen, denen manche von den dreizehn alten Mauerthürmen haben weichen müssen. Alles ist sauber und gut gehalten, jeder Baustein glatt behauen und in einander gefügt, so regelrecht und einförmig, so freundlich nüchtern und schnurgrade wie der modernste Backsteinrohbau. Aber die ursprüngliche anheimelnde Romantik, die edle Patina mit welcher die Einwirkung der Jahrhunderte, in leiser Beugung der Linien und unmerklicher Verwitterung der Kanten und Flächen, die altersgrauen Zeugen der Vergangenheit überkleidet — die ehrwürdige Signatur des Greisenalters ist für das Ganze unwiederbringlich verloren ge-

gangen. Im Innern des Tower bildet den Mittelpunkt des Interesses eine sehr instruktive Sammlung alter Waffen und eine endlose Reihe von Sälen, in denen tausende von Martini-Henry Büchsen und anderen Kommißgewehren verschiedener Systeme für den Gebrauch der Armee aufgestapelt sind, überstrahlt von Sonnen und Sternen, aus Bayonetten und Faschinenmessern kunstvoll zusammengestellt. Zuletzt bewundert man den Kronschatz und vor allen anderen Prachtstücken den berühmten Kohinur, dessen Schätzungswerth der Beefeater uns mit Genugthuung zu 40 Millionen Mark angiebt. Uebrigens sind die „Regalien", mit denen die englischen Könige bei ihrer Krönung angethan werden, fast sämmtlich neueren Ursprungs und Nachahmungen der ursprünglichen Schmuckstücke, die mit dem unglücklichen Könige Karl I. untergingen.

Nur im Vorbeigehen werden wir von unserem eiligen offiziellen Führer auf einige enge dunkle Räume hingewiesen oder auf einen einzelnen alten Stein im Wege oder auf einen halb verwitterten Namen in der Mauer, die von alten schlimmen Zeiten blutiger That und jammervollem Leiden reden könnten. — Jedoch der Haufen der Besichtiger ist viel zu zahlreich und unruhig, des Beefeaters Redefluß viel zu rasch und murmelnd, als daß wir den Erinnerungen, die hier oberflächlich gestreift werden, im Wandern auch nur entfernt gerecht werden könnten.

So wollen wir denn hier auf der ruhigen Bank in Trinity Square — — —

Was bedeutet wohl das steinerne Kreuz, dort zur Rechten vor uns?

Es ist ein kunstloses graues Steinkreuz, ohne Namen und Jahreszahl, — und dennoch liefert es uns eine überwältigende Fülle tief tragischer Erinnerungen. Es ist gleichsam eine kondensirte versteinerte Uebersicht der trübsten und wildesten Seiten englischer Geschichte. Denn hier wo wir jetzt ruhen, stand vier Jahrhunderte lang das Schaffot auf welchem die

zum Tode verurtheilten Gefangenen des Tower gerichtet wurden, nachdem sie zu diesem Zwecke von ihren königlichen Richtern den Sheriffs der Stadt London überwiesen waren. So liefert die unendliche Reihe der Sünder und Opfer des Tower die Marksteine der politischen und religiösen Bewegungen, die das Land bis tief in das vorige Jahrhundert so häufig in gewaltsame Zuckungen versetzten. Jeder Wechsel auf dem Throne und am Altar, jede Umwälzung in der herrschenden Meinung, jede umspringende Laune der Herrscher lagerte im Tower einen neuen Niederschlag an „Hochverräthern und Staatsverbrechern" ab, zum größten Theile Opfer fanatischen Aberglaubens, gesetzloser Gewalt — despotischer wie anarchischer — aber auch freiwillige Märtyrer ihrer Ueberzeugung. Dieser Theil der Geschichte der Feste: der Tower als Gefängniß und Richtstätte, macht ihn auch für uns zu einer werthvollen historischen Reliquie, die selbst den mit Englands Geschichte weniger vertrauten Fremden mit schauderndem Interesse anzieht und fesselt. Im Verhältnisse hierzu tritt die frühere Bestimmung des alten Schlosses, als eine Zwingburg um London zu schützen und zu bändigen, als ein Königspalast, als die ehemalige Reichsmünzstätte, als Arsenal, als Schatzkammer und als Archiv werthvollster Urkunden seit sächsischer Zeit, für uns zurück.

Sechs Jahrhunderte lang war der Tower das Staatsgefängniß Englands: Könige und Königinnen, Staatsmänner, Weise, Patrioten und Märtyrer zogen hier ein. Fast jede der alten großen Familien Englands hat einen Beitrag zu den hervorragenden Opfern des Tower geliefert; aus den vielen Hunderten seiner untergeordneteren Bewohner haben die alten Steinwälle uns nur wenige bedeutungsvolle Namen aufbewahrt. Meistens kamen die Gefangenen von der Wasserseite und betraten ihre letzte, oder doch vorletzte, irdische Behausung durch das „Traitor's Gate," ein wahrhafter lucus a non lucendo,

von dem bereits das alte Sprichwort sagte: „Ein loyales Herz kann dennoch wohl am Traitor's Gate landen."

Der älteste Gefangene, dessen sich die Geschichte des Tower noch erinnert wird im Jahre 1100 genannt. Es war Ralph Flambard, der kriegerische Bischof von Durham. Er war Kanzler von William Rufus (Sohn des Eroberers) gewesen; daher kann es nicht wundern, daß dessen Bruder und Nachfolger Heinrich I. ihn entließ, das heißt: in den Tower steckte. Es war das die Art wie sich in jener Zeit Portefeuillewechsel vollzogen. Aber der geistliche Kriegsheld war kein Mann unterwürfigen Duldens; er fand in einem ihm von befreundeter Hand gespendeten Fäßchen Wein einen Strick, ließ sich daran in den Graben hinab und entkam.

Im nächsten Jahrhunderte hören wir von 600 jüdischen Männern, die unter Anklage der Falschmünzerei und des Kippens und Wippens der Münzen hier zusammen gesperrt waren. Sie und ihre Glaubensgenossen wurden dann (1290) in der Zahl von 16,000 Köpfen über die Grenze des Reichs gejagt und durften erst nach fast vier Jahrhunderten, unter Cromwell, in ihre alten Quartiere die „Old Jewry" zurückkehren.

Ihnen folgten die Gefangenen aus den französischen Kriegen, von Cressy Poitiers und Agincourt, an ihrer Spitze der König Johann von Frankreich und sein vom Kriegsglücke nicht besser begünstigter Verbündeter, David von Schottland.

Im Jahre 1387 fand am Hofe des jungen Königs Richard II., dem wir bereits in Smithfield vor dem Thore von St. Bartho lomew the Great, begegnet sind, auf Andringen seines Onkels des Herzogs von Gloucester wiederum eine Ministerkrisis statt. Der Herzog hatte diese Maßregel durchgesetzt indem er den jungen König im Tower belagerte. Er erhielt dadurch ziemlich freie Hand in der Verfügung über die Portefeuilles und benutzte diese günstige Gelegenheit um mehreren, ihm unsympathischen Geheimen Räthen die Köpfe abschlagen

zu lassen. Unter diesen war auch Sir Simon Burley, ein treuer und braver Diener seines Herrn. Er eröffnete die lange Reihe der hier am Kreuze von Towerhill vollzogenen Hinrichtungen. Jedoch blieb sein Tod nicht ungerächt. Denn sobald König Richard II. wieder Luft bekommen hatte ließ er seinen Onkel Gloucester in Calais an einem apoplektischen Anfalle sterben. Dieser war allerdings zunächst durch zu anhaltendes und festes Aufdrücken von Federbetten auf das Gesicht des Herzogs veranlaßt. Dem ihm aufgedrungenen Minister aber, Lord Arundel, wies er den Weg den Burley hatte gehen müssen: er fiel als zweites Opfer auf Towerhill.

Wir haben bereits in Crosby Hall uns des schauerlichen und niemals völlig aufgeklärten Endes erinnert, welches Richard III. dem schwachen Lancasterkönige Heinrich VI., dann seinem eigenen Bruder Clarence im Fasse Malvasier, und endlich seinen Neffen, den Söhnen Edward's IV., in den verschwiegenen Mauern des Tower bereitete. Die Bilder dieser ruhelosen Schatten verblassen jedoch völlig wenn wir jetzt der blutigen Orgien gedenken, die unter Heinrich VIII. und seinen drei Kindern im Tower und auf Towerhill gefeiert wurden.

Die ersten Opfer der Kirchenreformation — so wie Heinrich VIII. diese heilsame Bewegung verstand — waren sein Kanzler, Sir Thomas Moore und der Bischof Fisher von Rochester.

Sir Thomas, der ausgezeichnete Geschichtsschreiber und Essayist, der Verfasser des einstmals berühmten Buches „Utopia" und ein Karakter von ungewöhnlicher Integrität und Ueberzeugungstreue, war im Jahre 1529 des allmächtigen Kardinals Wolsey Nachfolger als Lord Kanzler geworden. Jedoch schon 1532 legte er seine hohe Würde nieder da der Entwickelungsgang der Kirchenverbesserung ihm nicht gefiel. Zwei Jahre darauf war dem Könige von seiner jungen Gemahlin Anna Boleyn eine Tochter, Namens Elisabeth, geschenkt und er ver-

langte jetzt von jedermann in England die Leistung eines „Successionseides“, laut dessen seine frühere Ehe für ungültig und die darin geborene Tochter Mary für illegitim erklärt wurde.

Sir Thomas hatte Skrupeln und wurde als Staatsverbrecher in den Tower geschickt. Am 6. Juli 1535 schritt er auf seinem letzten Gange Towerhill hinan. Er zeigte an diesem Tage nicht nur eine ergebene sondern sogar eine heitere Stimmung. Als er das Schaffot bestieg bat er einen seiner Begleiter: „Lieber Freund helft mir ein wenig hinauf — hinunter geht's dann schon von selbst.“ Der Henker bat ihn, wie üblich, um Vergebung. Sir Thomas erfüllte die Bitte und setzte hinzu: „Ehre werdet Ihr mit mir nicht einlegen, mein Hals ist viel zu kurz.“ Als er seinen Kopf bereits auf den Block gelegt hatte, bat er einen Augenblick Aufschub um seinen langen Bart bei Seite zu schieben, „denn“ sagte er „ich bin kein Verräther“.

Der bereits achtzigjährige Bischof Fisher war in seinem Gefängnisse den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Er schrieb an den damaligen Staatssekretär Cromwell: „Ich bitte Euch, seid mir gütig gesinnt in meinen Nöthen. Ich habe weder Hemden noch andere nothwendige Kleider, sondern nur völlig und schmählich verlumpte und verschlissene. Jedoch würde ich das leicht ertragen wenn ich nur meinen Leib überhaupt warm halten könnte. Aber Gott weiß, wie dürftig auch meine Nahrung ist. Und in meinem hohen Alter kann mein Magen nur sehr wenige Speisen verdauen; bekomme ich diese nicht so verfalle ich sogleich in Schwachheit.“

Zum Troste und zur Stärkung sandte der Papst dem Gefangenen den Kardinalshut. „Bei Gott!“ schwur der aufgebrachte König „wenn er den trägt so soll er ihn nur auf den Schultern tragen“. Damit war das Todesurtheil bestätigt. Der alte Herr legte nun „zu seinem Hochzeitstage“

— wie er sagte — seine besten Kleider an und bestieg mit Heiterkeit das Schaffot.

Schon im nächsten Jahre zog die schöne junge Königin Anna Boleyn als Gefangene durch das Traitor's Gate in den Tower ein. Ihr Name steht auf der Wand des nördlichen Martinsthurms eingekratzt. Ihre Verschuldung bestand darin, daß sie einen Sohn zur Welt gebracht hatte, der nicht lebte, und — in des Königs sultanischer unbeständiger Laune. Sie wurde des Ehebruchs angeklagt und vier Herren vom Hofe traf der unerfreuliche Vorzug, zu ihren Mitschuldigen ausgewählt zu werden. Diese büßten ihren kurzen Hofglanz auf Towerhill, Anna wurde im Tower selbst — auf Tower Green — gerichtet; ihr Rang gewährte ihr den Vorzug einer Intramuran-Exekution. Auch ihre Ehe war vom Erzbischof Cranmer von Canterbury als nichtig erklärt, da sie zuvor dem Earl of Northumberland „verlobt" gewesen sei. Dieser Doctor Thomas Cranmer war ein gelehrter und gewandter Streber. Vom einfachen Fellow im Jesus College zu Cambridge hatte ihn der König zum Primas von England erhoben. Als seine ersten praktischen Rathschläge behufs Auflösung der Ehe mit Katharina von Aragonien dem Könige vorgelegt wurden schwur dieser, in mehr bezeichnender als gewählter Wendung: „Bei Gott! Cranmer hat die richtige Sau am Ohr erwischt!" — Anna schrieb nun einen rührenden Abschiedsbrief an ihren Gemahl in welchem sie dem Könige dankte: „für sein unausgesetztes Bemühen um ihre Erhöhung. Zuerst habe er sie aus einem einfachen Edelfräulein zu einer Marchioneß gemacht, dann zu einer Königin, und nun, da sie auf Erden nicht höher steigen könne, wolle er sie als eine Heilige zum Himmel schicken." Anna Boleyn war in Frankreich erzogen worden und ihre witzige und spitzige Zunge verließ sie, wie man sieht, auch in diesem letzten Augenblicke nicht. Sie näherte sich dem Block mit festem elastischen Schritt. Ihre Schönheit strahlte in ihrem gewohnten vollen

Glanze und alle Umstehenden waren tief erschüttert durch die liebliche Milde ihres Ausdruckes. Der Henker war so bewegt, daß er nicht das Herz hatte an's Werk zu gehen. Da sagte die junge Königin dem Lieutenant des Tower: „Der Scharfrichter ist, wie ich höre, sehr geschickt und erfahren und mein Hals ist sehr schlank." Sie umfaßte dabei lächelnd die Gurgel mit der Hand. — Drei Tage darauf heirathete der König Jane Seymour. Das war Anna Boleyns beste Rechtfertigung.

Nach Jane Seymours raschem Tode rieth der Staatssekretär Thomas Cromwell — ein kluger und treuer Mann, der Sohn eines Schmieds — dem Könige, sich im Interesse protestantischer Allianzen mit der Prinzessin Anna von Cleve zu verbinden. Der Hofmaler Holbein lieferte ein sehr ansprechendes Bild der jungen Dame und sie kam zur Vermählung herüber nach England. Aber die Hofmaler sind — oder waren damals — zuweilen gefährliche Schmeichler. Als der König seine Verlobte sah, fand er sie ganz das Gegentheil von schön und reizend, und sehr verschieden von Holbeins Schilderei. Als er dann mit ihr reden wollte sprach sie von allen lebenden Sprachen nur — holländisch, ein dem Könige völlig unzugängliches Idiom. Trotzdem gelang es Cromwell, aus politischen Erwägungen, des Königs billige Abneigung zu überwinden und Heinrich „beugte den Nacken in's Joch." Er machte sogar Cromwell zum Earl of Essex und K. G. (Ritter des Hosenbandordens). Aber sein Groll war nicht gestillt und schon nach wenigen Monaten fand der Ministerwechsel statt. Cromwell wanderte als Hochverräther in den Tower und wurde — auf völlig lächerliche Anklagen hin — auf Towerhill enthauptet.

Anna von Cleve hatte das Glück, neben ihrem beruhigenden heimathlichen Idiom auch das batavische Phlegma mit an die Stufen des englischen Thrones gebracht zu haben. Dadurch entging sie der Prozedur mittelst welcher der König sich von ihrer Vorgängerin Anna Boleyn und ihrer Nachfolgerin

Katharina Howard trennte. Als die englische Geistlichkeit auch in Annas Ehe pflichtmäßig einen Nichtigkeitsgrund fand, war sie in ihrer gesegneten Gemüthsruhe mit der ihr gleichzeitig gebotenen Kompensation völlig zufrieden. Der König adoptirte sie als „Schwester“ und gab ihr den Rang unmittelbar nach seiner Tochter. Mit einer Pension von 3000 Pfd. Sterl. lebte sie in einem schönen Landhause zu Chelsea bis an ihr sanftseliges Ende im Jahre 1557.

Der König heirathete nun Katharine Howard, die Nichte des Herzogs von Norfolk durch den Thomas Cromwell gestürzt war. In diesem Falle spielte Heinrich allerdings bald mit Fug und Recht die Rolle des beleidigten Ehegatten und die junge Königin wurde nach anderthalb Jahren mit ihrer Helfershelferin Lady Rochester auf Tower Green hingerichtet, zwei ihrer männlichen Mitschuldigen auf Towerhill. Kurz zuvor war Tower Green der Schauplatz einer schauerlichen Scene gewesen. In der alten Gräfin Salisbury lebte noch der letzte direkte Nachkömmling der Plantagenets. Hiefür, und weil sie die Mutter des römischen Kardinals Pole war, hatte sie als Hochverrätherin zu büßen. Aber die alte Dame zeigte keineswegs die Ergebenheit in ihr Schicksal durch welche die jugendliche Anna Boleyn die Theilnehmenden erbaut hatte. Bis zum letzten Augenblicke leistete sie der ungerechten Gewalt den äußersten physischen Widerstand. Nachdem ihre weißen Haare gelöst waren weigerte sie sich, ihr Haupt auf den Block zu legen und suchte dem Henker zu entfliehen. Dieser verfolgte sie verschiedene Male im Kreise rund um die Richtstätte und schlug sie endlich mit mehreren Axthieben wie ein wildes Thier nieder.

Ihr folgte, in diesem grausigen Weiberschlachten, aus dem Tower eine lange Reihe ewig verlorener Seelen, denen das Mysterium der „leiblichen Gegenwart“, der damalige Prüfstein königlich englischer Orthodoxie, sich nicht in ausreichendem Maße erschlossen hatte.

Doch jetzt taucht die rührende unschuldsvolle, fast seraphische Gestalt der armen kleinen Königin von 9 Tagen vor uns auf, deren thränenreiches Ende wenigstens den Abschluß des Frauenmordens im Tower bildet, wenn auch die Wogen der politischen und religiösen Bewegungen noch manches zarte Weib als Gefangene am Traittor's Gate absetzte.

Lady Jane Gray war die Enkelin einer jüngeren Schwester Heinrichs VIII. Selbst wenn seine beiden Töchter, die beiden Königinnen Mary und Elisabeth illegitim gewesen wären, würden der Großnichte im Anrechte an den Thron von England die Nachkommen einer älteren Schwester des Königs, die Stuarts von Schottland voraufgegangen sein. Der König Edward VI., Sohn Heinrich's VIII., befand sich während seiner ganzen Regierungszeit 1547—1553 in der Hand einiger ehrgeiziger Großer, die sich die Herrschaft über ihn und durch ihn gegenseitig streitig machten. Von ihnen starb zuerst der jüngere Bruder seiner Mutter, der Admiral Seymour, auf Anklage seines eigenen älteren Bruders, des Protektors Somerset, durch Henkershand auf Towerhill. Ein gleiches Schicksal am gleichen Orte ereilte wenige Jahre darauf den Protektor Somerset selbst durch seinen Rivalen Dudley, Earl of Warwick, später Herzog von Northumberland. Dieser beschloß nun, nach Edwards VI. in naher Aussicht stehendem Ende die junge Jane Gray als Thronerbin zu proklamiren und verheirathete sie, um sich demnächst die Gewalt über sie zu sichern, einstweilen mit seinem Sohne Guilford Dudley. Dem sterbenden jungen König wurde ein Dokument abgezwungen, welches die Thronfolge auf Jane Gray übertrug. Sobald er die Augen geschlossen hatte wurde sie von Northumberland und seinen Anhängern in London als Nachfolgerin ausgerufen.

Alle diese Umtriebe waren so ziemlich ohne Mitwissen der jugendlichen Kronprätendentin vor sich gegangen. Sie wird als eine junge Dame von angenehmer Erscheinung, liebens-

würdigem Karakter und vollendeter Bildung geschildert. Außer verschiedenen modernen Sprachen waren ihr Latein und Griechisch geläufig; fast ihre ganze Zeit widmete sie den Studien; die herkömmlichen Unterhaltungen ihres Alters und Standes ließen sie kalt. Eines Tages besuchte Roger Asham, Elisabeths Lehrer, deren junge Verwandte und fand sie im Lesen des Plato vertieft während die übrigen Mitglieder ihrer Familie im Park hinter den Hunden ritten. Die Kunde von ihrer Erhebung auf den Thron berührte sie sehr unangenehm. Sie weigerte sich — stritt für das bessere Recht der beiden Prinzessinnen — endlich gab sie wider bessere Ueberzeugung dem Drängen ihres Vaters, ihres Schwiegervaters und vor allem ihres jungen Gemahls nach. Jedoch der ganze Plan war von Anfang an todtgeboren. Jane fand keine Anhänger, alles fiel der Prinzeß Mary zu.

Jane Gray wurde mit ihren drei Verwandten in den Tower gesperrt und des Hochverraths schuldig erkannt. Jedoch nur Northumberland wurde sofort exequirt, ebenfalls hier am Kreuze auf Towerhill.

Sobald Mary Tudor sich auf dem väterlichen Throne festgesetzt hatte vermählte sie sich mit ihrem Vetter Philipp, Sohn Kaiser Karl's V. Gegen diese papistische Heirath empörte sich die öffentliche Meinung in England ziemlich heftig und in verschiedenen Provinzen brachen Aufstände aus. Diese wurden gewaltsam unterdrückt. Der Herzog von Suffolk, Lady Janes Vater, fand sich darin verwickelt. Er starb auf Towerhill und nun war auch seiner Tochter und ihres Gatten Schicksal besiegelt. Die „blutige Mary" ließ das im vorigen Jahre gesprochene Urtheil an ihren beiden jugendlichen Gefangenen ohne weiteres Verfahren vollziehen. Das junge Paar war im Tower getrennt gewesen und die klagende Sehnsucht des Gatten ist wiederholt durch das Wort: Jane! Jane! — an der Mauer seines Gefängnisses verewigt. Sie selbst schrieb am Morgen

ihres Todestages rührende Abschiedsworte an Vater und Schwester auf die weißen Blätter ihres griechischen Testaments. Von ihrem Fenster aus, — dort im „Bricktower“ wo ein Fortsatz von Backsteinen sich auf viel älterem steinernen Mauerwerk erhebt — überblickte sie das Schaffot hier auf Towerhill, sah sie den kopflosen Leichnam ihres Gatten, der von hier in den Tower zurückgeschafft wurde und rief, in Thränen gebadet: „O Guildford! Guildford! der Vorgeschmack, den du soeben empfangen hast und den ich gleich empfangen werde, ist nicht so bitter, daß mein Fleisch erzittern sollte. Er ist nichts, verglichen mit dem Festmahle an welchem wir heute Abend im Himmel Theil haben werden.“

Auf dem Schaffotte in Tower Green bekannte sie sich der Einwilligung zu einer ungesetzlichen Usurpation freimüthig schuldig und bat die Königin demüthig um Verzeihung. Hierauf sagte sie den Psalm: Miserere mei Deus, bis zu Ende her. Dann ließ sie sich von ihren zwei Kammerfrauen das Obergewand abnehmen und ein Tuch zum Verbinden der Augen reichen. Freundlich verzieh sie dem vor ihr knieenden Scharfrichter. Sie trat auf das Stroh welches rings um den Block geschichtet war und sagte: „Ich bitte Euch, macht es rasch.“ Im Niederknieen frug sie: „Werdet Ihr zuschlagen bevor ich mich gelegt habe?“ Er antwortete: „Nein, Madame.“ — Nun band sie sich ihr Taschentuch vor die Augen und fühlte blind mit den Händen nach dem Block. „Was soll ich thun?“ rief sie; „wo ist er? wo ist er?“ Einer der Zeugen leitete sie bis ihr Haupt auf dem Blocke richtig in der Vertiefung lag. Darauf hörte man die Worte: „Herr in Deine Hände befehle“ — — — — der Streich fiel! — — —

Lady Jane vereinigte nach einem gleichzeitigen Zeugen „die Unschuld der Kindheit, die Schönheit der Jugend, die Festigkeit der reiferen Jahre, den Ernst des Alters — und das Alles mit achtzehn Jahren; die Geburt einer Fürstin, die

Gelehrsamkeit eines Geistlichen, das Leben einer Heiligen, den Tod einer Sünderin — zur Sühne des Verbrechens ihrer Eltern."

„Sie hatte" sagte Heylin in der Schilderung ihres kurzen Lebens, „die angebotene Krone mit so mildem Gleichmuthe hingenommen als wäre sie ein Blumenkranz gewesen, und nun schob sie den Gedanken daran mit solcher Zufriedenheit bei Seite als legte sie einen verwelkten Kranz ab dessen Wohlgeruch entschwunden war. Die Zeit ihrer Herrlichkeit war so kurz, nur 9 Tage, daß sie ihr wie ein Traum erschien aus dem sie nicht ungern erwachte."

Auf demselben Flecke empfing im Jahre 1598 Robert Devereux, der schöne Graf Essex den Todesstreich. Von der alternden königlichen Geliebten hatte er, als letztes Pfand ihrer Neigung, die gnädige Bewilligung erhalten, daß seine Exekution hier in bevorzugter Stille, nicht öffentlich auf Towerhill stattfinden sollte, und er ging zum Tode sorgfältig und reich geschmückt wie ein Bräutigam.

Im nordwestlichen Winkel des inneren Hofes steht die alte Kapelle der Gefangenen, nicht mit Unrecht: zu St. Peter ad Vincula geheißen. Hier ruhen unter den Steinfließen alle die erlauchten und hervorragenden Opfer, die im Tower — starben. „Es giebt wohl" sagt Macaulay, „keinen traurigeren Fleck auf Erden als diesen kleinen Begräbnißplatz. Der Tod ist hier nicht — wie in Westminster Abbey und St. Paul's — verbunden mit dem Genius und der großen That, mit öffentlicher Verehrung und unvergänglichem Ruhme; nicht, — wie in unseren bescheidensten Kirchen und Kirchhöfen — mit dem Schmucke gesellschaftlicher und häuslicher Tugenden; sondern mit allen dunkelsten Seiten der menschlichen Natur und des menschlichen Geschickes: mit dem wilden Triumphe unversöhnlicher Feinde; mit dem Wankelmuthe, der Undankbarkeit, der Feigheit falscher Freunde; mit dem Elende gefallener Größe und befleckten Namens."

Auf diesem dunklen Flecke in der Mitte der düsteren Kapelle ruht, von Sir Thomas Moore an, die Asche aller derer, deren blutige Schatten soeben an uns vorüber geglitten sind: voran drei Königinnen, dann die Großen des Reiches aus zwei Jahrhunderten; in allem gerade drei Dutzend. Den schaurigen Reigen des Todtentanzes schließen, im Jahre 1746, vier katholische, irische, vornehme Legitimisten oder wie man jetzt sagt: Partikularisten. Sie legten ihren Kopf im gerechten Kampfe für das damals „angestammte" Haus Stuart gegen das damals „thronräuberische" Haus Hannover hier auf den Block. Dieser letzte Fall, und der spätere Lebensgang der englischen Nation, könnten wohl manchen verbitterten Gemüthern ein wenig zu denken geben, die sich einbilden, es finde sich in der Entwickelung der Weltgeschichte überhaupt ein Standpunkt absoluten Beharrens. Ehrenwerthe Menschen, — die aber nicht gern begreifen möchten, daß allerdings — um die tönende Sentenz umzudrehen — „tausend Jahre Unrecht eines Tages Recht werden," daß sie es selbst dann werden wenn diese Wandlung auch unseren persönlichen Gefühlen Interessen und Gewohnheiten nicht zusagen sollte.

Das war das letzte Blutvergießen hier am Kreuze von Towerhill.

Jedoch die Zeit für die rückschauenden Träumereien auf Towerhill ist entschwunden; die Gegenwart nimmt uns wiederum voll in Anspruch. Denn es ist fünf Uhr Nachmittags geworden und in zwei Stunden sollen wir an die Tafel Sr. Majestät des City-Königs in seiner Residenz Mansion House treten. Wenn nun — wie man sagt — Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist, so ist sie umsomehr dem gewöhnlichen Sterblichen wohl anzurathen dem die Ehre zugedacht wurde eines so hohen Herrn erkorener Gast zu sein.

Und hierzu war ich für heute auserwählt — obwohl im Grunde nicht berufen, denn die Karte vermittelst welcher „The

Lord Mayor" um das Vergnügen meiner Gesellschaft beim Dinner ersuchte, trug die Ueberschrift: „To meet the Representatives of Literature". Und ich bitte meine Leser angelegentlichst, von meiner Selbsterkenntniß zu glauben, daß ich mich bei diesem Meeting lediglich zu denen rechnete, welche „treffen" keineswegs aber zu den Repräsentanten der Literatur, welche dort „getroffen werden" sollten.

So traf ich denn pünktlich zur verordneten Stunde an der Pforte von

Mansion House

ein.

Der Palast ist etwa 120 Jahre alt und zeigt nach der Straße zu einen stattlichen korinthischen Portikus. In ihrer ursprünglichen Gestalt schloß diese Hauptfronte mit einer prächtigen Freitreppe ab. Letztere mußte später dem Andrange des wachsenden Verkehrs weichen. An ihrer Statt führen jetzt zwei bescheidene, kaum sichtbare Seitentreppen zu dem Portikus hinauf, der nun ohne erkennbaren architektonischen Zweck und Abschluß über den Köpfen der Fußgänger schwebt. Jedoch vergißt man diese Absonderlichkeit sobald man sich dem Platze vor Mansion House zuwendet. Wenn Charing Croß das Herz von London ist so liegt hier das Herz der City. Von acht großen Durchgangsstraßen strömt an dieser Stelle der Verkehr zusammen. Gegenüber steht die Bank von England, rechts die Börse, links blickt man Cheapside, Queen Victoria Street und Cannon Street hinauf. Das babylonische Gewirr und Getümmel in diesem engen Raume ist geradezu überwältigend und unbeschreiblich. Nach allen Richtungen hin kreuzen sich Fuhrwerke aller Art. Dutzende von Omnibussen kommen und gehen gleichzeitig. Trotzdem alles Schritt fährt und in kurzen Perioden immer wieder völliger Stillstand in die allgemeine Bewegung kommt, ist es für ungeübte und furchtsame Fußgänger kaum möglich und nicht ungefährlich, ohne die Hülfe

der polizeilichen Vorsehung und ohne den Schutz des beruhigenden weißen Handschuhs die nicht breiten Fahrwege zu kreuzen. Von allen Merkwürdigkeiten Londons giebt es nichts, das den Fremden in solchem Grade mit Staunen und Bewunderung erfüllen muß und ihm den Begriff des Citylebens in solchem Umfange zugänglich macht als der machtvolle, endlos wirbelnde Strom, der hier alltäglich das Monument des „eisernen Herzogs“ vor der Börse von London umtost.

Während ich die versteckte Seitentreppe von Mansion House hinanstieg, dachte ich mit einiger schüchternen Bänglichkeit an die mir bevorstehenden Tischnachbaren und zugleich: wie ich wohl unter den 300 Gästen meinen Platz würde heraus finden können?

Diese Schwierigkeit jedoch war in überraschend praktischer Weise gelöst. Beim Eintritte überreichte mir, auf Vorzeigen meiner Einladung, ein höflicher wohlwollender Herr ein längliches Druckstück, welches sich selbst als: „Plan der Tische und Musikprogramm“ bezeichnete. Ich entfaltete die willkommene Gabe und sie enthielt einen Grundriß der aufgestellten Speisetafeln mit dem Namen sämmtlicher Gäste, jeder an seinem Platze eingetragen, und — was die Hauptursache war — mit einem kräftigen rothen Striche an meinem eigenen Namen, so daß ich nun genau wußte: wo und neben wem ich sitzen würde, sowie wer jeder andere Mann auf einem bestimmten Platze war, da man ihn vom Ende jeder einzelnen Tafel her bequem abzählen konnte. — Eine wirklich sehr nachahmenswerthe Erfindung, die jeden Gast unabhängig an seinen Platz brachte und außerdem sämmtliche Anwesenden gewissermaßen stillschweigend einander vorstellte.

Aus der Vorhalle treten wir in einen länglichen Raum, eine Art Gallerie, die durch Oberlicht erhellt ist. An ihren beiden Langseiten stehen bereits zahlreiche Herren in weißen Halsbinden, dicht gedrängt, um einen mittleren breiten Gang

frei zu lassen. In diesem, etwa auf der Hälfte des Weges, hat ein Herr in französischem Hofkleide und schwarzen langen Strümpfen, mit Klapphut und Stichdegen bewaffnet, Stellung genommen. Am jenseitigen Ende des Gemaches überrascht uns ein imponirender Anblick. Dort steht der Jahresherrscher von Mansion House, der Lord Mayor, „the Right Honorable William Mc. Arthur M. P., Master der Brillenmacher Company, ein kleiner stattlicher Herr mit weißen Haaren und glattem frischen Antlitz. Ein prächtiger schwarzsammtener Staatstalar, reich mit Silber gestickt, wallt ihm von den Schultern auf die Füße herab. Die schwere goldene Amtskette schlingt sich in mächtigen Gliedern um seinen Nacken und trägt einen riesigen güldenen Gnadenpfennig, der einen nicht unerheblichen Theil der breiten Brust des Citykönigs einnimmt. Rechts von ihm steht einer seiner Großwürdenträger, er überragt den Chef um Hauptеslänge, ein schwarzer wohlgepflegter Bart fließt über seine mittelalterlich geschnittene sammtne Hofuniform und sein Haupt ist durch einen hohen prächtigen Pelzhut, der nach oben zu unaufhaltsam an Breite gewinnt, kriegerisch verziert. Beide Hände, in schweren Stulphandschuhen, stützt diese gewaltige Erscheinung auf den Kreuzgriff eines, bei vier Fuß hohen, breiten alten Schwertes in goldner reichverzierter Scheide, dem Symbole der städtischen Gerichtshoheit. Es ist der „Swordbearer", der Schwertträger des Lord Mayor, ein getreuer Schildknappe, der seinem Herrn in keiner der officiellen Fährlichkeiten seines Herrscherjahres von der Seite weicht. Und da der „Swordbearer" im Gehaltsetat der Citybeamten mit einer Diensteinnahme angesetzt ist, die der eines kontinentalen Regierungspräsidenten kaum nachgiebt, so dürfen wir wenigstens darüber beruhigt sein, daß auch heut zu Tage noch, trotz der modernen humanen Art der Behandlung irischer Greuel und Mordthaten Seitens der englischen Regierung, wenigstens in der City von London die Obrigkeit „das Schwert nicht umsonst trägt."

In ehrfürchtiger Betrachtung dieser strengen Erscheinung war ich bis in die Mitte des Saales vorgeschritten. Hier hatte ich dem Herrn Ceremonienmeister in Kniehosen und französischen „habit habillé“ meine Karte einzuhändigen und er seinerseits hatte laut meinen Namen auszurufen, als Introduktion bei dem Gastgeber und der Gesellschaft. Ich glaube, daß ich meinen Antheil an dieser Handlung korrekter ausführte als er den seinigen — der Name war auch so verd — „foreign looking“. Gleichzeitig machte ich eine tiefe Verbeugung, die Se. Lordschaft mit huldreichem Kopfnicken erwiderten. Nun schritt ich unter den musternden Blicken aller bereits vorgestellter Beiständer, und unter den ermuthigenden Klängen des Rakoczi Marsches, auf den Vater der Weltstadt zu, wir schüttelten uns verständnißinnig und ausdrucksvoll die Hände und — ich war abgefertigt. Ich drückte mich ein wenig zur Seite, jedoch nicht zu weit um genau verfolgen zu können was ferner geschah. Jetzt bemerkte ich, daß Mr. Mc. Arthur auch auf seiner Linken von einer offiziellen Figur flankirt war. Ihr Eindruck war weniger streng — er war friedlicher als das gebietende Wesen des Schwertträgers, von dem ich im Stillen vermuthe, daß er einen Harnisch oder wenigstens einen Kettenpanzer unter seinem prächtigen heroldartigen Wamse trug. Der Linke war kleiner, trug ein flaches schwarzes Sammetbarett und führte in den Händen ein mächtiges vergoldetes Scepter; man heißt ihn davon den „Macebearer“. Auch dieser Getreue fehlt dem Lord Mayor niemals bei Festen und Feierlichkeiten.

Außerdem bewegte sich noch ein, kavalleristisch angehauchter Herr in der Nähe der Centralsonne. Er trug einen scharlachrothen goldbetreßten Waffenrock, volle goldene Epaulettes und hohe Kanonenstiefel. Auf mich machte er den Eindruck des städtischen Oberstallmeisters, an dessen Existenz ich nicht mehr zweifeln kann da ich jetzt weiß, daß am Hofe des Citymonarchen außerdem noch folgende Chargen geschäftig glänzen „wie der

Sterne Chor um die Sonne gestellt", nämlich: der Water Bailiff, der Marshals Man, der Yeoman of the Chamber, der Serjeant of the Channel, der Clerk of the Cocket. Zuletzt nenne ich den Vize-Oberjägermeister, den Common Hunts Young Man (oder wäre er vielleicht ein nützlicher — Kammerjäger?). Dieser wird für das Walten seines schweren Amtes — welche Pflichten es ihm auch immer oblege — mit 7000 Mark jährlich honorirt.

Die Vorstellung der Gäste ging weiter. Dazu ertönten jetzt die rhythmischen Klänge der „Militär-Quadrille" des großen Strauß. Als ich mich nach den Künstlern umsah, deren flotter energischer Strich mich erwärmte, waren auch sie in Uniform — nein! im edlen magyarischen Nationalkostüm! — Husaren — heute ohne Pelze —; es war Kalogdy's ausgezeichnete ungarische Kapelle, die unser festliches Mahl erheitern sollte.

Der Quadrille folgte ein Czardas. Wie elektrisirt geriethen selbst wir 300 Literaten in plötzliche Bewegung — Nummer 300 hatte soeben des Hausherrn schmerzende Rechte geschüttelt — und unter des letzteren Vortritt zogen wir ein in den ungeheuren festlich geschmückten und taghell erleuchteten Raum der Egyptian Hall.

Warum die Egyptische Halle? Trägt sie die schwere, düstre, räthselhafte Pracht der Pharaonenpaläste? — Nicht im mindesten. Es ist ein sehr großer, außergewöhnlich hoher Saal — ursprünglich der innere Hof des italienischen Palastes, durch eine Glasdecke und viel Marmor, Stuck und Gold zu einer Festhalle umgeschaffen. Der Name ist weiter nichts als ein feines Kompliment für den großen römischen Baumeister Vitruvius, welcher — bekanntlich — eine sehr berühmte Beschreibung einer schönen Halle hinterlassen hat, die er irgendwo in Egypten gesehen hatte und die man bestrebt gewesen ist, hier zu reproduziren. Einige moderne Marmorwerke stehen umher und schauen still uns an; in großer, kaum erkennbarer Höhe erscheinen

auf einer Musiktribüne die Ungarn; wir setzen uns, und das Gastmahl beginnt.

Die Tische waren in der Weise geordnet, daß eine „High Table" sich an der, dem Eingange gegenüber liegenden Langseite hinzog. Mit dieser bildeten zwei Flügel an den Breitseiten ein Hufeisen in welchem noch 6 lange Tafeln rechtwinklig zur High Table standen. Mir war die Ehre zu Theil geworden an der letzteren zu sitzen und zwar mit dem Rücken gegen die Wand, so daß ich das ganze Schlachtfeld vor uns frei übersehen konnte. Im Centrum der Stellung in der Mitte der Hochtafel in einem reichgeschnitzten Armstuhle, thronte der Lord Mayor. Hinter ihm hielten sich, zu seiner persönlichen Bedienung, wiederum zwei mir noch unbekannte Hofoffiziianten: sein „Coachman" und sein „Postboy", beide in so alterthümlich reiche und schwere Livreen gekleidet als man sie sich nur immer aus irgend einem fürstlichen Krönungs- oder Vermählungszuge vorstellen mag. Selbstverständlich theilen sich diese beiden Rosselenker in die Leitung des Sechsgespannes vor dem Gallawagen des Citykönigs. Die Tafel selbst war reich mit Früchten, Blumen und süßem Nachtisch besetzt, mit viel Krystall und nicht besonders altem oder kostbarem Silber.

Als ich mich nun auf meiner Generalstabskarte in den um mich sitzenden Größen orientirte, sah ich, daß ich mich über meinen Platz wahrhaftig nicht zu beklagen hatte. Zur Rechten saß mir ein gütiger englischer Freund, dessen Verwendung ich überhaupt meine Gegenwart an diesem erlauchten Orte und unter den Repräsentanten der Literatur verdankte. Zu meiner Linken fand ich einen würdigen Alderman: Sir Thomas Gabriel, Baronet, dessen prächtige Ehrenkette mir anzeigte, daß er bereits „den Stuhl passirt hatte" daß heißt: Lord Mayor gewesen war. Außer ihm saßen fünf andere städtische Großwürdenträger in meiner Nähe, von denen Alderman Ellis, ein Mitglied der Merchant Tailors' Company, mein Gegenüber,

jetzt (1881/82) das Scepter und Schwert der City führt. Unter manchen anderen bekannten Namen nenne ich vor allen Sir Erskine May, den Royal Clerk des Unterhauses und ersten lebenden Kenner der Geschichte und Verfassung des Parlamentes; ferner den Right Honorable Doktor Lyon Playfair M. P. Er vereinigt in sich verschiedene ziemlich entlegene geistige Leistungen: ein hervorragender Chemiker und persönlicher Schüler Liebigs, Vertreter der schottischen Universitäten, anerkannter Schriftsteller über politische Fragen, Deputy-Speaker des Unterhauses und dessen ständiger Chairman wenn es als „Comittee des ganzen Hauses" sitzt. Etwas weiter ab saß Mr. B. der ausgezeichnete Yankee und Verfasser des berühmten Buches: „England von der Kehrseite", den ich bei meinen Lesern bereits vorgreifend eingeführt habe.

Die Ehrenplätze neben dem Hausherrn waren dem Gesandten der Vereinigten Staaten und dem Earl of Lytton, Sohn des großen Romanschriftstellers Bulwer und selbst ein erfolgreicher Literat, zu Theil geworden. Frankreich war durch Gustav Doré und Louis Ulbach vertreten; Deutschlands Schrift steller — ich meine die ernsthaften — ausschließlich durch Herrn Karl Blind. Leider hatte mein verehrter Freund, Gustav Freytag der an ihn ergangenen Einladung nicht entsprochen.

Was soll ich von der Bewirthung sagen? Sie war mir eine große Enttäuschung. Ich hatte gehofft, hier urächten nationalen Vollblutgerichten zu begegnen. Und was fand ich? Eine abscheuliche Verwälschung guter oder doch wenigstens ursprünglicher englischer Sitte und Küche. Ein Menu mit Potages, Poissons, Entrées, Relevés und Entremets. Genau wie im lieben Vaterlande und genau dieselben orthographischen Schnitzer. Aber — jedes Unglück auf Erden trägt ja seine Ausgleichung in sich — sämmtliche Schüsseln waren sehr gut — viele ausgezeichnet zubereitet. Ich schwelgte heute auf

einer Oase wohl durchgebildeter Nahrungsmittel inmitten der weiten Wüste englischer halbfertiger Gemüse und kindlich naiver süßer Speisen, die ich bereits seit Wochen durchwanderte. Den Anfang machte eine helle „Tortue claire“. Unschuldig wie Hühnerbrühe sah sie aus, etwas ölig. Mit dem ersten blinden Eifer meines durch die lange Wanderung gereizten Wissensdurstes machte ich mich darüber her — aber die Freude war nur kurz! — die blonde Unschuld hatte den Gewürzt—l im Leibe! Ich wußte bis dahin nicht, daß es möglich sei, soviel flüssiges Feuer in einem Suppenlöffel zu verdichten. Fische gab es fünferlei, wie billig, und alle waren vorzüglich, namentlich mein auserwählter: der berühmte kleine Whitebait, ein halbfingerlanges in Mehl und Schmalz gebackenes, sprödes Bürschchen, welches den politischen Whitebait Dinners des Kabinets, zu Greenwich am Schlusse jeder Parlamentssitzung, den Stempel seiner historischen Persönlichkeit aufgedrückt hat. Man ißt sie mit Zitronensaft und Champagner; sind sie jedoch „gedevilled“ alsdann ist Eispunsch angezeigt.

Von allem was folgte ist nichts zu melden; es war gebildete französische Verarbeitung des besten englischen Rohstoffs.

Am Schlusse zeigte sich indessen dennoch einmal das seefahrende England, indem Garnelen in saurem Aspic unter die süßen Schüsseln gerathen waren.

An Weinen gab es, außer dem nationalen Portwein und Sherry — die jedoch anfangen bei der jüngeren Generation in den Hintergrund zu treten — einen guten Bordeaux, eine „Hock“* genannte weiße alkoholische Flüssigkeit, die sich als Blut der rheingauer Reben eingeschmuggelt hatte, Champagner und vor allem das herrliche Labsal: echtes Apollinariswasser, von Remagen am Rhein, wovon wohl einige hundert Flaschen geleert wurden.

* Eigentlich: Hochheimer; aber auch jeder andere Rheinwein geht unter diesem Namen.

Damit war das Vorspiel — das Dinner — erledigt und nun begann der Ernst des Tages — das Geschäft.

Bis auf die Blumenaufsätze, die frischen und trocknen Früchte und sonstigen Süßigkeiten wurden die Tafeln vollständig geräumt und dann jeder Gast mit 3 frischen Gläsern versehen. Zugleich erhielt ein jeder eine zierliche Serviette und ein schmuck ausgestattetes Büchelchen als willkommenes Programm und Textbuch für die nun bevorstehenden Verhandlungen. Die Ungarn waren verstummt und verschwunden.

Urplötzlich erscholl vom Throne des Lord Mayor her ein wunderbarer nie gehörter Ton; es war wie eine mit menschlichen Stimmklängen begabte Posaune. Ergriffen von der erschütternden Gewalt dieser Baßschwingungen wandte sich jedes Auge und Ohr dorthin. Zwischen dem Coachman und Postboy stand jetzt eine dritte Figur, ganz der Helden- und Bösewichterbaß der größten Hoftheater. Es war des Lord Mayors „Toastmaster", der jetzt in Wirksamkeit trat. Er forderte uns auf, das nun bevorstehende „Grace" mit gebührender Sammlung entgegenzunehmen. Ein Reverend, des Lord Mayors Hofkaplan, erhob sich, sprach einige Worte und alsbald setzte oben auf der Tribüne unerwartet ein sehr wohllautender mehrstimmiger Gesang ein. Es waren liederreiche Künstler und Künstlerinnen, welche die Ungarn abgelöst hatten und uns über die Nachtischreden fort helfen sollten. Sie sangen ein altes Stück Kirchenmusik aus dem Jahre 1545.

Nachdem die Gemüther hierdurch wohl vorbereitet, festlich und weich gestimmt waren, trat der große Augenblick, der „Loving Cup" ein.

Vor den Lord Major wurde eine silbervergoldete „Cup" ein Pokal von drei bis vier Liter Rauminhalt gestellt. Aehnliche Gefäße erschienen vor seinen Vertretern an den einzelnen Tischen. Unsere, mit zwei Henkeln versehene Urne war nicht ein altes Schaustück sondern stammte aus der nüchternen und

dürftigen Epoche des Empire. Seine Hauptzierde war das Wappen der City: ein von zwei geflügelten Drachen gehaltener Schild, den ein großes aufliegendes Kreuz in vier Felder theilt; im obersten Felde links der unsterbliche Dolch des patriotischen Mayors Wallworth.

Alle erheben sich.

Jetzt ergreift der Lord Mayor die verdeckte Cup mit beiden Händen und wendet sich seinem linken Nachbar zu. Er spricht mit ernster Verbeugung, welche jener erwidert, die Worte: „I pledge you“. Alsbald ergreift der so angesprochene Gast mit der Rechten den Deckel der Cup und hebt ihn ab. Nun trinkt der Hausherr. Dann wischt er mit der zarten Serviettte sorgfältig über den Rand des Bechers. Der andere legt den Deckel wieder auf, empfängt das Gefäß in beide Hände — Verbeugung — dann wendet er sich zu seinem linken Nachbarn mit welchem er dieselbe feierlich-freundschaftliche symbolische Handlung vollzieht. Das Getränk war eigenthümlich, aber nichts weniger als modern: eine „Claret-Cup“, eine kalte Mischung aus Bordeaux, Selterswasser, Zucker, Orangensaft und — Zimmt. Letzteres Gewürz giebt der Bowle — die ebenfalls Cup heißt — etwas kulturhistorisches. Man denkt, nachdem man getrunken hat, noch mehrere Minuten lang an die Würzweine mit Rosenwasser unserer Vorfahren.

So wandert nun die Loving Cup feierlich und würdevoll rund um die Tische.

Mein liebenswürdiger Nachbar, Sir Thomas Gabriel, Ex Lord Mayor, Alderman und einer der Master der Goldsmith's Company, war mir der beste Dolmetsch für das Verständniß dieser majestätischen Ceremonie.

„Die Loving Cup ist eine der schönsten Eigenthümlichkeiten unserer Cityfeste,“ sagte er, „hier und in den Halls der verschiedenen Gilden. Auch in den Inns of Court, den Genossenschaften der Juristen, die im Temple und seiner Nach-

barschaft hausen, ist sie eingebürgert. Der offizielle Name des Getränkes ist seit uralten Zeiten „Sack," ein Wort welches ursprünglich wohl die letzte Silbe irgend einer südfranzösischen Stadt war, ähnlich wie „Haut Barsac". Von dort wurden vermuthlich die dicken süßen Weine hauptsächlich bezogen, die man dann mit Rosenwasser und Gewürzen mischte. — Jetzt bedeutet die sakramentale Formel: „I pledge you" soviel als: „ich trinke Ihnen zu"; ursprünglich aber, und nach der Bedeutung des Wortes „pledge", hatte sie einen tieferen und ernsteren Sinn. Der Spruch soll noch aus der Zeit der wilden Dänen stammen, welche die üble Gewohnheit hatten die englischen Eingebornen bei den Trinkgelagen just in dem Momente nieder zu stechen wenn diese ihre beiden Hände voll des Gefäßes hatten. Leider hatten auch die Sachsen diese Unsitte von ihren Feinden angenommen. So wurde der junge König Edward II. von seiner bösen Stiefmutter hinterrücks und wehrlos erstochen während er als ihr Gast sich durch einen vollen Trunk erfrischte. Nun waren bekanntlich unsere Vorfahren große Trinker" — —

„Gemeinsame Stammestugend," bemerkte ich entgegenkommend.

Sir Thomas nickte recht verständig und fuhr fort: „und nach alter Sitte ließen sie in ihren Gelagen eine große Cup umherwandern aus der jeder, der Reihe nach, einem anderen Gliede der Tafelrunde zutrank. Der Trinker stand auf, ergriff den Humpen mit beiden Händen und setzte sich dadurch jedem tückischen Angriffe aus; eine Gelegenheit, die ein hinterlistiger Feind häufig ersah. Um diesem Uebelstande vorzubeugen wurde folgendes Verfahren ersonnen. Wenn einer aus der Gesellschaft sich zum Trunke erhob, so erkor er sich seinen nächstsitzenden oder einen anderen treuen Genossen zu seinem „Pledge"; das heißt: Bürgen oder Geißel. Letzterer erhob sich dann ebenfalls, zog sein Schwert und hielt es schützend über den Freund während dieser trank. — Das Schwert ist

nun schon lange ungebräuchlich, statt dessen hält der „Pledge" den Deckel in seiner Rechten dienstfertig empor."

In diesem Augenblicke streifte mein Auge über die Züge meines amerikanischen Gegenüber, des berühmten Verfassers der „Kehrseite," der den bedeutenden Worten des ehrenwerthen Alderman mit Spannung gefolgt war. Ein wenig respektvolles Lächeln glitt deutlich erkennbar unter seinen fest zusammengelegten Mienen hin. „Sie sollten das bei sich zu Hause auch einführen," rieth ich ihm.

„O," sagte er bedauernd, „wir Amerikaner haben so gar kein Verständniß für Ruinen."

„Es liegt oft ein tiefer Sinn darin" versicherte ich dem räudigen Schafe mit entsprechendem Ernste und wandte mich wieder Sir Thomas zu. Der Verfasser der „Kehrseite" begann mir zu mißfallen. Er war so unheilbar — voraussetzungslos!

Ich lobte die Küche und den Koch aus innerster Ueberzeugung, unterdrückte aber meine Enttäuschung über die reformirte Schule nicht aus der das Dinner hervorgegangen war.

„Ich hatte gehofft, grade hier eines von den herzhaften altenglischen Mittagsmahlen zu erleben wie ich sie in den Colleges zu Oxford gegessen habe," bemerkte ich.

„Zur Würdigung eines herzhaften Dinners" erklärte mir mein Nachbar, „gehören auch herzhafte Männer und Mägen. Aber unsere heutige Generation will davon nichts mehr wissen. Alle diese Herren hier um uns sind weit gereist und haben namentlich zu viel in — Paris studirt, — nämlich im Café Anglais, und da schmeckt ihnen die altenglische Hausmannskost nicht mehr. So haben wir uns wohl oder übel dazu entschließen müssen, auch unsere Dinners zu entnationalisiren, und Sie sehen nun die Folgen.

Die drei großen „Decanter", Krystallkrüge mit silbernen Beschlägen, welche die drei alten englischen Stammgetränke: Sherry, Port und Claret enthalten, hatten inzwischen begonnen,

um den Tisch zu wandern. Jeder Gast schenkt sich nach Belieben selbst ein und hat die Pflicht, die Krüge ohne Verzug seinem Nachbarn zur Linken zuzuschieben.

Plötzlich ertönte wiederum des Toastmasters weltgerichtliche Posaunenstimme. Er verkündigte daß Mylord Mayor jetzt die Gesundheit: „der Königin“ ausbringen werde.

Alles erhob sich und nachdem die wenigen üblichen loyalen Worte verklungen waren erscholl hoch oben der mehrstimmige Gesang des „God save our gracious Queen“ was nach guter englischer Sitte jedermann stehend bis zu Ende anhört.

„Sie wissen wohl nicht“ knüpfte Mr. Alderman Ellis von drüben an diesen Vorgang „daß unser „National Anthem“ ebenfalls aus der City stammt. Im Auftrage meiner Merchant Taylor's Company hat Ben Jonson, der dichterische Zeitgenosse Shakespeares, die Hymne verfaßt. Auf einem Feste, welches die Merchant Taylors im Jahre 1607 in ihrer alten Hall dem Könige Jacob I. gaben, wurde der Hymnus zum ersten Male gesungen. Die Musik ist von Dr. John Bull.“

„Von wem?“ frug ich verwundert. „Von Dr. John Bull,“ wiederholte Mr. Ellis. „Sie glaubten wohl, der Mann habe körperlich nie existirt, sondern nur in der symbolischen Figur des Punch. O nein! er hat hier leibhaftig zur Zeit der Königin Elisabeth unter uns gewandelt. Warum grade sein Name unsere internationale Bezeichnung geworden ist, weiß ich nicht. Vielleicht hängt es mit dem „John Bull's Liede“ zusammen dessen Melodie ja auch zu Ihnen hinüber gewandert ist.“

Wir tranken auf die Gesundheit des Prinzen von Wales nebst der gesammten königlichen Familie.

Dann folgte rasch der dritte offizielle Toast auf: „Army, Navy und Reserved Forces.“ Der Toastmaster hatte, im Auftrage seines Gebieters, im voraus drei anwesende Herren ersucht, für die drei Gruppen der Landesvertheidigung zu antworten.

Diese entledigten sich ihrer Aufgabe in angemessener Kürze indem sie mit der den Engländern anerzogenen Gewandtheit im „Speech machen“ eine Reihenfolge von, für diese Toaste üblichen Phrasen und Schlagwörtern in fließender Form abwickelten.

In gleicher Weise geschah den beiden Parlamentshäusern die ihnen gebührende Ehre.

Dazwischen sangen die Künstler dort oben einzeln und zu zweien. Es klang wie frisches fröhliches Vogelgezwitscher an einem dürren, dürren Sommertage aus der Höhe herab.

So waren wir denn endlich bis zum „Toast of the evening“ vorgedrungen.

Der Toastmaster verkündete hörbar, daß Mylord Mayor jetzt vorschlagen werde, die „Repräsentatives of Literature“ leben zu lassen, sowie daß er beschlossen habe die Beantwortung dieser Gesundheit in mehrere Fächer zu zerlegen. Je zwei Herren wurden dann ersucht zu antworten: für Poesie, für „Fiction“ (alle prosaische Dichtung), für Biographie, klassische Literatur und „Journalism“ (Zeitungen und Zeitschriften).

Damit hatte unser vortrefflicher Wirth nun allerdings für die Unterhaltung seiner Gäste während der nächsten anderthalb Stunden gesorgt. Denn es ergoß sich alsbald ein Wortschwall über uns Leidensgefährten wie er nur einem, auf diese besondere Art von Tischreden eingehetzten Engländer zu Gebote steht und wie er nur von seinen passiven und schweigebedürftigen Landsleuten ertragen werden kann.

Vielleicht war es Mr. Mc. Arthur selber etwas bedenklich geworden: ob die Zuhörerschaft auch wohl bis zum Ende der Rhetorik aushalten werde? — zumal das Volk der Literaten seinem Berufe und Temperamente nach mehr geneigt ist, sich produktiv als rezeptiv zu verhalten. Um daher seine Gäste fester an ihre Plätze zu fesseln, hatte er eine große Neuerung gewagt: sobald die offiziellen Gesundheiten vorüber waren,

tauchten — Cigarrenkistchen an allen Tischen auf und machten ihre Rundreise. Erstaunen empfing — aber Beifall begleitete diesen kühnen Fortschritt. „Es war" — wie mich Sir Thomas mit Nachdruck und stillem Kopfschütteln versicherte — „das erste Mal, daß in der Egyptian Hall geraucht wurde. Lord Lytton" — meinte er — „habe diesen Rath gegeben; der habe sich das fragliche Laster als Diplomat auf dem Kontinente und namentlich als Generalgouverneur von Indien zugelegt und könne nun nicht mehr ohne Nikotin leben."

Sir Thomas bemerkte bald den zerstreuenden Eindruck, welchen die in der Entfernung klappernde unendliche und mir unverständliche Redemühle auf mich hervorrief. Um mich zu beruhigen, versicherte er mich: „ich brauche den Reden durchaus nicht zuzuhören. Erstens hätten sie vermuthlich überhaupt keinen Inhalt, und zweitens werde ich diese morgen in allen Zeitungen lesen können, denn an einem der Tische sitze ein Dutzend Herren von der Presse, die mit außerordentlichster Gewandtheit alle Geistesblitze der Redner stenographisch einfingen und verdichteten." Er erzählte mir dafür von seiner eigenen Herrlichkeit als Lord Mayor, die gerade in das Jahr gefallen sei wo der Schah von Persien Europa in Unsicherheit versetzte. Da Mansion House gewissermaßen den Beruf hat, die nationale Gastfreundschaft für das vereinigte Königreich zu üben, so gab die City dem erlauchten Reisenden hier ein Fest welches über 200,000 Mark kostete. Fabelhafte Blumenwälder, das reiche Gold- und Silbergeschirr sämmtlicher Gilden, eine Reihe verschiedenartigster phantastischer Vorrichtungen zur Ergötzung und Erquickung von mehr als 2000 Gästen hatten diese kleine Ausgabe veranlaßt und dem Sohne der Sonne eine stark idealisirte orientalische Nacht vorgezaubert wie er sie zu Hause wohl kaum reproduziren wird. — Aber auch bei nur durchschnittlicher Uebung der Gastfreundschaft, versicherte mich Sir Thomas, dürfte der Citykönig zu seiner

Civilliste von 200,000 Mark immer noch reichlich ein drittes Hunderttausend aus eigener Tasche hinzulegen um anständig seinen Dienst zu thun.

Diese anregende und belehrende Unterhaltung des freundlichen alten Herrn verhinderte mich nun allerdings vollständig, den Rednern im gewaltigen Strome ihrer Vorträge nachzuschwimmen. Leider ging aber auch die programmäßige Sphärenmusik in diesem endlosen Schwalle vollständig unter und wir wurden etwa um zwei Drittel der interessanten Gesangsnummern, die in Aussicht standen, verkürzt.

Nach und nach hatten sich die Tafeln geleert, die Fahnenflüchtigen befanden sich bereits ziemlich in der Mehrheit. So war es, als unser Gastgeber endlich um 11 Uhr die vierstündige Sitzung aufhob, nur noch ein kleines Häuflein Getreuer, das geschlossen an den Kaffetisch im „Venetian Parlour" zog, dort, als Danksagung und zur Verewigung der denkwürdigen Anwesenheit, seinen Namen in einen schweren Folioband eintrug und endlich wieder die frische Nachtluft von Queen Victoria Street gewann.

Der Platz und die Straßen um Mansion House waren jetzt menschenleer, aber erfüllt mit blendendem weißbläulichem elektrischem Lichte, in welches die gelblichen Gasflämmchen der Läden hereinschienen wie — das alte London, dessen Spuren ich heute den ganzen Tag über verfolgt hatte und dessen schicksalsbestimmter Untergang mir nunmehr durch das französische Menu und die Havanna-Cigarren des Lord Mayor definitiv besiegelt erschien. Nur allein noch die Loving Cup mit ihrem zimmtgewürzten Inhalte ragt, wie ein alter treuer Zeuge alter schöner Zeiten, einsam aus der altehrwürdigen City von London in die allgemeine kosmopolitische Verflachung der modernen Weltstadt London hinüber.



Clubs und Clubleben.

In England gehört seit Jahrhunderten das politische Parteiwesen zu den verfassungsmäßigen Institutionen, ja zu den Grundlagen der „Constitution". Die politische Machtfrage beherrscht das Leben. Sie bildete und regelte alle sozialen Verhältnisse in eigenthümlicher Weise. Auch die geselligen Vereinigungen der heutigen Clubs wurden hauptsächlich durch die großen politischen Parteien in's Leben gerufen. Nebenbei entsprechen sie einem durchgehenden Zuge im Nationalkarakter: freie isolirte Bewegung in einem streng geschlossenen Kreise von gleichartigen Individuen. Diesem Zuge folgend wandte man die Grundsätze der wirthschaftlichen „Cooperation" auf das Wirthshausleben an und erfand die Clubs. Der englische Club ist etwas ganz anderes als irgend ein ähnlich benanntes deutsches Institut: Kasino — Harmonie — Ressource oder Museum. Uebrigens ergeben schon alle diese Bezeichnungen, daß der Club bei uns keine einheimische Pflanze ist. Der englische Club ist nicht allein Lese- oder Spiel- oder Sprechanstalt, die neben dem täglichen Leben herläuft ohne einen irgend erheblich

eingreifenden Einfluß auf die Mitglieder der Gesellschaft auszuüben. Der englische Club hat wesentlich zur politischen und gesellschaftlichen Erziehung der höheren Klassen mitgewirkt. Er bildete in seinem Kreise einen festen Kern und eine gesunde Schule öffentlicher Meinung; er verstärkte den Sinn für genossenschaftlichen Zusammenhalt und vermittelte — ohne an einer Bierquelle zu lagern — die persönlichen Bekanntschaften und Beziehungen ohne welche die Mitglieder einer großen politischen Partei immer wieder auseinander zu fallen drohen.

Die Frage: ob der Club das Leben seiner Mitglieder billiger macht, gleich dem Konsumverein, läßt sich in einem Worte weder bejahen noch verneinen. Die alten reichen Clubs sind allerdings wohl imstande, ihre Preise niedriger zu stellen als der Restaurant. Zudem ist letzterer in England eine ziemlich neue und in ihrer modernen Gestalt aus Paris importirte Schöpfung. Jedenfalls aber ist es dem Einzelnen unmöglich, sich außerhalb des Clubs ein so hohes Maß von Annehmlichkeit, Bequemlichkeit, Luxus — mit einem Worte: Comfort, herzustellen als dieser ihm gewährt. So ist der Club das Paradies aller alten Junggesellen und aller derer, die mit mäßigen Mitteln gut und in sicherer bekannter Gesellschaft leben wollen.

Diese Neigung ist es vor allem was die großen londoner Militair-Clubs ins Leben gerufen hat.

Das Clubmitglied bewohnt, praktisch genommen, einen Palast aus dem es, falls es seinen Beitrag bezahlt und sich nicht irgend etwas Gröbliches zu Schulden kommen läßt, niemals eine Exmission zu befürchten hat. Ist der Herr Mitglied eines hervorragenden Clubs so wird dadurch seine soziale Geltung ohne weiteres gefestigt und gehoben. Er trägt einen zuverlässigen Stempel, der ihm eine formelle Anerkennung seines sozialen Feinsilbergehaltes gewährt. Denn für die Mitgliedschaft dieser vornehmen, oder feinen, oder „distinguirten" Clubs

wird eine gewisse anerkannte Stellung oder irgend eine bewährte Leistung, bei allen Clubs aber der Karakter des „Gentleman" voraussetzt. — Ich glaube meine persönliche günstige Erfahrung, daß sich mir auch ohne besondere Empfehlung, eine Menge von Thüren und Informationsquellen so leicht öffneten, wesentlich mit dem Umstande zuschreiben zu dürfen, daß ich in der Lage war, meine Gesuche um derartige Vergünstigungen auf dem gestempelten Papiere des „Athenäum Clubs" vortragen zu können.

Gesellige Umgangsbeziehungen, im Sinne guter Kameradschaft, vermittelt der Club nicht. Die Mitglieder als solche bleiben einander persönlich unbekannt. Man kann also sagen: das herrschende Prinzip im Club ist: Isolirung des Einzelnen inmitten einer gemeinsamen Häuslichkeit. In einigen Clubs, in denen eine weniger förmliche Etikette herrscht, mag es immerhin zulässig sein, im Rauchzimmer mit seinem Nachbarn im nächsten Armstuhl einige Worte zu wechseln, ohne daß man übrigens von einander weiß. In dieser Beziehung hat jeder Club in London seine eigenthümlichen Sitten. In einigen speist man Abends im Straßenanzuge, in anderen ist Frack und weiße Halsbinde unumgänglich. Nur wer auf dem Sprunge steht zu verreisen oder soeben vom Lande hereinkommt, darf sich eine seltene Ausnahme gestatten. Ich kenne aber auch den einen oder anderen kleineren Club, namentlich solche die dem Sport huldigen und von jungen Herren „about town" hochgeschätzt werden. In diesen herrscht ein unbefangnerer geselliger Ton und man lebt in guter Kameradschaft. Nach 10 Uhr Abends wird dort sogar in sämmtlichen Räumen geraucht. Selbstverständlich erweichen sich in der jüngeren Generation, die im Auslande und namentlich auf dem Boulevard des Italiens ihre Bildung vollendet hat, nach und nach die etwas spröden und eckigen guten alten Sitten des englischen Vollblut-Clublebens.

Dieses wichtige und wirksame soziale und politische Ver-

einigungsmittel hat in England bereits eine mehrhundertjährige und reichhaltige Geschichte.

Augenscheinlich war gemeinsames Essen und Trinken, wie in den Symposien des hochkultivirten Athen, so in dem naturwüchsigen und allmälig erst zur Kultur erwachenden Altengland des fünfzehnten Jahrhunderts, die feste Basis aller clubistischen Vereinigungen. Denn hier war der Punkt gefunden in dem am leichtesten die allgemeine Uebereinstimmung der Weisen und Thoren, der Lustigen und Langweiligen herzustellen war.

Der Name „Club" — dessen Ableitung dunkel ist, soll angelsächsischen Ursprungs sein und mit „cleave" (niederdeutsch: klöben), sich abspalten, zusammenhangen. Die älteste urkundliche Nachricht über eine Gesellschaft „La Court de bone Compagnie" deren Mitglied auch der Dichter Chaucer war, stammt aus dem Jahre 1413. Von einem anderen Mitgliede dieses Hofes, nämlich dem würdigen alten Dichter Occleve existirt aus dieser Zeit eine Ode an den damaligen Sub-Treasurer (Unterstaatssecretair des Finanzministeriums) Henri Sonner, in welcher verschiedene Regeln und Gebräuche der Gesellschaft poetisch erörtert werden. Dann wird der hohe Beamte erinnert, daß er beim Dinner am nächsten Donnerstag pünktlich den Präsidentenstuhl einzunehmen habe.

Im Jahre 1600 blühete in Broadstreet unter den, jedem Londoner Kinde theuern Glocken von St. Mary-le-Bow, ein in der englischen Literatur berühmt gewordener Club: die Mermaid Tavern, deren Namen Shakespeares Mitgliedschaft unsterblich gemacht hat. Das große Feuer vertilgte sie. Aus dem Jahre 1659 wird bereits von einem politischen Club, der Rota berichtet. Hier war eine „Balloting Box" mittelst welcher die Behandlung wichtiger Fragen entschieden wurde.

Im Jahre 1669 wurde in der City der „Civil Club" gegründet, der die merkwürdige Lebenskraft besessen hat noch bis auf den heutigen Tag zu existiren. Ein ehrwürdiges Zeichen

seines hohen Alters ist, daß unter seinen Beamten sich auch ein Club-Kaplan befindet. Es waren damals harte Zeiten in London, nach der Pest und dem großen Feuer (1666). Der bürgerliche Club scheint auch den Zweck gegenseitiger Förderung im Geschäft verfolgt zu haben, denn eine der Regeln besagt: „daß die Mitglieder sich gegenseitig den Vorzug in ihrem Berufe geben" und „daß von jedem Geschäftszweige und Gewerbe nur ein Mitglied im Club sein sollte". Noch jetzt sitzen dort die Stewards auf den alten hochlehnigen Armstühlen mit der Jahreszahl: 1669.

Pall Mall, der jetzige Mittelpunkt des Club-Quartiers im Westend, war schon vor mehr als zwei Jahrhunderten wegen seiner „Tavern Clubs" berühmt, wo die geselligen und witzigen Leute bis zu später Stunde, zuweilen selbst bis gegen 10 Uhr Abends, zusammenblieben. Denn damals wurde in London noch Mittags (12 Uhr) zu Mittag gegessen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatten sich im allgemeinen die politischen Clubs der Cromwellzeit und der Restauration, welche gegen die Dynastie complottirten, in parlamentarische Clubs verwandelt, welche die politischen Gegner bekämpfen und ihre eigene Parteiregierung stützen und stärken wollten — aber oft auch sie zu drängen und zu beherrschen suchten. Zu diesem Zwecke hatten sich namentlich auch 150 hochtoristische Landsquires in einen Club zusammen gethan, der in unmittelbarer Nähe von Westminster Palace tagte. Er hieß Octoberclub, von dem beliebtesten Consumtionsartikel seiner ehrenfesten Mitglieder, dem „October Ale", und zugleich von ihren hervorragenden quantitativen Leistungen auf diesem Felde im allgemeinen. Sie verabscheueten im Grunde ihres Herzens das thronräuberische Haus Hannover, diese Legitimisten der alten Schule, und tranken die Gesundheit des Königs nur indem sie über einer Wasserschüssel in der Mitte der Tafel anstießen. Diese Ceremonie bedeutete: die Gesundheit „des Königs" über

dem Wasser". Dem damaligen neuen Toryministerium fielen diese extremen Heißsporne außerordentlich lästig, indem sie jeden Whig im Amte ohne weiteres hinaus zu werfen forderten.

Eine karakteristische Erscheinung der londoner Zustände im Beginne des vorigen Jahrhunderts waren die Straßen-clubs, gebildet aus den Bewohnern derselben Straße, so daß ein achtbarer Bürger die abendliche Gesellschaft seiner Nachbarn schon wenige Schritte von seiner eigenen Hausthür fand. Damals waren die Straßen so unsicher, daß je näher das Haus desto besser stand es für seinen Herrn um Rock und Börse. Selbst Karossen waren nicht vor berittenen Straßenräubern sicher, und außerdem durch die tiefen Gleise und Gräben gefährdet. Fußgänger suchten nach Dunkelwerden ihren Weg in den schwach erleuchteten und schlecht geebneten Fußsteigen, die mit schmutzigen offenen Gossen eingefaßt, von vorspringenden Dachkendeln besprengt, durch offene Kellerluken unterbrochen, durch schwache alte Wächter beschützt und mit frechen Straßendieben besetzt waren. Noch schlimmer aber als alle diese Begegnisse waren die Banden von Strolchen und Wüstlingen, die Angst und Schrecken in den Straßen verbreiteten. Und auch diese gesetzlosen Gesellschaften waren wiederum als Clubs organisirt. Noch aus dem Jahre 1776 giebt es eine Schilderung dieser betrunkenen Taugenichtse, die lediglich aus „Renomisterei" die Straßen durchstreifen, jedermanns Feinde. „Um ihre Mannhaftigkeit zu erweisen" jagten sie die Wachen in die Flucht und ermordeten auch hie und da einen harmlosen Menschen. Den schlimmsten Ruf unter ihnen erwarb sich, in den Tagen der Königin Anna, der

Club der Mohocks.

Diese Gesellschaft bestand aus wilden jungen Leuten, die sich zu „Straßenskandal" jeder Art und im größten Maßstabe zusammenthaten.

Im „Spectator" Nr. 324 von 1712 sind sie beschrieben als „eine Bande Menschen die ihren Namen von einem indischen Kannibalenstamme entlehnt haben, der sich von der Plünderung und dem Auffressen aller Nationen rund umher ernährt. Der Präsident führt den Titel „Kaiser der Mohocks". Sein Wappen ist ein türkischer Halbmond, diesen trägt die gegenwärtig regierende Majestät in ganz ungewöhnlicher Weise eingeätzt auf der Stirn. Die Mitglieder ahmen ihm nach indem sie ihre Opfer ebenfalls tätowiren oder deren Gesichter mit „ganz neu erfundenen Wunden" zerfetzen. Ihr Hauptzweck ist: Unheil zu stiften. Sie bringen sich zunächst durch Trunk um alle Vernunft und Menschlichkeit, dann machen sie einen allgemeinen Ausfall und greifen jeden an, der ihnen in den Straßen begegnet. Einige werden niedergeschlagen, andere gestochen, andere geschnitten und gehackt „carbonadoed". Ihr größtes Heldenstück war: die Wachmannschaften zu jagen und zu mißhandeln. An ihren Gefangenen vollzogen sie ganz besondere Barbareien. Sie preßten ihnen die Nasen flach und bohrten mit den Fingern die Augen aus. Dieses war das Verfahren der „Larvenmacher". „Tanzmeister" nannten sich diejenigen, welche ihre Schüler Luftsprünge lehrten indem sie ihnen mit der Degenspitze in die Beine stachen. Die „Stürzebecher" stellten Frauen auf die Köpfe oder steckten sie in Fässer und rollten sie Ludgate Hill hinab. Die „Schwitzer" arbeiteten zu ein halben Dutzend gemeinschaftlich indem sie ihre Opfer zwischen ihre Degenspitzen nahmen. Derjenige Schwitzer welchem der Patient den Rücken zudrehete, stach diesen dahin „wo die Schulbuben ihre Strafe empfangen." Wendete sich das unglückliche Opfer, so wiederholte jeder Schwitzer diese stichelnde Operation bis man annahm, es habe ausreichend transpirirt. Dann wurde der Patient mit einem Reibeisen scharf frottirt und entlassen."

Diese Abscheulichkeiten nahmen derart überhand, daß im

März 1712 eine Königliche Proklamation gegen die Mohocks erlassen wurde, aber ohne Erfolg. Die Kannibalen waren so unfaßbar, daß selbst Zweifel an ihrer wirklichen Existenz laut und im Spectator erörtert wurden. Man behauptete, sie seien nur eine Vogelscheuche, von Ehegatten und Vätern erfunden um ihren Frauen und Töchtern das „Frische-Luft-schöpfen“ zu unangemessenen Stunden zu verleiden. Darauf erschien ein Manifest gezeichnet: „Taw Waw Eben Zan Kalar, Kaiser der Mohocks,“ worin Sr. Majestät allen durch seine Unterthanen auf „vorschriftswidrige“ Weise beschädigten unentgeltliche Behandlung durch seinen Hof-Leibarzt zusicherte und zwar in einem Hospitale, welches zu diesem Zwecke eingerichtet werden solle. Dann folgen eine Reihe „Vorschriften“: Augenbohren ist vor 1 Uhr Nachts untersagt, — „schwitzen“ darf nur zwischen 1 und 2 Uhr Nachts geschehen und niemals an zugigen Plätzen — und ähnlicher höhnischer Unsinn.

Bezeichnend für die damaligen Zustände ist, daß die Mohocks viele Jahre lang ihr Wesen trieben ohne durch die Obrigkeit unterdrückt werden zu können. Erst am Schlusse der Regierung Georgs I. (1727) verschwanden sie von selbst.

Bei dieser, durch Dezennien sich hinziehenden Lebensdauer der Mohocks wechselten natürlich ihre Mitglieder und namentlich zogen sich wilde junge Leute, nachdem sie ausgerast hatten, zurück. Zu diesen scheint auch der später Lord Chief Justice Holt gehört zu haben. Als er nun eines Tages mit strenger Amtsmiene die armen Sünder in der Old Bailey abwandelte, erkannte er in einem verurtheilten Straßenräuber einen ehemaligen Genossen aus dem Mohock Club. In der Voraussetzung, der Verbrecher werde seinen ehemaligen Kollegen unter der dicken Perücke nicht erkennen, frug er ihn: „Sagt mir an, was ist denn aus den übrigen Mitgliedern jenes abscheulichen Mohockclubs geworden an dessen Schandthaten ihr früher Theil genommen habt?“

„Ach, Mylord“ antwortete der Gefangene kläglich, „sie sind sämmtlich gehenkt worden — bis auf Ew. Gnaden und mich!“ —

Einer der hervorragendsten Clubs durch seine politische, literarische und soziale Wirksamkeit war der in England unvergessene

Kit-Kat-Club.

Er wurde etwa um das Jahr 1700 gestiftet und bestand aus 39 Noblemen und anderen Männern von Stellung und Namen, sämmtlich eifrige Anhänger der Erbfolge des Hauses Hannover. Aus der giftigen Art in welcher die damalige Tory-Presse den Club angreift, läßt sich seine politische Bedeutung recht wohl ermessen. Der Club stiftete einen Preis von 600 £ für Hebung der englischen Komödie.

Der sonderbare Name leitet sich von dem Wirthe her in dessen Hause der Club sich Jahre lang versammelte. Es war ein Pastetenbäcker, Christopher (Kit) Kat. Seine Hammelpastete bildete stets das Stammgericht bei allen Clubessen.

Die Gesellschaft hieß auch der „Orden vom Toaste“ wegen der versifizirten, galanten und geistreichen Toaste welche auf die hervorragendsten Damen der Whigpartei ausgebracht und in die großen Trinkgläser einradirt wurden.

Der berühmte Portraitmaler jener Zeit Sir Godfrey Kneller malte die Portraits sämmtlicher Mitglieder. Da jedoch der Raum für den die Bildnisse bestimmt waren, für lebensgroße Brustbilder nicht ausreichte so wählte Sir Godfrey einen gewissen verjüngten Maßstab der noch heute in England „Kit-Kat“ heißt.

Im Gegensatz zu diesem hervorragenden Whigclub war der

Cocoa-Tree-Club

das Hauptquartier der Tories zur Zeit der Königin Anna. Ursprünglich war der Cacaobaum, seinem Namen entsprechend, im „Chocolate House“; später um die Mitte des Jahrhunderts

wurde dieses ein geschlossener Club und das Hauptquartier der Jacobiten. Der Geschichtschreiber Gibbon erzählt, im Jahre 1762, eine Scene aus diesem Club, die ein grelles Licht auf den damaligen Zustand der politischen Moral wirft.

„Wir hatten heute im Cocoa Tree eine Menge von neuen „King's Counsellors" und Kammerherren unter uns, die (früher zur toristischen Opposition gehörig) in den letzten Tagen in das Ministerium eingesprungen sind und nun eine sonderbare Mischung ihrer früheren und jetzigen politischen Reden zu Stande bringen." Damals war nämlich die offene Bestechlichkeit der M. P's an der Tagesordnung. Der niedrigste Preis einer Stimme für den Frieden von Fontainebleau war: 200 £. In den Rechnungen der Treasury fanden sich später 25,000 £ die an einem Morgen für diesen Zweck ausgegeben waren.

Der Cocoa Tree beherbergte damals, und noch zwanzig Jahre später, eine der berüchtigtsten Spielhöllen. Horace Walpole erzählt, daß dort einmal in einer Nacht 120,000 £ (2,400,000 Mark) verloren wurden. Mr. O'Birne, ein irischer Spieler, gewann von einem jungen Mr. Harvey, der gerade volljährig geworden war: 100,000 £.

„Das können Sie ja doch niemals bezahlen," sagte O'Birne.

„O, ja!" erwiderte der hoffnungsvolle Jüngling, „mein Besitz ist die Summe werth wenn ich ihn verkaufe."

„Ich will nur 10,000 £ von Ihnen gewinnen", erklärte der Irländer edelmüthig, „für die anderen 90,000 £ können Sie noch einmal würfeln."

Sie thaten es und Harvey gewann. —

Im vorigen Jahrhundert, und namentlich in dessen zweiter Hälfte — der sogenannten guten alten Zeit im Munde unserer Großeltern — beherrschte und ruinirte der Teufel des Hazardspiels die gesammte höhere Gesellschaft Europa's. Es war die

„Kavalierzeit“ in der es als einzige und unabweisbare Pflicht galt: standesgemäß zu leben. Damals wurden auch bei uns mehr alte Vermögen zu Grunde gerichtet als durch den dreißigjährigen Krieg.

In England wurde dieser „noblen Passion“ weniger an öffentlichen Spielbanken als in den Clubs gefröhnt, von denen mehrere hauptsächlich zu diesem Zwecke gegründet wurden. Einen dauernden Namen unter diesen vornehmen Spielhöllen hat sich der

Almack's Club

erhalten.

Die ursprünglichen Clubgesetze sind bezeichnend für das Wesen, welches dort herrschte.

Es heißt darin:

„Im Speisezimmer ist kein Hazardspiel erlaubt außer „Kopf oder Schrift“ um die beiderseitige Zeche. Wer dagegen handelt, hat die ganze Rechnung sämmtlicher Anwesenden zu bezahlen.“

„Das Dinner soll pünktlich um 4 Uhr beginnen und die Rechnung soll um 7 Uhr gebracht werden.“

Am Spieltisch soll jedermann nicht weniger als 50 £ (1000 Mark) vor sich legen.“

Der Maßstab für das Hazardspiel war damals so unsinnig hoch, daß Mr. Thynne aus dem Club austrat, weil er in den letzten zwei Monaten nur 240,000 Mark gewonnen hatte. Junge Herren, eben volljährig, verloren in einer Nacht 200,000 bis 400,000 Mark. Es wurde meistens nur mit Rollen von 1000 Mark gespielt.

In einem Briefe von Lord Lyttelton aus dem Jahre 1750 heißt es: „Die Dryaden hier in Hagley (seinem Landsitze) sind augenblickich ziemlich ungefährdet. Aber ich zittere, daß nicht eines Tages das Rasseln des Würfelbechers bei Whites (damals ein berüchtigtes Spielhaus, dessen Zustände Hogarth verewigt hat, jetzt ein aristokratischer Club in St. James's Street) alle

unsere schönen alten Eichen niederwerfen wird — wenn nämlich mein Sohn Mitglied dieser edlen Akademie werden sollte." — „Lord Foley's beide Söhne haben so viel Geld geliehen um ihre Spielschulden zu bezahlen, daß die Zinsen davon 360,000 Mark betragen."

Einer der schlimmsten Spieler war der berühmte Charles Fox, mit 21 Jahren bereits einer der bedeutendsten Redner des Unterhauses und jüngerer Lord of the Admiralty.

Sein Lebenswandel wird folgender Maßen beschrieben: „Fox hielt eine sehr schwache Rede in der Debatte über die 39 Artikel. Kein Wunder! Er hat bei Almacks am Spieltische gesessen vom Dienstag Abend bis zum Mittwoch Nachmittag 5 Uhr. In der letzten Stunde gewann er 12,000 £ (240,000 Mark) wieder, die er verloren hatte. Er schuldete dann nur noch 11,000 £. Am Donnerstag sprach er in der erwähnten Debatte, kam dann um 11 Uhr Nachts zu Tisch; von dort ging er in White's Club wo er bis 7 Uhr des anderen Morgens trank. Von dort zu Almacks wo er 6000 £ gewann. Zwischen drei und vier Uhr fuhr er von dort ab zum Rennen nach Newmarket. Er war damals noch nicht 25 Jahre alt und hatte in drei Nächten, mit seinen zwei jüngeren Brüdern zusammen: 32,000 £ verloren!" Mit 30 Jahren war Charles Fox völlig ruinirt und hatte oft das Geld für sein tägliches Leben zu borgen.

Sein Vater, Lord Holland, hinterließ ihm 3 Millionen Mark, aber diese gesammte Erbschaft wanderte geraden Wegs zu seinen Gläubigern. — Die Spieler betrieben ihr Geschäft völlig handwerksmäßig. Sie zogen ihre gestickten Röcke aus und banden Lederschürzen vor um ihre Spitzenjabots zu schonen. Zum Schutze der Augen und um ihre langen Locken am Vorfallen zu hindern, trugen sie hohe Strohhüte mit breiten Rändern, sowie Masken, um ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen wenn sie Quinze spielten.

Bis in unsere Tage hinein hat sich der Name „Almacks"

durch die Feste erhalten, die in den, vom Gründer des Clubs erbauten „Assembly Rooms“ seit dem Jahre 1765 während fast einem Jahrhundert gegeben wurden. Zuerst war hier ein Club für beide Geschlechter, von Herren und Damen der „fashionabelsten“ Gesellschaft gegründet. Die Damen ballotirten über männliche Kandidaten und umgekehrt. Wöchentlich einmal war ein Ball, übrigens — hohes und eifriges Hazardspiel. Vermögen wurden verloren und gewonnen. „Die Ursache dieser Pest,“ sagt eine gleichzeitige geistreiche Schriftstellerin, „ist Habsucht und Verschwendung. Aber ist es nicht ein gräulicher Gedanken für einen anständig fühlenden Menschen: sein Glück auf dem Ruine anderer aufzubauen?“

In unserem Jahrhundert waren die Bälle bei Almacks durch ein Comité von „Ladies Patronesses“ geleitet, die durch ihre Stellung und Ausschließlichkeit die Londoner Gesellschaft viele Jahre lang beherrschten. Denn selbstverständlich strebten alle ehrgeizigen Neulinge dahin, bei „Almacks“ zugelassen zu werden und ein Billet war der Gegenstand des heftigsten Intrigirens und Sollizitirens.

Im Laufe der Zeiten jedoch vergrößerte und demokratisirte sich die Gesellschaft derartig, daß die ausgeschlossenen Elemente die Oberhand bekamen und das Joch der oligarchischen „Ladies Patronesses“ abschüttelten. Seitdem geriethen die Bälle in Verfall und hörten seit 1863 völlig auf.

Jetzt heißen diese ehemals geheiligten Räume: Willis’s Rooms, und stehen der Entweihung durch jedermanns Bälle und Dinners offen.

Wir wollen diese abgerissenen geschichtlichen Erinnerungen mit einem der berühmtesten älteren Clubs schließen, der großen:

Beefsteak Society.

Sie entstand bereits 1732 und erlosch erst vor etwa zwanzig Jahren.

Ein seiner Zeit berühmter Komiker vom Covent Garden Theater, Namens Rich, wurde häufig von einigen vornehmen Herren besucht, die an seinen Studien und seinem Witze Gefallen fanden. Eines Tages saß der Graf von Peterborough bei ihm und vergaß über der Unterhaltung die Essensstunde. Des Künstlers Magen jedoch meldete sich pünktlicher. Während des Gespräches deckte Rich seinen Tisch, fachte sein Kaminfeuer an und briet mit großem Ernste auf seinem kleinen Handroste sein Beefsteak. Das Gericht duftete so herrlich, daß Lord Peterborough der Einladung, es zu theilen, nicht widerstehen konnte. Ein zweites folgte und bei einigen Flaschen guten Weins blieben die beiden Tischgenossen bis spät in die Nacht zusammen. Der alte Herr fand das Fest so ausnehmend nach seinem Geschmacke, daß er am nächsten Sonnabend mit einigen Freunden wieder kam; es waren „witzige Köpfe und Lebemänner". Hieraus entwickelte sich ein regelmäßiger Sonnabendsclub, dessen Speisezettel jedoch streng auf Beefsteak, Portwein und Arrackpunsch beschränkt blieb.

Die Zusammenkünfte fanden in verschiedenen Räumen des Coventgarden Theaters statt. Die Zahl der Mitglieder blieb 50 Jahre lang streng auf 24 beschränkt. Erst als der Prinz von Wales (später Georg IV.) im Jahre 1785 einzutreten wünschte und es ablehnte, Ehrenmitglied zu werden — er wollte eben als vollbürtiger Lebemann, nicht als Prinz dort erscheinen — wurden 25 Mitglieder zugelassen. Auch seine Brüder, der Herzog von Clarence (später Wilhelm IV.) und der Herzog von Sussex — beide mit der Bühne in sehr vertrauten Beziehungen — gehörten der Gesellschaft an.

Der ursprüngliche Bratrost des Schauspielers Rich ward das Symbol der „Steaks". Ihr Präsident trug stets eine kleine silberne Nachbildung desselben mit dem Motto: „Beef and Liberty" an einem orangegelben Bande um den Hals. Pünktlich um fünf Uhr an jedem Sonnabend versammelten

sich die „Steaks". Der Präsident nahm einen erhöhten Platz ein. Auf ein Zeichen wich ein Vorhang zurück und man blickte in die Küche, wo die Beefsteaks nach einem Dutzend verschiedener Rezepte auf dem Roste über Holzkohlen zubereitet wurden. Diese nahe örtliche kontrollirende Verbindung zwischen dem Koche und dem Gaste kann man noch heute in den „Grill Rooms" vieler Speisehäuser, z. B. im Criterion, studiren.

Die Küchenabtheilung trug als leitende Inschrift die bekannten Worte aus Macbeth: Wär's abgethan so bald's gethan ist, dann wär's gut wenn es geschäh in Eil.

„Es war ein ruhmreiches Beispiel altenglischer Tüchtigkeit", sagte eine Zeitschrift des vorigen Jahrhunderts, „aber ach! was vermögen so Wenige gegen die täglich wachsende Invasion von „Fricassées und Wassersuppen".

Der Präsident war außer dem Rost noch durch einen hohen Hut mit Bändern ausgezeichnet, den der große Schauspieler Garrick in einer seiner berühmtesten Rollen getragen hatte.

Die Mitglieder trugen eine blaue Tischuniform mit rothen Aufschlägen und Knöpfen, auf denen B. S. zu lesen war.

Das Salz zu diesem einfachen Mahle bestand in dem heiteren zwanglosen und meistens ausgelassenen Witze, welcher unter der, aus Prinzen, Peers und Schauspielern zusammengewürfelten Gesellschaft herrschte. Lustige Lieder, spitzige Geschichtchen und völlige gesellige Gleichheit bildeten die große Anziehungskraft. Das Amt des Präsidenten erforderte einen ganzen Mann, denn gegen ihn richteten sich alle Geschosse der unbeschränktesten, durch den Arrackpunsch nicht verdünnten Laune.

Ein langjähriger Präsident der Gesellschaft zur Zeit des Prinzen von Wales war der Herzog von Norfolk. Er war ein großer Gutschmecker und aß deshalb vor der Sitzung stets in einen benachbarten renommirten Lokale sein Fischgericht. Seine Leistungen im Präsidentenstuhle gereichten diesem zur Zierde.

„Jockey of Norfolk“ verzehrte zwei bis drei Steaks und rieb dann einen frischen Teller mit einer Zwiebel sorgfältig ab — für das vierte. Zehn Minuten ruhete Se. Gnaden darauf über Messer und Gabel, wie ein Krieger auf seinen getreuen Waffen. Denn er harrte jetzt auf ein fünftes Steak aus der inneren Mitte der Lende, wo er eine Stelle entdeckt hatte, die das Ideal von Zartheit und Blume verwirklichte. Nachdem er sich so drei bis vier Pfund Fleisch einverleibt hatte kam der Schluß der Mahlzeit, bestehend aus geröstetem Käse und einem Salate von spanischen Zwiebeln und rothen Rüben.

Uebrigens war dieser fleisch essende Herzog ein Mann von heiterer Laune, der eine gute Geschichte hübsch erzählte, ein sehr gewähltes Englisch sprach und große Belesenheit zeigte.

Das jüngste Mitglied hatte die Flaschen aus dem Keller zu holen. Ein Berichterstatter sah Lord Brougham, den berühmten Kanzler, in dieser Thätigkeit, die er mit der Sorgfalt eines gewiegten Kellermeisters erledigte. Sein Nachfolger in diesem Dienste wurde der Herzog von Leinster. Es war das ohne Zweifel eine gründliche Schule geselliger Gleichheit.

Ein Wunder wäre es gewesen wenn die ungezügelte englische Exzentrizität des vorigen Jahrhunderts sich nicht auch in der Clubbildung geltend gemacht hätte. Es gab einen Lügenclub; hier wurde jede wahrhafte Aeußerung mit einer Gallone Wein gebüßt; einen Langeweileclub, einen Club der Häßlichen, der Nasenlosen, der kleinen Männer, der langen Männer, der Schmeerbäuche, der Mageren, der durchgefallenen Dramenschreiber, der Duellanten die jeder seinen Mann getödtet hatten.

Das zäheste Leben von allen Clubs hatte ohne Zweifel der

Ewige Club.

Er bestand aus etwa 100 Mitgliedern, welche die 24 Stunden des Tages so unter sich eintheilten, daß der Club stets ver-

sammelt war. So traf jedes Mitglied zu jeder Zeit sicher Gesellschaft an. Auf dem Präsidentenstuhle fand niemals eine Sedisvakanz statt. Selbst als beim großen Feuer das Haus des Clubs in die Luft gesprengt werden sollte, weigerte sich der Steward seinen Platz zu verlassen ohne einen formellen Clubbeschluß.

Im Jahre 1700 war der ewige Club bereits 50 Jahre alt. Bei dem Jubiläum kam es in Frage: ob die Sitzung noch ferner fortzuführen sei. Man beschloß nach langer Debatte: „auch das nächste Jahrhundert hindurch zu sitzen".

Damals ergaben die Bücher, daß im Club seit seiner Errichtung funfzig Tons (50,800 Kilogramm) Taback geraucht waren. Dazu hatte er 30,000 Stückfaß Ale, 63,000 Gallonen (1 Gallone = 4,5 Liter) Portwein, 200 Barrels Brandy und ein Fäßchen, (von 18 Gallonen) Dünnbier getrunken. Das Feuer im Kamine durfte niemals ausgehen. Unter der Fürsorge einer alten Vestalin brannte es fort, von Geschlecht zu Geschlecht.

Bei diesem Jubiläum des Ewigen Clubs war das „älteste Mitglied" Gegenstand besonderer Ovationen. Der würdige Herr hatte den Ewigen Club bereits zweimal aussterben sehen. Mit ehrfurchtvoller Scheu blickte das jüngere Geschlecht auf den Jubelgreis, der sich schon mit den Großvätern vieler jetziger Mitglieder freundschaftlich betrunken gehabt hatte.

Um eine Uebersicht der jetzigen ungezählten Clubs in London zu gewinnen kann man sie nach ihren Zwecken eintheilen in

I. Politische Clubs.

II. Oekonomisch-gesellige Clubs, gemeinschaftliche Haushaltungen von Standes- und Berufsgenossen.

Hierzu könnte man

III. noch die Spiel- und Sportclubs fügen, wenn nicht das Hazardspiel gesetzlich verboten wäre und nicht die Sportclubs besondere Zwecke verfolgten, die außerhalb des eigentlichen Clublebens liegen.

Jedoch sind die Grenzen zwischen diesen drei Gebieten bei den meisten Clubs einigermaßen verwischt und werden jedenfalls von ihnen selbst nicht offiziell anerkannt. Namentlich wird der Einreihung unter die Spielclubs von jedem einzelnen Institute ohne Zweifel energisch widersprochen werden. Man darf daher auch nur so viel sagen, daß das offizielle Hazardspiel verboten ist aber angeblich in einer gewissen Reihe von Clubs geduldet wird, während es in den meisten übrigen ebenfalls verboten ist und nicht geduldet wird. Bekanntlich ist jedoch auch wiederum die Grenze und Definition der Hazardspiele sehr schwankend, namentlich dann wenn hohe Wetten, zur Würze, in die erlaubten Kartenspiele eingemischt werden.

In den meisten Fällen trifft jene größere Milde der Spielgesetze mit einer anderen Unterscheidung der Clubs, in Beziehung auf ihre Organisation zusammen.

Ein Theil derselben, vornämlich die älteren Clubs in St. James's Street, wie White's, Brooks's, Boodle's u. s. w. sind aus Spiel- und Kaffeehäusern hervorgegangen. Diese sind noch jetzt Eigenthum und Unternehmung eines Privatmannes. Die Mitglieder werden zwar ballotirt, stehen aber zu dem Unternehmer in dem Verhältnisse von Abonnenten. Diese Institute heißen: Eigenthümerclubs. Und diese Clubs sind es von denen die Sage geht, daß sie auch heute ihre Herkunft noch nicht völlig verläugnen. Der äußeren politischen Haltung nach sind White's und Boodle's konservative Clubs ohne besonders hervortretende Thätigkeit; Brooks's ist ein Whigclub der älteren Schule. Ueberall sorgen die Unternehmer mit großer Gewissenhaftigkeit für vorzügliche Küche und reinen Keller.

Eine eingehende Schilderung der Spielclubs werde

ich meinen Lesern leider! schuldig bleiben müssen, denn diejenigen Räume derselben in denen der Genius des Ortes sein stilles Wesen treibt, tragen auf dem Rücken der Thür ein Schild: „Nur für Mitglieder". So ist es mir niemals gelungen die unheiligen Schwellen dieser Geheimnisse zu überschreiten.

I. Politische Clubs.

Etwa in der Mitte der großen Clubstraße Londons, Pall Mall, stehen zwei stattliche beinahe großartige Paläste neben einander, nur getrennt durch eine schmale Gasse. Sie sind die Hauptquartiere der beiden großen politischen Parteien: der konservative Carlton und der Reform Club.

Der Carlton Club

wurde im Jahre 1830, im Beginne der parlamentarischen Reformbewegung, vom großen Herzog von Wellington gestiftet um die Partei der Torys dort zu konzentriren und von dort aus zu leiten. Nachdem das erste unscheinbare Haus mehrere Male vergrößert war, wurde es im Jahre 1854 niedergerissen und an seiner Stelle das jetzige Prachtgebäude aufgeführt, eine Kopie von Sansovinos St. Marcus-Bibliothek in Venedig. Unten dorische Säulen, oben weit reichere und schwerere der ionischen Ordnung. Die Schäfte der Säulen sind aus rothem polirten Granit. Die inneren Räume sind sowohl in den Dimensionen als in der Ornamentik so großartig und reich als möglich, in allen Stücken palastmäßig.

Die Mitglieder des Carlton sind sämmtlich Mitglieder der konservativen Partei, vom vollblütigsten Tory bis zum liberalisirenden Entwickelungsmann, wenngleich diese Eigenschaft in den Statuten nicht ausdrücklich verlangt wird. Hier vereinigen sich die Führer mit der Gefolgschaft. Große Peers und kleine Landedelleute, „Merchant-Princes" und bescheidnere Geschäftsmänner, viele höhere Beamte. Aber alle diese Herren haben bereits

eine anerkannte, irgend wie bewährte Stellung: durch Geburt, an der Börse, oder im politischen Leben; alle verbindet eine Club-bekanntschaft — wenn auch nicht mehr — mit ihren Führern.

Im Anschlusse an dieses große Hauptquartier hat sich, aus den Kandidaten für den Mutterclub, die regelmäßig Jahre lang auf der Anwärterliste stehen, der

„Junior Carlton Club“

gebildet. Dieser verlangt statutenmäßig: Unterordnung unter die Führung der Parteihäupter.

Der dritte in diesem Bunde ist ein großartiger Palast mit einer fast überladen reichen Fronte in St. James's Street, der

Conservative Club.

Er umfaßt, mit dem City Carlton, dem Beaconsfield und dem St. Stephen's Club die große Armee der konservativen Partei.

Als Tischgast eines Mitgliedes benutzte ich die Gelegenheit, dieses ausgezeichnete Bauwerk näher zu betrachten.

Zwei, schwach vorspringende Flügel enthalten, der eine ein im reichsten italienischen Palaststile dekorirtes Portal, der andre das für jeden Club karakteristische große vorspringende Bogenfenster, welches aus tief herabgehenden Glasscheiben den Ausblick straßauf und ab gestattet. Diese helle vortretende Laterne stimmt allerdings nicht vollständig zu dem sonstigen streng geordneten Stil der Fronte und wurde, nicht unglücklich, mit einem dicken alten Herrn verglichen, der sich in weißer Weste aus dem Fenster legt. Die gewölbte Eingangshalle mit rundum laufender Galerie und das hieran schließende mit hoher Kuppel überwölbte monumentale Treppenhaus sind überall in den Bögen, Felderdecken und Gewölbkappen in bunter Enkaustik reich verziert. Der Fußboden der Halle ist mit einem imposanten Stern aus bunten Steintafeln geschmückt. Zu ebner

Erde finden wir den „Morning Room", ein Saal in fast übermäßiger Größe, von ionischen Pfeilern getragen. Ueber ihm liegt im ersten Stock der „Reading Room", in derselben Größe. Drei Kuppeln überwölben das kaum absehbare Gemach. Rundum läuft ein schöner Fries aus den drei Wappenblumen: Rose, Kleeblatt und Distel, geflochten. Diese großartige Decke ruht auf röthlichen korinthischen Marmorsäulen. Die anstoßende Bibliothek ist mit bronzenen Kapitälen geschmückt. Der Speisesaal enthält ebenfalls die größten Dimensionen, wie sie erforderlich sind um den durchschnittlich anwesenden Theil der 2000 Mitglieder zu fassen. Jedoch konnte ich dieses Heiligthum nur durch die Thür anstaunen da für Gäste ein besonderer kleinerer Speisesaal angewiesen ist um alle störende Elemente, namentlich auch politische Gegner, aus dem reinen Kreise der Gutgesinnten fern zu halten. Und ich habe alle Ursache, dieser weisen Einrichtung mit Dank und Anerkennung zu gedenken. Denn da mein Mitgast ein vorgeschrittener Liberaler neueren Stiles und ich ein neutraler Fremder war, so entspann sich beim Afterdinner ohne Weiteres eine lebhafte politische Diskussion der Tagesfragen, während die, neu und unerwartet aufgetretene Nachtfrage, der schöne Komet von 1881, unserer bis gegen Mitternacht der lauen Luft geöffneten Balkonthür geheimnißvoll gegenüberstand.

Was dort in diesen geweiheten Stunden Kluges und — Anderes erörtert wurde, aus den verschwiegenen Clubmauern heraus zu tragen verbietet mir selbstverständlich die Diskretion des Gastes. Nur soviel darf ich über den allgemeinen Eindruck sagen, den ich mitnahm:

„Englands politisches und volkswirthschaftliches Gleichgewicht ist schwer erschüttert und — was noch mehr — diese Erschütterung ist den Engländern zum überraschenden und unerfreulichen Bewußtsein gekommen. Sie fühlen sich aufgeschreckt aus der süßen Gewohnheit, mit ihrem Handel und ihrer Volkswirth-

schaftspolitik den Weltmarkt zu beherrschen. Sie werden aufmerksam auf die ketzerischen Ansichten des Auslandes, welches die Cobdenschen Lehren nicht länger als allgemein gültige und alleinseligmachende Dogmen anerkennen will. Augenscheinlich beginnen sie, an ihrer eigenen höheren Unfehlbarkeit irre zu werden, und statt — wie früher — wohlwollend überlegenen Belehrungen, steht der „Foreigner" jetzt angelegentlichen Fragen nach der Meinung des Auslandes über Englands Thun und Lassen gegenüber. Der Gürtel der neuen Zolltarife, der sich mehr und mehr gegen England schließt und die erdrückende amerikanische Korneinfuhr enthüllen ihnen die unangenehme Ahnung: als ob ihre bisherige übermächtige Prosperität wenigstens nicht mehr im Steigen sei.

„Wie können Sie, die Stärksten auf dem Markte" hielt ich meinem Wirthe entgegen, „es uns, die Sie ja bereitwillig als die Schwächeren anerkennen, verargen, daß wir in diesem internationalen „Race" ein Prinzip anwenden, das Sie selbst uns als richtig und „fair" gelehrt haben."

„Und welches?" frug Mr. B. verwundert.

„Das Handicappen, die Ausgleichung der erprobten Verschiedenheit in der Leistungsfähigkeit durch entsprechendes Belasten des stärkeren Pferdes".

„Das paßt doch wohl nicht" erwiderte Mr. B. „Der richtige Grundsatz ist: man muß stets auf dem billigsten Markte einkaufen."

„Man — in persönlichen Verhältnissen — vielleicht", wandte ich ein, „aber nicht eine Nation. Denn diese hat im eigenen Hause auch noch andere Zwecke zu realisiren als sich auf dem Weltmarkte arm zu kaufen ohne ihre eigene Arbeit entsprechend verkaufen zu können. Und Sie kennen ja die alte Wahrheit: „Ce sont les bon-marchés qui ruinent."

Wir kehren jetzt wieder nach Pall Mall zurück und wenden uns zu dem Nachbar und Rivalen des Carlton Club, dem

Reform Club.

Will der Leser sich mir zur Besichtigung dieses vollkommenen Musters eines sehr großen Clubs anschließen so ist er einer guten Aufnahme sicher, da Mr. John Bright, der große Freetrador und jetzt, als Kanzler des Herzogthums Lancaster, Mitglied des Kabinets, selbst die Güte hatte mich in dieses großartige Institut einzuführen. Entschieden stellt dasselbe eine der ersten „Sehenswürdigkeiten" Londons dar wenn es auch von Freund Bädecker nicht mit dem * ausgezeichnet ist.

Der Reform Club wurde, ziemlich gleichzeitig mit dem Carlton, von Mitgliedern beider Häuser des Parlamentes gegründet um die Reformbill (1830 bis 1832) durchzubringen.

Im Jahre 1837 wurde das jetzige Clubhaus gebaut. Der Architekt hatte die Instruktion, ein Werk herzustellen, das alle bestehenden Clubs an Größe und Pracht überträfe. Man wollte die gesammten Anziehungsmittel, die bis dahin von den verschiedenen geschäftigen Clubgenies erfunden waren: Bibliothek, Bäder, Billardzimmer, Rauchzimmer (damals noch eine bedenkliche Neuerung) vereinigen. Dazu fügte man noch den Vorzug billiger und bequemer Schlafzimmer.

Zu diesem Zwecke erwarb man einen Bauplatz von 45 Meter Front, beinahe so breit als die beiden Nachbaren: Athenäum und Travellers, vereinigt aufzuweisen haben. Der Stil des Hauses ist rein italienisch, eine Anlehnung an den Palast Farnese in Rom, dessen Front bekanntlich Michel Angelo gezeichnet hat. Der Gesammteindruck ist große Einfachheit und Klarheit der Anordnung, verbunden mit außergewöhnlich reicher Ornamentik. Die mit Säulen eingefaßten und mit Giebeln gekrönten Fenster sind nicht sehr groß; dadurch erscheinen die Pfeiler zwischen ihnen recht breit und geben dem Ganzen den Karakter stattlicher vornehmer Ruhe. In dem schönen Portlandsteine, der die Vorderfront deckt, hebt sich die kunstvolle Arbeit der Steinmetzen höchst vortheilhaft hervor. Die Höhe der einzelnen Stockwerke

und die sie trennenden Gesimse stehen in sehr glücklichem Verhältnisse zur Länge des Gebäudes. Der breite reiche Karnieß (23 Meter über dem Boden) schließt das Ganze großartig ab. Das Dach ist mit bunten Ziegeln gedeckt. Auch die Ausführung des Baues zeigte in den Mitteln die sie anwandte, den neuerungssüchtigen Karakter und die fortschrittlichen Tendenzen des Bauherrn an. Man stellte ein ungewöhnliches solides Gerüst her und legte auf dessen Höhe eine Eisenbahn. Auf dieser glitt ein beweglicher Dampfkrahn hin und her, um jedes Werkstück vorsichtig an seine Stelle zu legen.

Die Mitte des Inneren nimmt eine große Halle ein, 19 und 17 Meter im Geviert, von einem farbenreichen und reichgezeichneten Mosaikboden aus durch das ganze Gebäude emporsteigend bis zu dem hohen Glasdache. Ringsum laufen mächtige rothe Marmorsäulen, unten ionische oben corinthische, die in jedem Stockwerke eine breite Galerie tragen. Der Umgang zu ebener Erde ist mit lebensgroßen Portraits hervorragender Reformer: Lord Palmerston, Lord John Russel und vor allem — Cobden geschmückt. Auf das letztere Bild machte mich — den schutzzöllnerischen Ketzer — Mr. Bright mit besonderer Betonung aufmerksam. Im oberen Stock zieren vier schöne Fresken: Musik, Malerei, Poesie und Skulptur, die weiten Wandflächen. Die breite prächtige Treppe, ähnlich der des Louvre, führt nur bis in den ersten Stock. Ihr gegenüber eröffnet sich der große saalartige „Drawingroom" unter dem sich zu ebener Erde ein ebenso großes Kaffeezimmer, der „Morningroom", erstreckt. Beide nehmen die ganze Breite der Rückseite ein und haben den Ausblick auf einen geräumigen schattigen Garten. Die Bibliothek im ersten Stock und das Speisezimmer im Erdgeschosse entsprechen der Bevölkerung dieses Clubs von 1300 Mitgliedern. Im zweiten Stock sind die Billard- Spiel- und Rauchzimmer, sowie die Wohnräume für Mitglieder. Zu letzteren führt ein besonderer Seiteneingang.

Steigen wir auch unter die Erde hinab. Hier liegen unter dem Vestibül zwei Stockwerke Weinkeller. Nach dem Garten hinaus treten wir in die Küche, ein Raum von den Dimensionen eines großen Ballsaals. Dieses ganze Departement entspricht dem Standpunkte des großen Künstlers, der es organisirt hat. Es war Alexis Soyer, der erste Chef-de-Cuisine des Reformclubs, weltberühmt als Erfinder — nein! Entdecker — der Soya-Sauce. Welcher Geist der Ordnung und Sauberkeit waltet in dieser Welt! Sie glänzt in Reinheit und Weiße wie eine junge Braut am Hochzeitsmorgen, und in derselben Farbe der Unschuld strahlt der Chef mit seinem Generalstabe. Hier herrscht, oder vielmehr — dient der Dampf und verrichtet eine unglaubliche Menge von Arbeit. Er kocht, in ganzen Reihen von Töpfen und Kasserollen, die Suppen, Gemüse und Pies. Er erwärmt die Metallplatten auf langgestreckten Anrichten, auf denen die bestellten Gerichte der Abnahme warten. Er dreht die Bratspieße an denen die berühmten englischen Joints vor vertikalem Holzfeuer sich in stundenlanger langsamer Rotation zu Braten heranbilden. Er hebt Wasser, er fördert Kohlen und befördert schließlich im „Lift" die angerichteten Schüsseln hinauf zur Oberwelt.

Am anderen Ende des kaum absehbaren Raumes ist die Fischregion; hier erfrischt das Eis die sauberen Marmorplatten auf denen die Salme und Steinbutten lagern. Dann folgen die besonderen Kammern für Gemüse, Früchte, Gewürze und alle die anderen unnennbaren Rohstoffe der geheimnißreichen Kunst dieses Tempels. Nirgends jedoch herrscht Anhäufung oder Unordnung, man sieht auf den ersten Blick sogar sehr wenig von all den Wundern die unseren Augen erst unter der erklärenden Führung eines der Abtheilungsdirektoren in ihrer vollen Herrlichkeit aufgingen und auf deren Erfassen wir eine geraume Zeit angestrengten Studiums verwenden mußten. — Zum Beschlusse der Besichtigung erfahren wir, mit tiefster Hochachtung, daß der

Reformclub 1,600,000 Mark gekostet hat, daß derselbe für Kohlen und Gas jährlich 40,000 Mark, ebensoviel für Weine, 5000 Mark für Schreibmaterialien und 2000 Mark für Roheis ausgiebt.

Wenn wir auch durch die Großartigkeit dieses Hauptquartiers der liberalen Partei für den Augenblick überwältigt waren so können wir uns doch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß das politische Clubwesen unter ihren Gegnern besser und naturwüchsiger zu gedeihen und vielfältigere Blüthen zu treiben scheint.

Ein erfahrener, allerdings konservativer Freund beantwortete mir diese Frage durch folgende Erläuterung.

„Der Reformclub" sagte er, „ist das getreue Spiegelbild der modernen großen liberalen Partei. Diese enthält alle Schattirungen vom alten aristokratischen Whig — wie Lord Granville und Lord Hartington — bis zu den vorgeschrittensten Birmingham Männern, wie Mr. Chamberlain und auch Mr. Bright. So fehlt es auch im Reformclub an politischer Einheit, an der Einigung durch das Streben nach einem und demselben festen Ziele, und auch wohl an den persönlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Häuptern der gegenwärtigen Regierung und ihren verschiedenartigen Gefolgschaften. Alles das ist unter uns, den Konservativen vorhanden, denn wir sind eine Allianz der aristokratischen und demokratischen Elemente in der Nation. Unsere Führer sind fast sämmtlich große Landeigenthümer, Landwirthe und namentlich — Reiter und Jäger. Ihnen ist es daher zweite Natur, einfach vertraulich und dennoch mit genügender Haltung unter und mit den niederen gesellschaftlichen Schichten zu verkehren, was die großen Fabrikherren und Kaufleute, mit einem Worte: die Stadtmenschen, nicht üben und daher nicht verstehen. Diesen fehlt der natürliche, gewinnende und kordiale Ton, den der Landedelmann im Umgange mit seinen Pächtern und beim Reiten mit den Fuchshunden anwendet und der dann in Pall Mall und St. James's Street

seine günstige Wirkung ebenfalls nicht verfehlt. Außerdem haben wir für unsere Clubs stets einen sicheren und brauchbaren Nachwuchs von jüngeren wohlhabenden Herren in angesehener gesellschaftlicher Stellung und mit fest vorgebildetem politischen Standpunkte, die den „Liberals" in diesem Maße fehlen. Daher sind wir im Clubleben der Majorität sicher, wenn sie uns auch — augenblicklich — im Unterhause entschlüpft ist."

Treten wir jetzt auf das Gebiet der Klasse

II. Oekonomisch-soziale Clubs

über, so ist ihre Zahl Legion. Ein vollständiges Verzeichniß aller Londoner Clubs scheint überhaupt nicht aufgestellt zu sein. Das übrigens sehr fleißige neueste topographische Sammelwerk: „Dicken's Dictionary of London (1879)" enthält deren einige Hunderte. Uebrigens ist der Prozeß ihrer Entwickelung immer noch im Fortschreiten.

Das Prinzip aller dieser Clubs habe ich bezeichnet als: „genossenschaftliche Haushaltung von Berufs- oder Standesgenossen oder von Herren, die sich auch sonst durch ein soziales Band verknüpft fühlen". Sie sind entstanden aus der Initiative der Armee und Flotte, deren Mitglieder, nach dem Frieden von 1815 in großen Schaaren auf Halbsold gesetzt, versuchten die ihnen liebgewordene gemeinsame „Mess", (Offiziers-Speiseanstalt) im bürgerlichen Leben fortzusetzen. So entstanden nach und nach der ältere und jüngere „Army und Navy Club", der ältere und jüngere „United Service Club" und der „Garde Club", deren palastartige Häuser jetzt Pall Mall, Regentstreet und Trafalgar Sqare zieren.

Das System dieser Clubs fand nach und nach in den verschiedensten Kreisen eine ganz unglaubliche Verbreitung. Unter allen möglichen Gesichtspunkten thaten die clubistisch gesinnten Männer sich zusammen: die ehemaligen Studenten von Oxford und

Cambridge, die ehemaligen Schüler von Eton und Harrow, die Juristen, die Theaterfreunde im „Garrick", die ehemaligen Indier im „Oriental", die Besitzer der „Four in Hand's" im Orleans Club, die eleganten jungen und älteren Lebemänner und Besucher der Rennbahnen im Marlborough, Raleigh, Badminton. Die Spieler überall dort — wo sie Mitschuldige finden. Selbst gemischte Clubs sind vielfach versucht. Der Gedanke war löblich. Damen von hohem Ansehen und humanen Tendenzen traten an die Spitze. Anfangs ging alles vortrefflich. Aber allmählich schlichen sich auch hier diejenigen zweifelhafteren Elemente ein, welche der Engländer „fast" nennt und die menschenfreundlichen, wirklichen Ladies mußten sich zurückziehen. Das ewig Weibliche ist nun einmal seiner Natur nach nicht clubistisch angelegt sondern nur dualistisch.

Jedoch will ich dem Leser bei Leibe nicht zumuthen, in diesem Labyrinthe mit mir umherzuirren. Wünscht er zu wissen: wie der Tag in einem dieser Clubs und wie der Tag eines „Clubman" verläuft, so bitte ich ihn mich vom Reformclub aus nur wenige Schritte zu begleiten, in zwei der größten und angesehensten Clubs, in denen ich in London stets gastfreundlich für die Dauer einiger Wochen aufgenommen bin, — in den Travellers' Club und in das Athenäum.

Der

Travellers' Club

ist schon seiner Entstehung nach nicht auf die Grundsätze englischer Abschließung gebaut, denn er wurde im Jahre 1814 von Marquis von Londonderry (damals Lord Castlereagh) gestiftet: „für Herren, die im Auslande gelebt hatten oder gereist waren und für Ausländer, welche, wenn gut empfohlen, für eine bestimmte Zeit zugelassen werden."

Kein Engländer ist wählbar, der nicht 750 Kilometer in direkter Linie von London entfernt war. Würfel und Hazard

sind ausgeschlossen, Whist darf erst nach dem Mittagessen und nicht höher als der Point zu 21 Mark gespielt werden. Daß auch dieses letztere Laster hier nicht stark grassirt, ist daraus abzunehmen, daß im Jahre 1880 für Kartengeld überhaupt nur 150 Mark eingenommen wurden.

Die Verwaltung dieses Clubs, wie aller übrigen, liegt in den Händen eines Ausschusses, der die einzelnen Zweige der Geschäfte durch Subkomités führt. Sie hat nichts von unsrer Art, ähnliche Institute zu leiten wesentlich Abweichendes. Das Ballotement über Kandidaten — die regelmäßig schon Jahre lang auf der Liste gestanden haben — ist ziemlich streng. Es dürfen überhaupt nicht mehr als zwei schwarze Kugeln fallen. Ich habe selbst Abstimmungen erlebt, die unter lebhaftester Theilnahme und Erregung stattfanden, und auch solche bei denen der Kandidat, am Erfolge zweifelnd, seinen Namen noch im letzten Augenblicke selbst strich. Der Club zählt nur 765 Mitglieder. Das Eintrittsgeld ist 630 Mark, der jährliche Beitrag 110 Mark.

Der Grundsatz der gemeinsamen Wirthschaft ist: alle Bedürfnisse in bester Qualität zu den niedrigsten Preisen zu liefern. Daher sind auch die Gewinne an den Konsumtionsartikeln sehr gering; am Wein: 500 Mark, an den Cigarren: 33 Mark im Jahre. Das Weinlager des Clubs schloß ab mit einem Werthe von 85,000 Mark. Für Bücher, Zeitungen und Zeitschriften waren ausgegeben: 7600 Mark, für Briefpapier und andere Schreibmaterialien 3400 Mark.

Da die Mitglieder des „Travellers'" nach dem Gesichtspunkte ihrer Wählbarkeit keinen wirklichen inneren Zusammenhang des Berufes, der Beschäftigung oder der gesellschaftlichen Stellung haben so ist auch der gesellige Verkehr unter ihnen nicht sehr stark entwickelt. Hiezu kommt noch der bekannte Mangel des Engländers am Bedürfnisse eines Gespräches, oder vielmehr sein Bedürfniß: zu schweigen. Und so erinnere ich mich

mancher Stunde im „Morning Room“ oder „Dining Room“ des Travellers' wo man sich in eine Gesellschaft von lesenden oder speisenden Taubstummen, oder von Trappisten, oder — da drei Viertel sämmtlicher Mitglieder sich ihres Cylinderhutes nicht entledigen — in ein Meeting von augenblicklich nicht inspirirten Quäkern versetzt glaubte.

Eine wesentlich andere Physiognomie hat der Nachbar der „Reisenden“:

Das Athenäum.

Wir werden, glaube ich, auf dem kürzesten Wege in die Geheimnisse des englischen Clublebens eindringen wenn wir uns einem echten Clubman, einem unverheiratheten, mit mäßigen Mitteln und ruhigen Neigungen ausgestatteten Herrn von mittleren Jahren anschließen und unter seinem Schutze und seiner Führung einen Tag im Club verleben. Selbstverständlich sieht unser Freund ein wenig verschieden aus je nachdem er in der literarischen Athmosphäre des Athenäums oder gegenüber, im United Service Club, seine Heimath gefunden hat. Denn eine Heimath ist der Club für den mit den oben bezeichneten Eigenschaften, ausgestatteten englischen Gentleman, eine Heimath, in der er alles findet, ausgenommen das Einzige was er sein Lebelang — nicht gesucht hat: Frau, Kinder und häusliche Sorgen.

Bis zum Jahre 1824 fehlte es in London an einem Mittelpunkte, wo ausgezeichnete Gelehrte, Schriftsteller und Künstler in zwanglosen freundschaftlichen Verkehr mit denjenigen Herren des hohen und niederen Adels treten konnten, deren Neigungen sie auf das Gebiet der Wissenschaft, der Literatur und der Künste führten. Zur Abhülfe dieses Mangels trat eine Reihe von Männern zusammen unter denen ich nur die Namen: Sir Humphry Davy (Physiker), Faraday (Professor der Chemie), Sir Thomas Lawrence (Maler), Sir Henry Halford (Arzt)

und Sir Walter Scott nennen will um die vielseitige und hervorragende Stellung der Gründer des Athenäums zu kennzeichnen.

Im Jahre 1830 bezog der Club seinen jetzigen Palast. Denn ein solcher ist das Gebäude wirklich, dessen römisch-dorischer Portikus den vornehmen Waterlooplace überragt. Der Fries wiederholt einen Theil des berühmten Parthenonfrieses. Ueber dem Giebel des Eingangs erhebt sich eine Kolossalstatue der Pallas Athene. Die Eingangshalle ist in großartigem fast strengem Stile gehalten. Ihre Länge (19 Meter) und Breite (11 Meter) wird von 6 schweren gelben Säulen getragen. An den beiden Seitenwänden thronen über den mächtigen Kaminen die sich schürzende Diana und die Venus Victrix (von Milo). Gleich links ist die „Porter's Lodge", von welcher aus ein Beamter in würdiger Haltung, schwarzem Frack und weißer Cravatte jeden Eintretenden kontrolirt und in welcher jedem Angehörigen des Hauses seine Briefe und Botschaften bewahrt und mancherlei nützliche Auskünfte ertheilt werden. Die Halle ist jedoch nicht nur ein Durchgang, sie ist bereits selbst ein Aufenthaltsort für die Mitglieder und ein Platz wo sie Fremde empfangen und geschäftliche Rücksprachen abfertigen. Für diesen Zweck sind zwei Sophas aufgestellt, deren Dimensionen denen des Raumes entsprechen. Auf Pulten lehnen zwischen den Säulen die wichtigsten Tagesblätter für flüchtigen Einblick im Vorübergehen. Auf einem Tische neben der Treppe finden wir ein Heer von Adreßbüchern und Eisenbahnfahrbüchern, daneben harren Kleider- und Stiefelbürsten ihres Dienstes. Rund umher hangen Hüte, jedoch nicht allzuviel da ein guter Theil der Mitglieder bedeckten Hauptes die Zimmer betritt. In einem Winkel ladet uns ein Armsessel ein, unser zunehmendes Gewicht zu prüfen, eine Frage, deren Entwickelung hier zu Lande stets mit besorgtem Auge verfolgt wird. Eine Seitenthür führt zu den Räumen für die Waschapparate und von

dort bringt uns eine Treppe hinab in die Bäder. Rechts am Eingange der Halle, unter den Augen des Thürhüters befindet sich ein umfassendes Gestell zum Einsetzen aller Schirme und Stöcke, von denen man behauptet, daß der Porter sie und ihre Zugehörigkeit ebenso genau kenne wie er jedes Mitglied nach langjähriger Abwesenheit als Kind des Hauses wieder begrüßen wird.

Es ist zehn Uhr Morgens und Mr. L., unser Führer, hat sein bescheidenes Junggesellenquartier in einem der zahlreichen möblirten Häuser für Herren, in Jermynstreet oder Kingsstreet oder Charlesstreet, alles Nebenstraßen des großen Clubquartiers St. James's — Pall Mall, soeben verlassen. Er bewohnt dort ein Stübchen mit Bett, Armstuhl und umständlichem Waschapparate. Auf dem kürzesten Wege wendet er sich dem Clubhause zu, welches bereits seit 9 Uhr geöffnet ist, denn für den Schlendergang in Pall Mall ist die Tageszeit noch zu früh. Langen steifen Schrittes, mit festen geometrischen Linien und unverrückbaren Winkeln in seinen Bewegungen, unverwandten Hauptes, starren Auges strebt er seinem Ziele zu.

Er tritt in die Vorhalle wo der Porter ihn bemerkt und sich sofort dem Brieffache zuwendet, in welches alle Sendungen an Mr. L. gelangen. Denn von hier aus datirt er seine Briefe, seine Karten tragen nur die Adresse: „Athenäum Club"; seine Wohnung bleibt der Welt unbekannt.

Im Coffee Room hat Mr. L. seinen festen althergebrachten Platz. Indem er sich dort niederläßt, folgt ihm schon der „Pageboy", ein Knabe von etwa 15 Jahren in kurzer, mittelst einer dichten Reihe gelber runder Knöpfe geschlossener Jacke, die Ordonnanz des Porters, mit den Briefen und Karten; der Page eilt dann in den Morning Room und holt von dort den „Standard" oder „Daily News", je nach Mr. L.'s politischer Färbung. Baldigst breitet sich auch das substanzielle Frühstück über den weißen Tisch aus: Thee, Toast, Muffins

(eine große mit heißer Butter durchtränkte Semmel), Eiern und jedenfalls gebratenem Selchfleisch.

Es folgt nun eine Stunde ruhigen langsamen Fastenbrechens (Breakfast), verlängert durch Prüfen der Briefe, Vervollständigung des Geschäftskalenders nach Maßgabe der neu eingegangenen Einladungen, Studiren der Morgenzeitung. Eintritt anderer Mitglieder unterbricht kaum Mr. L.'s besonnene Thätigkeit. Sind es Bekannte so beehrt man sich gegenseitig durch kurzes stummes Nicken. Wenn nicht bekannt so — existirt man überhaupt für einander nicht.

Nachdem diese wichtige und grundlegende Nr. I. der Tagesordnung erledigt ist, wird die Rechnung sofort berichtigt, denn kein Mitglied darf ohne diese baare Ausgleichung das Haus verlassen. Kreditirt wird niemals. Darauf verpflanzt sich Mr. L. in den „Morning Room". Hier liegen auf großen und kleinen, mittleren und seitlichen Tischen etwa 20 Zeitungen und die gelesensten Zeitschriften auf. Unser würdiger Führer vertieft sich hier, um die Zeit zu füllen, für eine halbe Stunde in einen fesselnden Essay über die Bedrängnisse der irischen Landlords, über die Bedeutung Egyptens für England, oder über den neu ausgebrochenen Kampf amerikanischen Vollbluts gegen Einheimisches. Mr. L. ist ein starker Leser, wie alle Engländer; er führt auf diesem Wege ein interessantes Gespräch mit den ihm bekannten Verfassern, ohne das vermaledeite Plappern und Schwatzen was ihn an den Franzosen und Deutschen stets so angewidert hat.

Dann tritt er in eines der großen tiefen Fenster, die Pall Mall und Waterlooplace beherrschen und beobachtet mit geziemendem Ernste die Anschwellung des vorübereilenden Menschenverkehrs. Ein Bekannter gesellt sich zu ihm, sie tauschen einige kurze vertrauliche Bemerkungen über das Wetter aus, über die Unterhaussitzung der letzten Nacht, über Mr. Gladstone's große Rede für die Landbill, über Lord Randoph

Churchill's, des kampffrohen Führers der „vierten Partei,“ stachliche und un—befangene Angriffe gegen — jeden und alle, über Mr. Parnell's neuestes Klagelied. Endlich einigt man sich dahin, daß es heute ein schöner Tag sei und da bereits einige frühe Reiterinnen von Carlton Terrace her in Pall Mall einbiegen und Rotten Row zuziehen, so beschließen beide Herren, daß jetzt Zeit und Stunde gekommen sei, ihnen auf einem Umwege zu folgen, einige Einkäufe zu machen, bei Tattersall einen frischen angekommenen „Cob“ zu mustern und sich zugleich den nützlichen „Constitutional“ — den Gesundheits-Morgenspaziergang — angedeihen zu lassen, bis man gegen zwei Uhr zum Luncheon nach Hause, das heißt in den Club, zurückkehrt.

Wir wollen die beiden Herren in ihren vertraulichen Betrachtungen über den Weltgang im großen, und noch mehr über den der londoner Welt im kleinen — in ihrem gemüthlichen Clubklatsch — nicht belauschen, sondern uns inzwischen noch im Club selbst ein wenig umsehen.

Schlagen wir die Statuten und den letzten Jahresbericht auf, so sehen wir, daß das Athenäum zwölfhundert ordentliche Mitglieder hat. Daneben sind „Ehrenmitglieder“ für kürzere, stets fest bemessene Zeit zugelassen, doch immer nur höchstens fünfzehn gleichzeitig. Es liegt daher in unserer „Zulassung“ eine Auszeichnung, auf welche wir mit Recht ein wenig stolz sind. Das Eintrittsgeld ist 600. Mark, der jährliche Beitrag 168 Mark; eine mäßige Steuer, denn viele andere Clubs stellen erheblich höhere Anforderungen. Das Gebäude kostete, in den billigen Zeiten von 1830, gegen 800,000 Mark; die Möblirung nebst der Tischwäsche etwa 150,000 Mark. Die Bibliothek wurde mit 80,000 Mark begründet. Der Club giebt jährlich, den in ihm waltenden Geiste entsprechend, 12,000 Mark für Zeitungen und 10,000 Mark für Anschaffung neuer Bücher aus. Das jährliche Budget balanzirt mit 180,000 Mark und

der Weinkeller ist auf mehr als 80,000 Mark gewerthet. Die Bibliothek enthält bereits 60,000 Bände. Sie gehört zu den Sehenswürdigkeiten Londons und wir treffen in der Vorhalle eine kleine Gesellschaft von Damen und Herren, augenscheinlich Fremde und nicht, wie wir, zu den fünfzehn Auserwählten gehörig, die gekommen sind um unter der Aegide eines befreundeten Clubmitgliedes in den erlaubten Stunden den berühmten Athenäumclub zu besehen.

Wir behalten uns den vornehmsten Theil des Gebäudes, den ersten Stock, bis auf heute Abend vor und steigen empor in den zweiten wo der große Billardsaal und die Spielzimmer sich aufthun. Diese letzteren sind zwar an der Thür bezeichnet: „Nur für Mitglieder" und schließen dadurch das indiskrete Auge eines Gastes aus, jedoch scheint Fortuna keinen Altar im Tempel der Athene zu besitzen, oder doch keine daran opfernden Priester, denn diese Räume machen den Eindruck des Unbewohnten und Verlassenen. „Den meisten Mitgliedern", belehrte mich ein Freund, „ist ihre Zeit zu werthvoll um sie am Kartentische todtzuschlagen; namentlich wenn dabei die Cigarre untersagt ist. Dadurch wird das Spiel zur Arbeit, zum „modus acquirendi", und das widerstrebt dem Geiste des Clubs."

Die Statuten verbannen dem entsprechend nicht nur Würfel und Hazard sondern verbieten auch, im Whist den Point höher als zu 10 Mark zu spielen.

Inzwischen ist Mr. L. von seinem „Constitutional Walk" zurückgekehrt und wir begeben uns mit ihm in den Dining Room. Ein sehr großer Saal, von sieben mächtigen Fenstern Front. Darin viele kleine Tische, an jedem nur e i n Gast, selten ein geselliges Paar.

Jedoch wollen wir dieses Zweiuhr-Frühstück heute leicht und obenhin behandeln da uns am Abend das Dinner nochmals und zwar länger hier fesseln wird.

Mr. L. eilt jetzt gemessenen Schrittes wieder in den Morningroom und von dort in das anstoßende Zimmer wo um eine große mittlere Tafel und seitwärts an einigen kleineren Tischchen das wichtige Geschäft des Briefschreibens vor sich geht. Hier hat er die Auswahl unter einer Fülle vortrefflichen starken Briefpapiers von allen Größen und Formaten, sämmtlich gezeichnet durch das behelmte Haupt der Schutzgöttin Athene. Stahlfedern und noch mehr Gänsefedern sind zur Hand und auf einen Wink bringt der Diener dieser Räume, in betreßter Livree, Kniehosen und Puder, die nöthigen Freimarken.

Nachdem auch dieses wichtige Tagesgeschäft erledigt, namentlich alle heute schriftlich eingegangenen Einladungen umgehend und schriftlich — ein nachahmungswerther Zug englischer Höflichkeit — angenommen oder abgelehnt sind, wendet Mr. L. sich den Anschlägen des Comités, an und neben dem großen Wandspiegel zu. Für heute Nachmittag 4 Uhr ist ein Wahltermin angesetzt und die Namen der Candidaten und der zwei Herren, die jene vorgeschlagen haben, werden wieder in Erinnerung gebracht. Denn die Eintragung in die Kandidatenliste erfolgte vielleicht schon vor 5 oder 6 Jahren und erst jetzt ist der geduldig Harrende bis an die Eingangspforte des Tempels vorgerückt.

Inzwischen naht die vierte Stunde. Die Halle und die Morningrooms haben sich mit Herren gefüllt, die in Gruppen eine ernste flüsternde Berathung halten oder bedächtig hin und her eilen oder auch vor den Musikpulten die Zeitungen durchfliegen bis das Ballotement beginnt.

Es sind heute drei neue Mitglieder zu wählen und die Zulassung des einen der Kandidaten wird von gewisser Seite beanstandet. Die Spannung wächst, man erwartet mit Bestimmtheit, daß der betreffende Herr, dessen zwei Proponenten sich nicht allgemeiner Beliebtheit erfreuen, diesen zu Ehren

„blackballed“ werden, d. h. mindestens drei schwarze Kugeln erhalten wird. Jedoch das Ungewitter wird abgelenkt indem der Kandidat sich für heute freiwillig zurückzieht. Damit ist jenen beiden die ihnen gebührende Lektion ertheilt und am nächsten Wahltage wird dem diskreten Kandidaten voraussichtlich der Erfolg winken.

Jedoch sind nicht alle Sterbliche dem Fegefeuer der Wahl unterworfen. Es giebt auch geborene Selige. Diese sind: Königliche Prinzen, Bischöfe, Mr. Speaker, Richter, auswärtige Missionschefs, die bereits seit zehn Jahren in London residiren.

Betrachten wir uns bei dieser Gelegenheit die Liste der Mitglieder so ergiebt sie allerdings eine ungewöhnlich „gemischte“ Gesellschaft. Wir finden darin etwa 90 Nobelmen, ein Dutzend Bischöfe und eine lange Reihe der ausgezeichnetsten Namen im Civil, Militär und in der Kirche. Viele Parlamentsmitglieder, die Spitzen der gelehrten „Professions“, der Wissenschaften, Künste und der Geschäftswelt. Noch kürzlich wurde dort Mr. Irving, ein hervorragendes Mitglied der englischen Bühne, aufgenommen.

Selbstverständlich kann ein Club von 1200 Mitgliedern nicht unbedingt auserwählt sein. Die Gesellschaft hatte daher von jeher großen Andrang von allerlei „Strebern“ und von Leuten zu erleiden, denen die Mitgliedschaft des Athenäums eine Auszeichnung verleihen sollte, anstatt daß sie selbst dem Club eine solche brachten. Für viele, namentlich den Federmenschen, ist allein die Bibliothek ein unschätzbarer Vortheil, da sie ihn nicht den Unbequemlichkeiten und Einschränkungen in der Tageszeit aussetzt an welche die Benutzung des Lesezimmers im British Museum gebunden ist.

Aber die Verhältnisse des Londoner Lebens haben so übermenschliche Ausdehnungen und eine solche Neigung zum Auseinanderstreben angenommen, daß auch die sozialen Clubs nicht

mehr ihren Zweck: freundschaftliche Berührung und Unterhaltung, erfüllen können. Aus diesem plethorischen Mangel sind nun wiederum kleinere, interclubistische Kreise entsprungen, die den verwandten und einander suchenden Geistern eine wirkliche ruhige persönliche Begegnung gewähren sollen ohne widerwärtige Belästigung durch die schiebende und geschobene Masse, welche die überfüllten ungeselligen Gesellschaftsräume des Westend mechanisch verstopft und jede echte gute Geselligkeit fast völlig erstickt hat. In einen solchen Kreis möchte ich meine Leser für einige Augenblicke führen. Er heißt der

Cosmopolitan Club.

Dort fühlen wir Deutsche uns schon freundlicher angeheimelt. Das gesammte Clublokal in Charlesstreet Berkeleysquare besteht in dem ehemaligen Atelier des Malers Watt in einem alten Gebäude von unbewohntem Aussehen. Keine Vor- und Nebenzimmer. Der Raum enthält an der Thür eine Vorrichtung für Ablegen von Rock und Stock, daneben einen langen Tisch auf dem eine Batterie Sodaflaschen mit „etwas" aufgefahren ist. Der übrige Theil des Saales ist mit Sophas, Lehnstühlen und kleinen Tischen in buntester Unordnung besetzt. Nur zweimal wöchentlich öffnet sich das Heiligthum seinen 120 Mitgliedern. Diese sind aus allen Schichten und Berufsklassen der gebildeten Männerwelt zusammengesetzt. „Hier gilt kein Rang, hier gilt kein Stand": Peers, Maler, Bildhauer, Literaten, Soldaten, Seeleute, Aerzte, ein Geistlicher, jegliche Wissenschaft, und vor allem Politik *jeder* Schattirung. Der einzige Titel für die Aufnahme ist: „Congenialität". Der Club besteht seit 20 Jahren. Er „sitzt" nur Mittwochs und Sonntags und alsdann nur von 11 bis 12 Uhr Nachts. Eine Stunde lang erholt man sich hier in freundschaftlich unbefangener Unterhaltung, dann stäubt der kleine Kreis wieder in wirbelnden Atomen auseinander.

Ich möchte an dieser Stelle noch zwei anderen Londoner Clubs den schuldigen Zoll der Dankbarkeit für ihre Gastfreundschaft abtragen. Der eine ist der

Saville Club.

Zu ihm gehört eine große Anzahl von Männern, die einen hervorragenden Namen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben. Er sitzt in einem mächtigen etwas wüsten Gebäude in Saville Row hinter Burlington House, dem Hauptquartiere der Royal Society; jedoch nicht als reicher Eigenthümer sondern als bescheidener Miether. Das Haus enthält ein wahres Labyrinth von Quartieren für „Bachelors" und für Geschäfte. Es scheint mehr auf deren ungestörtes Behagen als auf Luxus und Eleganz berechnet zu sein. So auch der Club, in den ich durch einen gastfreien Landsmann eingeführt und an dessen Kamin ich erprobt habe, daß sein Motto: Sodalitas convivium nicht nur ein bloßes Aushängeschild ist. Der Saville Club nähert sich unseren deutschen Instituten dadurch, daß die Mitglieder als solche einander kennen und keinen Werth darauf legen gegeneinander die Rolle mißtrauischer Taubstummer zu spielen.

Noch mehr als im Saville Club tritt das Element des geselligen Verkehrs der Mitglieder im

German Athenäum

in den Vordergrund, ein Verein der in London lebenden Deutschen, der in einem stattlichen eigenen Hause den Comfort des englischen Clubs mit der anregenden Heiterkeit eines deutschen Künstlervereins verbindet. Namentlich hat hier die Pflege der Musik in einem besonderen schönen Saale eine Heimstätte gefunden. Das allgemeine Lesezimmer faßt kaum die Zahl der hier zuströmenden Landsleute; jedoch ist es die Absicht dasselbe in Bezug auf Raum und Ventilation zu verbessern.

Inmittelst ist es hohe Zeit geworden, in das große Athenäum zurück zu kehren.

Nach der Wahl hat Mr. L. einer Generalversammlung des Clubs beizuwohnen.

Ein in der heutigen Wissenschaft hoch angesehener und zugleich durch seine geselligen Talente und eine, ihrer liebenswürdigen Anwendung entsprechende Beliebtheit ausgezeichneter Gelehrter führt den Vorsitz. Er hält zunächst eine heitere, beifällig aufgenommene Ansprache. Dann trägt er die Jahresrechnung vor, die genehmigt wird, und knüpft hieran eine Uebersicht der Finanzlage des Clubs. Einen unbequemen Frager bringt er durch eine geschickte Parade zur Ruhe, einen Unzufriedenen widerlegt und tröstet er, einen grundsätzlichen Opponenten schleudert er in sein Nichts zurück. Dann beantragt Mr. L. ein Dankesvotum für den Präsidenten; Mr. M. sekundirt ihm. Einstimmige Annahme. Der Präsident dankt für den Dank und alles ist vorüber; der Club leert sich rasch da heute die Lords um 5 Uhr, die Commons schon von 4 Uhr an sitzen.

Mr. L. ist kein M. P. Mangels gesetzgeberischer Pflichten sucht er Gottes freie Natur auf indem er wiederum Pall Mall hinab, St. James's Street und Piccadilly hinaufschlendert. Er tritt in eine Bildergalerie um die Hirsche oder Wildschweine von Rosa Bonheur zu bewundern. Er macht einige Besuche und landet in einem „Afternoon Tea". Nach 6 Uhr schlendert er pflichtmäßig wieder den Corso zu, der sich bis gegen 7 Uhr am Hyde Park Corner hin und her rollen läßt.

Dort sitzt er in feierlichem Schweigen auf einem der Penny-Stühle oder lehnt als strenger Kritiker auf dem Eisengitter. Er starrt nach rechts auf den knospenden und blühenden schlanken englischen Frühling im Sattel, — nach links auf den fruchtschweren Sommer und Herbst in den gewichtigen und gehaltvollen Landauern.

Verbietet jedoch ein echt englischer Regen diesen umherwandelnden Zeitvertreib so zieht sich unser Führer nach dem Schlusse der Generalversammlung in den „Smooking Room"

zurück. Wir folgen ihm. Eine enge Wendeltreppe führt in ein niedres Vorzimmer. Seine Wände sind mit Bücherregalen verdeckt von denen riesige Folianten dräuend auf uns eindringen. Diese ganze Sammlung besteht aus den Vierteljahrsbänden der Times nebst inhaltreichen Registern, und da das Blatt jetzt fast ein Jahrhundert besteht so bildet es eine hübsche kleine Bibliothek von 3 bis 400 Bänden. Das Rauchzimmer selbst ist cajütenhaft eng und niedrig. Die Sitzplätze gruppiren sich um einen mittleren niedrigen Ofen, den Gestelle mit Büchern, Broschüren und „Periodicals" umstehen. In zwei Ecken zeigen sich Whisttische. Ein dahinter liegender Raum enthält ein Billard. Diese höchst unvollkommene Einrichtung kennzeichnet deutlich den Stand der Rauchfrage in England vor 50 Jahren. Die Anhänger dieses Lasters wurden damals nicht allein in einen entfernten Winkel des Hauses verwiesen, wie auch heute noch, sondern nicht einmal eines ausreichenden Kubikgehaltes von Luft, und des Versuches einer Ventilation für werth gehalten. Den stärksten Gegensatz hiezu bilden die Dogmen eines Clubs der „Eleganten und Jungen" des Badminton in Piccadilly, an dessen Kamin ich, obwohl weder das eine noch das andere, nach dem anstrengenden Derbytage einen köstlichen ausruhenden Abend zubringen durfte. Hier herrscht von 10 Uhr an in sämmtlichen Räumen die unbedingteste Rauchfreiheit.

Jedoch die Dämmerung bricht ein und es ist Zeit an die Pflichten des Abends zu denken.

Mr. L. hat zwei Einladungskarten für den Abend. Die eine fordert ihn zu einem Feste in Burlington House auf wo der Präsident der Royal Society in den offiziellen Räumen der Gesellschaft eine ausgewählte, leider etwas zu zahlreiche Schaar von Gästen empfängt. Außerdem ist Mr. L. durch eine andere Karte benachrichtigt, daß Lady N. heute von 10 Uhr an „Zu Hause" ist und nach einem Dinner von zwanzig Auserwählten noch eine ungezählte Reihe flüchtig durchreisender

Gästen zu empfangen wünscht, von deren jedem bestimmt erwartet wird, daß er binnen längstens 15 Minuten seinen Nachfolgern Platz mache.

Mr. L. wandert daher in gemessenem Schritte den Ankleidezimmern des Clubs zu, genießt das für ihn bereitete Bad und wirft sich, nach gründlichster Abspülung, in den strengen Abendanzug. Bald darauf, etwa um 8 Uhr, betritt er wieder den großen Speisesaal des Athenäums.

Die Weisheit der Verwaltung hat hier bereits vor längerer Zeit das Mittagessen „nach Couvert", das Clubdinner abgeschafft, dessen Quantität und Qualität eine stete Quelle der Unzufriedenheit für die Bürger und der Sorgen für die Häupter dieser Gelehrtenrepubkik war. An dessen Stelle ist eine sehr reichhaltige Speisekarte getreten. Der hungrige Clubist nähert sich dem Büreau in der Mitte des Saales wo der würdevolle greise Steward waltet. Er prüft die Speisekarte, berücksichtigt dabei die den einzelnen Schüsseln beigefügten Zeitangaben über ihre Herstellung, um nicht auf einen Braten zu verfallen, der bereits seit mehr als einer Stunde fertig ist; dann wählt er eine halbe Flasche Claret (ohne Zweifel aus Bordeaux) oder Hock (ohne jeden Zweifel sogenannter Rheinwein), trägt alles und jedes in ein vorgedrucktes Formular ein und läßt sich an seinem Tische nieder, den er bereits Nachmittags belegt hatte. Ist er gesellig gestimmt so findet er hier immerhin Bekannte denen er sich anschließen könnte, denn um 8 Uhr trifft ein Rückstrom hungriger Gesetzgeber aus St. Stephen's in den Club ein während dort die Maschine für eine Stunde mit halber Kraft und ohne Minister weiter arbeitet.

Will unser Freund sich dagegen der Ein- und Schweigsamkeit ergeben so vermeidet er vor allem die Nachbarschaft irgend eines mittheilsamen älteren Herrn der bereits sitzt und auf Zuhörer fahndet, denen er seine neuesten Reiseerlebnisse auf dem Kontinente erzählen und alle Wirthshausrechnungen

auseinandersetzen kann vermittelst derer er zwischen Ems und Frankfurt geprellt wurde.

Das kleine Formular welches Mr. L. am Büreau des Stewart mit seiner Bestellung ausgefüllt hatte, wurde inzwischen mit den Preisen jedes Items vervollständigt und wird ihm am Schlusse seines Mahles feierlich überreicht. Er bezahlt und hat das Bewußtsein, ein gutes Dinner aus: Suppe — Fisch — Braten — Käse — Eis, nebst einer halben Pinte Tischwein und entsprechendem Appolinariswasser für kaum 6 Mark erhalten zu haben, eine Mahlzeit für die er in jedem Restaurant in Piccadilly zweifellos 10 Mark hätte zahlen müssen. Zudem sind durch die Clubgesetze jedwede Trinkgelder jeder Art streng verpönt; ihre Annahme wird durch sofortige Entlassung des Dieners geahndet.

Es tritt nun der Zeitpunkt ein an dem Mr. L. seinen heute noch in Aussicht stehenden geselligen Pflichten ein schmerzliches Opfer zu bringen hat. Diese schließen ihn und seinen Frack vom Smooking Room aus. Er betrachtet daher, in gemischter Stimmung, am Brette in der Eingangshalle die „Central News", die alle halbe Stunden sämmtlichen Clubs telegraphische Mittheilungen über den Stand der rechtzeitig im Unterhause verlaufenden Debatte geben. Dann steigt er die Treppe hinan zum ersten Stock und betritt die Bibliothek. Ein großartiger Raum, kirchenhaft hoch, von oben durch Central-Gaslicht erleuchtet. Rundum stehen die 60,000 Bände zu denen 2 obere Gallerien führen. Im Kamine brennt ein lustig flackerndes Feuer. Darüber hängt ein lebensgroßes Portrait König Georgs IV, von Sir Thomas Lawrence. Es ist des Meisters letztes Werk und in einigen Einzelheiten noch unvollendet. Die Degenkoppelschnalle wurde einige Stunden vor des Künstlers Tode gemalt.

Von den hohen Bücherregalen sehen die Portrait-Büsten

von Englands berühmtesten Köpfen auf ihre Nachkommen in Apoll herab.

Auf einem Schrägpulte ruhet ein Riesenfolioband. Es ist der Katalog. Mr. L. sucht ein seltenes Buch über ein Stück Spezialgeschichte seiner heimathlichen Grafschaft auf, findet es bei der vortrefflichen Anordnung der Bibliothek mit leichter Mühe, läßt sich an einem der, durch den ganzen Raum vertheilten Schreib- und Lesetische nieder und vertieft sich in sein Studium.

Nachdem der zweifelhafte Punkt in des Lesers lokaler Geschichtskunde geklärt ist wandern wir mit ihm in das an die Bibliothek stoßende Lesezimmer. Es ist ein Raum von denselben Verhältnissen wie der unter ihm liegende Speisesaal, eine Reihe durch das ganze Haus laufender hoher und tiefer Zimmer zwischen denen alle Zwischenwände beseitigt sind. Hier ist eine Welt von Zeitungen und Zeitschriften. Alle Sprachen der Erde soweit sie überhaupt unter die Presse gelangen sind hier aufgestapelt, daneben fast alle in England neu erschienenen Bücher. Der ganze Raum ist ein gedruckter Mikrokosmus. An den Wänden stehen einige tausend Bände zum Nachschlagen; books of reference, Encyklopädien, Lexika, Kataloge und Handbücher. Alles ist mit gemildertem und gleichmäßig zerstreutem Lichte wohl erleuchtet. Ueberall Lehnstühle und Sophas. Etwa ein halbes Dutzend älterer Herren sind hier versammelt oder richtiger, wie weiland die frommen Anachoreten des Libanon, in entsprechenden isolirenden Abständen vertheilt. Ein jeder lehnt in seiner Lieblingsstellung und ist vertieft in sein Lieblingsmagazin. Allmählich sinken die Hände mit dem Bande herab auf die Kniee und ernstes nach Innen gekehrtes gedankenvoll verarbeitendes, tief- und laut athmendes — Verdauen folgt der Aufnahme der geistigen Nahrung. Leise erheben wir uns und schleichen hinaus, die Treppe hinauf, wieder zu den lebenden Menschen, die oben dem Billiard zu-

sehen und dazu Brandy und Soda schlürfen. Denn die Spötter nennen jene ungeheure, prächtig ausgestattete, menschenleere abendliche Lesehalle: den — „Sleepingroom"! —

So ist es 11 Uhr Abends geworden und wir verlassen mit Mr. L., nach nochmaliger Umschau im Morning Room und bei den „Central News", das Athenäum, welches seine Pforten gegen Ankömmlinge um 1 Uhr schließt, denn es ist ein solider früher Club. Andere „faste" Nachtclubs: der Cocoa-Tree, der Raleigh und der neue Beefsteakclub, schließen erst um 3 Uhr. Dort treten die jungen Herren jedes Alters erst nach Mitternacht ein; es erwartet sie dort ein flammender Rost mit Steaks und Chops, dazu der nie endende Brandy und Soda und im hinteren Raume ein hohes Billiardspiel. Doch werden auch zu diesen Stunden die im Hause des Athenäums bereits weilenden Herren nicht ungastlich wider ihren Wunsch in das nächtliche Dunkel hinausgestoßen. Nur weiterer nachtschwärmerischer Zuzug ist abgeschnitten.

„Wodurch?" fragen wir uns beim Heimgange, „wodurch haben denn wohl in England die Clubs eine so außerordentliche Ausbildung und eine beinahe gewaltig zu nennende Ausdehnung erhalten?"

Zunächst dadurch, daß sie den mächtigsten aller menschlichen Triebe: die Selbstsucht, befriedigen. Dann, weil sie den Sitten, Gewohnheiten und Neigungen des Engländers, seinem Bedürfnisse nach Ausschließlichkeit und nach Assoziation, entsprechen. Diese Assoziation schafft dem wenig bemittelten gebildeten Gentleman der höheren Klassen für ein verhältnißmäßig geringes jährliches Opfer fast alle Annehmlichkeiten des reichsten Mannes, ohne ihre Sorgen und Belästigungen. Sie schafft ihm ein, ihm genügendes Surrogat des häuslichen Heerdes ohne dessen tägliche kleine Leiden. Hier kann er mit bescheidenen Mitteln sehr einfach leben, ohne daß es seinem Ansehen irgend welchen Eintrag thut. Er hat nicht einmal

die Pflicht sich über ein mißrathenes Gericht und einen nachlässigen Bedienten oder über irgend einen anderen häuslichen Mißstand zu ärgern und in unangenehme Erörternngen einzulassen. Ja! er hat nicht einmal das Recht, persönlich einzugreifen. Niemals hört man im Club ein lautes hastiges Wort des Vorwurfs gegen die Dienerschaft. Mr. L. schreibt darüber einfach an das Comité und alles kommt in Ordnung.

In den großen Clubs ist das Leben des wirklicheu Clubmanns unglaublich billig denn er lebt hier auf Kosten der mehreren Hunderte von Mitgliedern die, gleich ihm, zahlen aber nur täglich für eine Stunde, oder gar nur wöchentlich zweimal erscheinen. Und in dem großen Club kann er auch am besten durch Isolirung der gemeinschädlichen Klasse von Mitmenschen ausweichen die überall in der Welt vorhanden sein müssen, damit diese nicht zu rasch vorwärts gehe, und die in jedem kleineren Kreise stets so fürchterlich unausweichlich sind: derjenigen Klasse, für welche wir keine schlagendere Bezeichnung haben als: „ein langweiliger Gesell", und die der Engländer mit unübertrefflicher Präzision des Ausdrucks: „Bores" (Bohrer) nennt.

So ist der Club das einzige richtige Schneckenhaus für den hochmüthigen, exklusiven, ökonomischen aber wohllebigen, unbehausten aber häuslichen Engländer.

Noch wohlthätiger wirkt dieses Heim der Heimatlosen für den Mann der in London bleiben muß zu der Zeit wo es schicklich ist, abwesend zu sein — im Herbste. Denn nicht jeder hat ein Landhaus, oder eine „Shooting box", oder ist in einen solchen bevorzugten Zufluchtsort eingeladen. Mr. L. hat es nach vielen verfehlten Versuchen als Thorheit erkannt, sich in den vollen theueren schlechten Badehotels umherzutreiben. Er bleibt in „seinem" Hause und erfrischt sich höchstens an einem schönen Septembertage in Richmond oder Greenwich. Jetzt gehört sein Clubpalast ihm wirklich allein. Er braucht nicht nach den Zeitungen zu jagen, er braucht nicht auf sein

Cotelette zu warten, sein Dinner wird ihm nicht durch die schlechte heiße Luft des Speisesaals während der Hundstage verdorben. Die Cabmen sind höflich, die Theater leer. Morgens in Hydepark fühlt Mr. L. sich ganz wie auf dem Lande, und dabei ist doch Piccadilly nur 10 Minuten entfernt. Nach dem Lunch hat er seinen Lehnstuhl breit im vereinsamten Clubfenster stehen und Abends am Camin belästigt ihn kein Schwätzer durch eine zudringliche Bemerkung über das Wetter.

Die Londoner Clubs sind ohne Zweifel der Himmel auf Erden. Indessen sie haben auch ihre Gegner —; die englischen Ladies halten sie durchaus nicht für eine paradisische Institution und die englischen Mütter heiratsfähiger Töchter verwünschen sie — laut und heimlich — in eine, dem Himmel ziemlich diametral entgegengesetzte — Richtung.



Eton College.

Mich verknüpfen nur sehr wenige freundliche Erinnerungen mit meinem Schulleben. Jene Jahre erschienen mir später stets als eine freudlose Zeit, verödet durch den übermäßigen einseitigen Druck des aufzusaugenden philologischen Examenswissens, sowie durch eine zweckwidrige disziplinarische Einengung, welcher selbst der erwachsene Schüler bis zum letzten Tage, auch auf den bescheidensten Feldern jugendlicher freier Selbstbestimmung, sich unterworfen fand. Noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, ist es mir so als hätte ich damals nur für die Sorge um eine möglichst hohe Nummer in der Abgangsprüfung gelebt, deren Superlativ ein vernünftiger alter Arzt: „Nr. I. mit Blutspeien“ nannte. Selbst im reifen Mannesalter beschäftigten sich meine ängstlichen Träume noch vielfach mit dem Schreckbilde einer Wiederholung jener peinlichen Kelterung des unreifen Mostes, die man Maturitätsexamen nennt. So ziemlich der einzige Lichtblick meiner Schülerzeit, dessen ich mich jetzt noch entsinnen kann, war die Vorfreude der Ferien.

Das eigentliche Leben begann mir erst auf der Universität. Wie ein entlassener Sträfling stand ich mit plötzlichem, völlig unvorbereiteten Sprunge in einer beinahe fessellosen Freiheit. Dort, im Schatten des alten heidelberger Schlosses, fühlte ich mich dann aber vor allem berechtigt, den todten Ballast all der unverdaueten Examensweisheit schleunigst über Bord zu werfen und längere Zeit hindurch gab der genudelte überfüllte Magen gänzliche Appetitlosigkeit nach weiterer wissenschaftlicher Nahrung energisch kund. Das neue, völlig ungebundene Leben auf der Hochschule gewährte dem jungen Studenten von der ersten Stunde an eine durchaus ungeregelte Selbständigkeit, für welche jedenfalls die Schule dem bis zur letzten Stunde ängstlich gegängelten Knaben den nothwendigen Halt nicht gegeben hatte.

So geschah es denn auch leider! nur zu häufig, daß durch den ungewohnten zügellosen Gebrauch der sogenannten „akademischen Freiheit" gar mancher flotte Bursch zu Falle kam, der bei verständiger Vorschulung, und bei ausreichender Führung auf der Universität selbst, im späteren Leben gute und selbst edle Früchte hätte zeitigen können.

Ich weiß nicht: wie weit diese meine Anschauung, natürlich nur außerhalb der fachmännischen Kreise, allgemeiner getheilt wird. Jedenfalls halte ich den gewagten Sprung in's Unbekannte, zu welchem die unvermittelte Kluft zwischen unseren Schulen und Hochschulen den jungen Studenten zwingt, dem die Schule so wenig Gelegenheit bot, Karakter und Grundsätze zu befestigen, und dem die akademische Freiheit so gar keine Gelegenheit zu periodischer Selbstprüfung bietet, für eine der gefährlichsten Lücken in unserem Erziehungs- oder richtiger: Unterrichtssistem. Denn grade die Erziehung für das öffentliche Leben ist es, die ich bei uns Deutschen im höheren männlichen Unterrichte noch immer schmerzlich vermisse, während die Lernmasse und namentlich die tägliche Lernzeit gegen die Ansprüche vor 30 Jahren noch ganz erheblich schwerer und

gedehnter ausgestaltet sind. Und noch immer warten wir Eltern und Freunde unsrer jetzigen Jugend auf den Messias, der sie von dieser rabies philologorum erlösen und zu einer gesunden gleichmäßigen Entwickelung des gesammten Menschen hinausführen möge!

Um so mehr hat es mich oft erfreut, bei Engländern, selbst im höheren Lebensalter, die lebhafte herzliche Anhänglichkeit wahrzunehmen, die sie an ihre ehemaligen großen Schulen: Eton, Harrow, Winchester, Westminster oder Rugby, wie an ein geliebtes Vaterhaus knüpften, welches uns in der Erinnerung stets als eine reiche Quelle ungetrübter Jugendfreuden leuchtet und zu dem wir, auch nach langen Jahren der Entfremdung, immer wieder gern auf einige frohe Stunden zurückkehren.

Durch diese enge Verbindung der erwachsenen Generation mit ihrer Knabenzeit haben auch die jährlichen Schulfeste jener großen Erziehungsanstalten eine allgemeine, fast nationale Bedeutung angenommen. Namentlich ist „der Vierte Juni" ein Tag auf welchen alle alten Etonians mit aufrichtigem Antheile hinblicken und für welchen sie den jetzigen Knaben, deren Eltern und ihren eigenen alten Kameraden, die den Vorzug genießen diesen Tag in dem kleinen weltberühmten Städtchen zubringen zu können, von Herzen das allerbeste Wetter wünschen.

Ich erkannte daher die gastfreundliche Einladung, die mir für diesen Tag das Haus eines der „Masters" öffnete, mit besonderem Danke an und folgte ihr in heiterer Erwartung dessen was dieses absonderliche Stück englischen Lebens mir zeigen würde.

Ich zweifelte nicht, daß ich mich dort in gewählter Gesellschaft bewegen würde denn, wie mich der „Parliamentary Companion" belehrt hatte, sind eine Reihe der bedeutendsten Mitglieder des Oberhauses und der Commoners in Eton erzogen,

nicht zum wenigsten Mr. Gladstone selbst. Allerdings ist „der Vierte Juni" keine ursprüngliche Institution des uralten College. Er entstand — als „Königsgeburtstag" — erst unter der Regierung Georgs III., wurde dann beibehalten und trat an die Stelle des ursprünglichen großen alten Schulfestes, des „Montem — day" als dieser im Jahre 1844 der Great Western Bahn weichen mußte.

Schon der Kalendertag des Festes also bezeugt die innige Verbindung, die zwischen der ersten gelehrten Schule Englands und ihren erhabenen Nachbaren am anderen Ufer der Themse, den Bewohnern der mächtigen Königsburg Windsor Castle seit 440 Jahren bestand und noch besteht.

Eton College ist gegründet im Jahre 1440 durch den König Heinrich VI. Er war der letzte Herrscher aus dem Hause Lancaster. Im Alter von 9 Monaten bestieg er den Thron. Seines Vaters Brüder regierten für ihn in England und Frankreich. Als er neun Jahr alt war berief ihn sein Oheim, der Herzog von Bedford, nach Paris und ließ ihn in Notre Dame krönen um den vor der Jungfrau von Orleans flüchtenden englischen Heeren durch die persönliche Anwesenheit des jungen Königs einen moralischen Halt zu geben. Dennoch ging fast ganz Frankreich den Engländern verloren. Niemals wurde ihm, dem Schuldlosen, von der Nation diese Niederlage völlig verziehen und der Erfolg seiner meuterischen Vettern aus dem Hause York — der weißen Rose — in der öffentlichen Meinung knüpfte sich wesentlich an jene verlorenen Provinzen. In dem langen wilden Bürgerkriege verlor Heinrich zweimal den Thron und (1471) zuletzt im Tower, funfzig Jahre alt und nach funfzigjähriger Regierung, auf blutige geheimnißvolle Weise das Leben.

Sein tragisches Dulden und Sterben folgte gewissermaßen mit Nothwendigkeit aus dem unlöslichen Widerspruche, in welchem seine Persönlichkeit zu seinem Zeitalter stand.

Er war eine weiche und feine Natur, ein echter Christ und ein reiner Karakter. Aber es fehlte ihm das Eisen im Blute. Ein alter Schriftsteller sagt von ihm bezeichnend: „sein Kopf paßte besser für eine Kutte als für eine Krone". Seine persönlichen Neigungen und Bestrebungen gingen auf Hebung des tiefen Standpunktes hinaus zu dem Englands Religion, Sitte und Kultur in jener rohen Epoche herabgesunken war. Unter der Leitung seines Großonkels, des Kardinals Beaufort, hatte er seine Kindheit und Jugend dem Lernen gewidmet. Mit 19 Jahren war er ein durchgebildeter Gelehrter in dem Wissen seines Zeitalters, welches im Wesentlichen die beiden alten Sprachen umfaßte. Er war augenscheinlich mehr zum rezeptiven Lernen als zum selbstständigen Denken angelegt. Dem entsprechend fühlte er es als seinen königlichen Beruf, den darnieder liegenden klassischen Studien ein neues sicheres Haus zu gründen und dadurch zugleich seine und seiner Gemahlin innige Verehrung der heiligen Jungfrau vor der Welt zu bezeugen. Unterdessen gingen Englands Provinzen in Frankreich verloren und das Königreich selbst wurde durch Aufstände und Bürgerkriege zerfleischt.

Von seiner Residenz auf der Höhe von Windsor-Castle hatte er manches Jahr hinübergeblickt auf die gegenüberliegende reiche, von den Windungen der Themse durchzogene Ebene. Die heiligen Klänge, die aus der kleinen Pfarrkirche des Dörfchens Eton zu ihm empordrangen, erweckten in der frommen jungen Seele den Entschluß: dort, unter dem Schutze der Königsburg, eines seiner Colleges zu errichten, dem er alsdann seine besondere persönliche Fürsorge zu widmen hoffte. Sobald Heinrich selbstständig geworden war ging er ans Werk, denn als er den ersten königlichen Freibrief vollzog (1440), der sich auf die neue Schule bezieht, war er erst neunzehn Jahre alt.

Damals hatte ein ausgezeichneter Mann, William von Wykeham Erzbischof von Canterbury, bereits die Einsicht ge-

wonnen gehabt, daß die klassischen Studien in den Colleges der beiden großen Universitäten nur unvollkommene Früchte tragen könnten wenn nicht den Studenten bereits als Knaben eine tüchtige Vorbildung gegeben werde. Er stiftete daher, zugleich mit seinem „New College" in Oxford, eine gelehrte Schule, eine „Grammar School," in Winchester, die dem Universitätscollege stets einen guten Nachwuchs sichern sollte. Nach diesem Beispiele verband Heinrich VI. Eton mit seiner zweiten Stiftung, dem Kingscollege in Cambridge. Es ist kennzeichnend für den Konservatismus aller englischen Reformen, daß die uralten Verknüpfungen dieser je zwei Anstalten noch heute völlig lebendig sind.

Die Lehrkraft der Klöster, die so viele Jahrhunderte hindurch die Zufluchtsstätten klassischer Bildung gewesen waren, erwies sich zu damaliger Zeit als erschöpft. Die Ordensgeistlichen wurden von der Mitwirkung an allen neuen gelehrten Stiftungen dieser Zeit grundsätzlich ausgeschlossen; die philologisch gebildeten Weltpriester traten an ihre Stelle. Man wollte Männer für die Welt, für Kirche und Staat erziehen — keine gelehrten Mönche. —

Das neue „King's College of our Lady of Eton beside Wyndesore" erhielt folgende Mitglieder: 1 Provost, 10 Fellows, 10 Kapläne, 16 Chorsänger, 1 Schoolmaster, 1 Usher (Unterlehrer) und 70 „arme, bedürftige Scholaren." Nebenbei sollten wohlhabende junge Leute von guter Familie, die für ihre Unterkunft in der Stadt selbst sorgten, soweit Platz im College, dort zum Unterrichte und Mittagstische zugelassen werden. Die Dotation an Grundbesitz fand sich in den englischen Besitzungen der jetzt „ausländisch" gewordenen Prioreien in der Normandie. Diese Gotteshäuser des alten Heimathlandes der englischen Könige waren von ihnen nach der Eroberung an dem angelsächsischen Raube reichlich betheiligt worden. Jetzt aber lagen, nach Abtretung des Herzogthums an Frankreich, die

Mutterhäuser im Auslande. König wie Parlament hatten es daher für staatsgefährlich erklärt, in diesen englischen Töchterhäusern den Gottesdienst noch länger durch Franzosen versehen zu lassen.

Nach hartem Kampfe bestätigte das Konzil zu Basel diese nationale Maßregel, den Vorläufer der großen Einziehungen geistlichen Gutes unter Heinrich VIII.

Zugleich erwirkte Heinrich VI. eine päpstliche Bulle, die allen Bußfertigen, welche die Kirche Unserer lieben Frau zu Eton an Mariä Himmelfahrt besuchten, dieselben Indulgenzen gewährte die durch die Wallfahrt zu St. Peter ad Vincula in Rom erworben werden konnten. Außerdem konnte der Provost alle Gelübde, die auf irgend eine andere heilige Stätte in der Christenheit gerichtet waren auf Eton übertragen, mit alleiniger Ausnahme von Rom und St. Jago de Compostella.

Leider ergaben sich jedoch alle diese weitgehenden päpstlichen Gunstbeweise nicht als vortheilhaft für die junge Wallfahrtstätte, denn die frommen Besucher mußten vom College gastlich verpflegt werden und ihre „Opfer" waren so bescheiden, daß dieser Theil der Rechnungen jährlich mit einem „Soll" abschloß.

Die Statuten König Heinrichs enthalten eine Menge von Bestimmungen, deren Mittheilung für die Kulturgeschichte von großem Interesse wäre — um so mehr als diese Statuten bis zum Jahre 1872, nicht nur in ziemlich unveränderter formeller Gültigkeit blieben sondern auch *thatsächlich* beobachtet wurden.

Ich will mich jedoch hier auf *einen* Punkt beschränken, auf einen Theil der *Tafelordnung*.

In der großen „Hall" bestand eine Rangordnung von drei Tafeln. An der dritten aßen die Scholaren, die Chorsänger und die Commensalen, diejenigen jungen Leute, welche auf ihre eignen Kosten das College besuchten.

Während des Essens hatte einer der Scholaren aus der Bibel und anderen geistlichen Schriften vorzulesen. Das tägliche Dankgebet „Grace" schloß ein „Requiem" für die Seelen Heinrichs V. und VI. sowie ihrer Gemahlinnen ein.

„Nachdem der Liebesbecher „the Love-Cup" umgegangen ist soll jeder die Hall verlassen ohne dort noch müßig umherzustehen, denn die Menschen sind streitsüchtiger mit vollem als mit leerem Magen. Bei größeren Festen, oder wenn in Winterszeit ein Feuer in der Hall gestattet ist, „zur Verehrung Gottes und seiner Mutter oder irgend eines anderen Heiligen" soll es den Scholaren und Fellows gestattet sein, sich nach dem Mittags- und Abendbrote eine vernünftige Zeit lang in der Hall mit Gesängen oder anderen passenden Unterhaltungen zu ergötzen und über Gedichte, Chroniken und die Wunder der Welt zu diskuriren."

Der Bau der Kirche lag dem frommen Könige ganz besonders am Herzen. Es sind noch mehrere Entwürfe aufbewahrt, die nicht nur seine Signatur tragen sondern auch von seiner Hand im Sinne der Vergrößerung und Verschönerung des Gebäudes verändert wurden.

Nachdem im Jahre 1446 das College vollständig eingerichtet und ausgestattet war ließ der Stifter alle verliehenen Besitzthümer, Privilegien und Immunitäten durch eine besondere Parlamentsakte bestätigen. Dieselbe ist ein Prachtstück an Ausstattung in den Ornamenten und farbigen Initialen. Das noch sehr wohl erhaltene Kunstwerk zeigt im ersten Buchstaben des königlichen Namens den knieenden Stifter, der die Stiftungsurkunde vor einem Altare emporhält. Hinter ihm, außerhalb des Buchstabens, erscheinen ebenfalls knieend, die drei Stände des Reiches. Die Gemeinen, der Speaker voran, sagen auf dem Spruchbande: „Prient les Communes"; über ihnen die geistlichen Lords, gefolgt von den weltlichen, fahren fort: „Et nous le prions ausi."

Alsdann erhielt die neue Schöpfung auch ein stattliches Wappen: im schwarzen Felde, dem Symbol der Dauer, drei weiße Lilien, auf die reinen wohlriechenden Blumen der Wissenschaft deutend, die hier entsprießen sollten. Dazu wollte der König etwas von „königlichem Adel" fügen uud setzte in den oberen Theil des Schildes die französische Lilie neben den englischen Leoparden.

In den Schicksalen von Eton wie sie sich von da an entwickelten, spiegelt sich der Gang der englischen Geschichte deutlich wieder. Bei dem Hause York stand die Schöpfung des Lancaster nicht in besonderer Gnade und hatte viel unter der Eifersucht des benachbarten Kapitels in Windsor Castle zu leiden. Einmal hatte dieses bereits die Ueberführung des Kirchenschatzes durchgesetzt.

Heinrich VIII. zwang das College, ihm 150 Acres Land in derjenigen Gegend von London, welche jetzt Piccadilly durchschneidet, zu vertauschen. Bezöge Eton noch die jetzige Grundrente dieses Besitzes so wäre es unermeßlich reich.

Während der ikonoklastischen Regierung Edward VI. wurde die Kirche von allen Zeichen des „alten Aberglaubens" gesäubert und dadurch ihres werthvollsten Schmuckes beraubt. Die heiligen Gefäße, mit Ausnahme eines einzigen Kelches, wurden zu Tafelsilber umgeschmolzen.

Unter Mary Tudor wurde der alte Glaube auch hier äußerlich hergestellt. Der Weihwasserkessel wurde wieder ausgehängt und man verjagte die verheiratheten Fellows.

Unter Elisabeths protestantischem Szepter trat selbstverständlich ein neuer Umschwung ein. Die Kirche des College war am Ende des funfzehnten Jahrhunderts mit Fresken verziert worden, die unbedingt zu den schönsten gehören, welche England je aufzuweisen hatte: figurenreiche Legendenbilder und einzelne Heilige; wahrscheinlich aus der niederländischen Schule. Diese Steine des Anstoßes und Aergernisses verschwanden; sie

wurden mit einer weißen Kalktünche überzogen. Der Barbier des College leistete der neuen Orthodoxie diesen Dienst gegen eine Vergütung von 6 s. 8 d. So wurde dieser Kunstschatz in unsere Zeit herübergerettet und erst dem Fanatismus des neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, diese „Ueberreste alten Aberglaubens" zum größten Theile mit Meißel und Kratzeisen zu zerstören. Die wenigen noch übrig gebliebenen sind jetzt hinter den hohen hölzernen Rückwänden der geschnitzten Kirchenstühle versteckt.

Die jungfräuliche Königin fühlte bekanntlich keine lebhafte kategorische Sympathie mit dem Institute der Ehe. Sie wählte daher im Anfange ihrer Regierung den neuen Provost, dem sein römisch gesinnter Vorgänger hatte weichen müssen, in wesentlicher Berücksichtigung des Umstandes, daß er unverheiratet war. Dieser jedoch, als er sich in seinem neuen warmen Neste sicher installirt sah, gedachte des Wortes: „es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei" und führte alsbald die Tochter eines Bischofs heim, zur gerechtesten Empörung seiner getäuschten Herrin.

Auch die alten Fastenmandate hielt Elisabeth aufrecht, jedoch mehr aus der volkswirthschaftlichen Rücksicht: das Fischergewerbe nicht leiden zu lassen. Erst im Jahre 1577 erwirkte sich Eton hievon einen Dispens — gegen sehr beträchtliche Sporteln.

Wie aber haben wir uns das Leben und Treiben innerhalb der großen königlichen Erziehungsanstalt zu jenen Zeiten vorzustellen? Diese Seite der Geschichte von Eton ist ohne Zweifel von weit lebendigerem Interesse als seine äußeren Schicksale. Und hierüber sind wir durch einen besonderen Glücksfall gerade für das sechzehnte Jahrhundert, also die Zeit der Religionsreform, ziemlich genau unterrichtet. In einer Bibliothek zu Cambridge hat sich ein altes Manuscript gefunden, welches sich das „Consuetudinarium" nennt. Es ist ein genauer Bericht über Eton, augenscheinlich abgefaßt für die königliche

Kommission durch welche Elisabeth im Jahre 1561 eine Visitation des College vornehmen ließ. Das Aktenstück zerfällt in zwei Theile. Der erste enthält eine Schilderung aller besonderen Gewohnheiten und herkömmlich wiederkehrenden Ereignisse in den verschiedenen Zeiten des Jahres; der zweite schildert das tägliche Schulleben. Zu jener Zeit zerfiel die Schule in 7 Klassen (forms = Bänke), von denen Klasse 1 bis 3 die „Unterschule“ bildeten. Klasse 4 stand zwischen dieser und der „Oberschule“. Letztere unterrichtete der Headmaster, die jüngeren Klassen der Usher. Hülfslehrer gab es damals nicht; die Disziplin wurde durch die 18 ältesten Knaben gehandhabt, deren Titel: „Praepostors“ bis heute erhalten ist. Daneben erscheint noch in jeder Klasse ein Custos oder Dunce (Dummkopf). Vielleicht bedeutet „Custos“: den zuletzt und unten an stehenden; in ähnlichem Sinne wie man früher das letzte, allein stehende Wort auf einer Seite: „Custos“ nannte. Es war ein Ehrentitel für diejenigen Knaben, die während des Unterrichts englisch sprachen und Fehler gegen die lateinische Grammatik machten. Die also ausgezeichneten Schüler hatten immer zuerst aufzusagen.

Sämmtliche 70 Scholaren lagen in einem gemeinsamen Schlafsaal, dem Long Chamber, der zugleich als Wohnraum diente. Um 5 Uhr riefen die Präpostors: „Surgite“! Während des Ankleidens sang man lateinische Gebete. Dann erst zogen die Schüler zum Waschen hinab an die „Kinderpumpe“. Um 6 Uhr begann der Unterricht im Schulraum. Der Usher sprach das Gebet. Während er alsdann die jüngeren Knaben unterrichtete, verfertigte einer der Praepostors eine Liste der Verspäteten. Ein anderer, der Präpositor Immundanorum, hatte alle Gesichter und Hände nachzusehen. Die Unsauberen wurden um 7 Uhr dem Head Master gemeldet. Bis 9 Uhr war Unterricht, dann erst Frühstück. Um 10 Uhr erscholl der Ruf: „Ad preces consurgite, kommt Alle herauf zum Gebete!“

Um 11 Uhr war Mittagstunde. Von 12 bis 3 Uhr wiederum Unterricht. Von 3 bis 4 Freistunde, von 4 bis 5 Unterricht, um 5 Uhr Abendessen.

Damit war das Tagewerk der Lehrer gethan. Die Arbeit von 6 bis 8 vollzog sich unter der Aufsicht von „Monitors", welche aus den Schülern der obersten Klasse gewählt wurden. Es gab noch einmal Bier und Brod. Um 8 Uhr gingen die Knaben Gebete singend zu Bette.

So verliefen die vier ersten Tage der Woche. Freitag war ein unfreundlicher Tag. Erstens: Fasttag — und zweitens: alle Verfehlungen aus der ganzen Woche wurden an diesem Tage liquidirt und bestraft. Am Sonnabend war Examen über das in der verflossenen Woche Erlernte. Latein war fast ausschließlicher Gegenstand des Unterrichtes. Nur in den zwei höchsten Klassen wurde griechische Grammatik gelehrt.

Das Jahr begann mit den Weihnachtsferien jedoch durften die Knaben in dieser Zeit nicht nach Hause reisen. Sie verwandten ihre Muße auf mancherlei Weise. Unter anderen zu Neujahrswünschen für die Lehrer und Mitschüler in wohlgesetzten lateinischen Versen. Der „Captain", der Primus Omnium, verzeichnete die wichtigsten Ereignisse des verflossenen Jahres in den „Kalender". Dieser Bericht wurde erst neuerdings abgeschafft.

In der Grammar School zu Westminster wird noch heute diese jährliche Chronik in lateinischen Versen niedergeschrieben und erscheint dann in den Zeitungen.

Im Januar wurde das große alte Schulfest von Eton abgehalten: die Processio ad Montem. Da diese seltsame Feier sich bis in das Jahr 1844 erhalten hat so wollen wir ihre Bekanntschaft verschieben bis wir in das moderne Eton eintreten.

Am Fastnachtsmontag mußten die Schüler lateinische Verse verfassen in denen der Vater Bacchus gelobt oder verdammt

wurde. Noch bis in dieses Jahrhundert hießen alle versifizirten Kompositionen aus der Fastenzeit: „Bacchus“ obgleich die Aufgaben längst geändert waren.

Am Fastnachtsdinstage wurde in grausamer Weise ein unglücklicher Hahn geschlagen und zu Tode gemartert, als Strafe der Mitwirkung seines Ahnherrn beim Verrathe Petri.

Die Fasten begannen mit Beichte, Absolution und viertägigen Bußübungen, denn „Beichte ist eine heilsame Medizin für den Sünder“, sagt das Konsuetudinarium.

Zu Ostern wurden die würdigsten der Knaben für die Zulassung zum heiligen Abendmahle ausgewählt. Sie erhielten dann ein Festessen und durften einen Spaziergang machen „gegen das Versprechen, nicht in die Weinläden oder Biertavernen zu gehen“.

Im Mai zogen die Knaben aus um Büsche zu holen mit denen sie ihren Schlafsaal ausschmückten. Die schöne Jahreszeit wurde dabei gebürend in lateinischen Versen gefeiert.

Von dieser Zeit an durften die Knaben im Schulsaale einen Nachmittagsschlaf halten aus dem sie um 3 Uhr geweckt wurden wegen des alsdann stattfindenden „Bever“. Der Name soll mit bibere zusammenhangen weil alsdann die Zeit für einen Trunk gekommen war.

Von Himmelfahrt an gab es drei Wochen Ferien bis zu Frohnleichnam. Wer nicht pünktlich wieder eintraf den erwartete ein „Flogging“, die noch heute bestehende körperliche Züchtigung mittelst der Birkenruthe.

Alle größeren Heiligenfeste, Marientage und Königs-Geburtstage, wurden durch Freistunden und die Erlaubniß: morgens länger zu schlafen, gefeiert.

Im September durften diejenigen Knaben die den „äpfeltragenden Herbst“ in lateinischen Versen gefeiert hatten in den Wald gehen und Nüsse suchen. Jedenfalls kamen bei diesem Lobgedichte den armen Jungen die antithetischen Verwünschungen

der bevorstehenden dunklen kalten Winterzeit in ihren schlecht erhellten und ungeheizten Räumen von Herzen.

Während der Weihnachtsferien unterhielt sich die Jugend mit Aufführung lateinischer Bühnenspiele, mit Schmieden von Epigrammen und anderen kunstvollen Versen.

Neben den Scholaren studirten in Eton noch die „Kommensalen“. Sie wohnten in Privathäusern, bei sogenannten „Dames“ von denen jedoch viele auch männlichen Geschlechtes waren. Vermuthlich würde dieses Pensions-Geschäft ursprünglich ausschließlich von ehrsamen Matronen betrieben. Ihren Tisch hatten sie im College: an der zweiten Tafel mit den Kaplänen und dem Usher als höher zahlende „Gentlemen Commoners,“ oder an der dritten mit den übrigen Schülern als „Commoners,“ wenn sie nur den geringsten Satz des Tischgeldes bestreiten konnten. Nachdem die Klöster durch die Reformation beseitigt waren stieg die Zahl dieser „Oppidans“ sehr erheblich.

Zufällig sind noch Korrespondenzen der „Bursars“, Schatzmeister des College, mit Eltern von Zöglingen erhalten worin die Kosten für deren Unterhaltung eingezogen werden. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kostete die Verpflegung an der dritten Tafel wöchentlich 1 Shilling. Daneben vierteljährig für Kleidung, Unterricht, Wäsche, Lichter und Papier: 11 s 7 d.

Ein genauerer Bericht liegt aus dem Jahre 1560, über die beiden Söhne der berühmten Gräfin Shrewsbury, Henry und William Cavendish vor, letzterer der Stammvater des jetzigen Herzogs von Devonshire, seines ausgezeichneten Sohnes, des Ministers Marquis of Hartington und des unglücklichen, in Dublin ermordeten Lord Frederick Cavendish.

Am 21. Oktober, als beide junge Herren noch im Wirthshaus wohnten gaben sie den Söhnen von Sir Frances Knolles ein Mittagessen, bestehend in Suppe, gekochtem und gebratenem Hammelfleisch, Hühnern, Brod und Bier.

Am dritten Tage ihrer Anwesenheit zogen sie zu einem

„Dame“, Richard Hylles. Sie hatten dort wöchentlich 13 s. 4 d. (13 Mark 33 Pf.) zu zahlen, ohne Heizung. Einige Tage darauf gaben sie ihren Kommilitonen das herkömmliche Frühstück. Weder kann die Verpflegung besonders üppig noch die Zahl der Gäste groß gewesen sein denn in der Rechnung finden sich nur 50 Pfennige angesetzt. Für Mittags- und Abendtisch im College bezahlten beide Brüder 24 s. monatlich. An Büchern kauften sie: Ciceros Atticus und De Officiis, Lucians Gespräche, Aesops Fabeln und eine lateinische Grammatik. Die meisten Posten der Rechnung beziehen sich auf Anzug und Lichter. Damals trugen die Oppidans ebenfalls den schwarzen Talar (Gown) durch welchen sich jetzt die King's Scholars auszeichnen.

Außerordentlich stark war der Verbrauch der beiden jungen Cavendish an Schuhwerk. Zu jedem großen Feste, als Ostern, Pfingsten, erscheint ein neues Paar Stiefel; im Laufe eines einzigen Jahres kaufte jeder von ihnen 7 Paar und die des jüngeren Bruders wurden fast unaufhörlich ausgebessert. In jedem Vierteljahre ist ein Posten von 50 Pfennigen angesetzt für: Feder, Dinte, Besen und B i r k e n r e i s e r. Einstmals gaben sie gleich den anderen Schülern 3 Pence um eine Bärenhatz und ein Kameel im Hofe des College zu sehen.

Auch unter den Stuarts, der Commonwealth und dem Hause Hannover hatte Eton sich ziemlich unausgesetzt des Schutzes und der Förderung von allen Herrschern des Inselreiches zu erfreuen, denn alle wußten und erwarteten, daß ihnen hier aus der englischen Aristokratie Männer von kräftig entwickelten Individualitäten erzogen würden, geeignet die festesten Stützen des Thrones, der Kirche und des Landes zu bilden, in dem Maße wie die Zeiten ihrer bedurften und die politischen Neigungen der Regenten sie erzogen zu sehen wünschten.

In England hat sich, wie so viele wichtige Seiten des Staatslebens so auch das höhere Schulwesen ohne jede Mit-

wirkung und Leitung von Seiten der Regierung ausgebildet. Vermöge der, allen Engländern innewohnenden Abneigung gegen jedes Centralisiren war es namentlich auch den alten gelehrten Gymnasien des Reiches gelungen, sich eine Selbstständigkeit zu wahren, die im Laufe der Zeit fast zu vollständiger Isolirung ausgeartet war. Eine Ueberwachung oder gar Verwaltung von Seiten des Staates fand nicht statt. Der König ernannte den Provost, die Regierung oder ein Kuratorium von „Trustees“ den „Head-Master“. Diesem Hauptlehrer war eine wahrhaft diktatorische Gewalt eingeräumt. Er regelte die Disziplin, den Lehrplan, er wählte und beseitigte die übrigen Lehrer.

Es ist wohl nicht ohne Interesse wenn wir versuchen uns, zur Illustrirung dieser höchst eigenthümlichen Entwicklung, den Zustand der Dinge in Eton etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — also etwa 200 Jahre nach der Schilderung, die wir dem Consuetudinarium verdanken — kurz vor Augen zu stellen. Was wir dabei sehen werden, blieb alsdann ein volles weiteres Jahrhundert unverändert bestehen und wurde erst durch die fortschreitenden Reformen der jüngsten Jahrzehnte verändert.

Auch für den Zustand des Jahres 1750 liegt wiederum ein sehr merkwürdiges Dokument vor, welches zudem niemals durch den Druck veröffentlicht ist.

Eine weit mildere Form der Disziplin herrschte damals als 200 Jahre zuvor. Diejenigen Knaben, die in den städtischen Pensionen lebten, waren weit selbstständiger geworden. Sie aßen und arbeiteten nicht mehr im College sondern bei und mit ihren Hauswirthen. Diese waren jetzt zum größten Theile Masters — Lehrer — und die verantwortlichen Tutors ihrer Pensionäre.

Es bestanden nur 6 Klassen. Die sechste bildete eine mit der fünften noch halb verbundene Selekta.

Es wurde weit später aufgestanden und schlafen gegangen; der Dienstag war ein völlig stundenfreier Tag; am Donnerstag und Sonnabend war der Nachmittag frei. An den strengen Schultagen gab es nur 4 Unterrichtsstunden, die um 8 Uhr Morgens begannen.

An den freien und Feiertagen wurde nur Morgens um 9 Uhr im Schulhofe ein Appel gehalten, der den eigenthümlichen Namen „Absence" führte, weil dort die Abwesenheit notirt und später bestraft wurde. So befanden sich also die Gegenwärtigen in der „Absence", die Abwesenden dagegen waren nicht in „Absentia". Der halbe freie Tag am Donnerstag wurde vom Provost jedes Mal nur auf besondere Bitte eines Schülers der obersten Klasse bewilligt der sich dieser Gunst durch Ueberreichung einer wohlgelungenen freiwilligen, auf Papier mit Goldschnitt geschriebenen lateinischen Poesie würdig machen mußte.

Eine zahlreiche Reihe von Feiertagen ergaben die sogenannten „Red-letter days", die im Kalender roth gezeichneten Tage: die Erinnerungstage an die Gründer, an die Geburts- und Vermählungstage der königlichen Familie u. s. w.

Die Schüler im College aßen jetzt um 12 Uhr zu Mittag, um 6 Uhr zu Abend. Um 8 Uhr wurden alle für die Nacht in ihr großes Schlafzimmer eingeschlossen. Alsdann hörte jede Beaufsichtigung auf bis zum nächsten Morgen.

Unsere deutschen Ober- und Unterprimaner werden nicht ohne Neid die Belastung ihrer englischen Kameraden von 1750 mit Arbeitsstoff vernehmen. Die beiden kombinirten Klassen VI und V zählten etwa 120 Köpfe. Diese ansehnliche Schar wurde vom Headmaster und 4 Hülfslehrern versehen. Wöchentlich waren 17 Lehrstunden, davon 10 Stunden eigentlicher Unterricht, 7 Stunden Repitition. Lateinisch und Griechisch waren ausschließliche Lehrgegenstände; das letztere ging nicht über die Schwierigkeiten des Homer hinaus. Diesen übersetzte

Klasse V in's Englische, Klasse VI in's Lateinische. Auch deklamatorische Uebungen, sogenannte „Speeches“ wurden am Schlusse des Schuljahres angestellt. Nur in den Ferien und an den freien Tagen beschäftigte man sich mit Geographie und Algebra.

Wurde ein Knabe ehrenvoll versetzt so erhielt er von seinem „Dame“ ein Geldgeschenk, womit jedoch des Vaters Conto belastet wurde.

Die Präpostors oder Monitors aus der Selekta bildeten ein sehr wesentliches erziehendes Element in der Schule. Sie hatten über richtigen Schulbesuch und Eingang der schriftlichen Arbeiten zu wachen. Sollte ein Knabe körperlich gezüchtigt werden so übergab ein Präpostor dem Head Master die Ruthe, zum Zeichen des Einverständnisses der Schüler mit der erkannten Strafe. Zwei von ihnen mußten jeder Züchtigung beiwohnen. Ueberhaupt wachten sie in den unteren Klassen, selbst während des Unterrichts, über Ruhe und Ordnung. In und um Eton waren gewisse Straßen, Häuser und Punkte im Freien als „innerhalb der Grenzen“ erklärt. Auf das Betreten des „Auslandes“ stand körperliche Strafe, ebenso auf Fluchen, Trinken und Trägheit

Die Unterhaltungen mit energischer körperlicher Bewegung im Freien waren den Knaben reichlich zugemessen.

Ein für die damaligen Sitten bezeichnender Sport war das alljährliche „Ram-Hunting“. Der Fleischer des College hatte. einen Widder zu liefern, der dann von den Scholaren gejagt und erlegt wurde. Es existirte ein „Ram-Club“ unter den Knaben zu dem Beiträge gezahlt wurden, und keiner von ihnen trat die Ferien an ehe er nicht „das Vergnügen gehabt hatte den Widder sterben zu sehen, der alten Sitte gemäß“. Oft dehnte sich diese rohe Hetze weit aus. Einmal durchschwamm ein energisches Thier die Themse und rannte durch ganz Windsor, die Knaben in voller Jagd hinter ihm her. Diese starke Erhitzung der lieben Jugend erschien dem Provost

bedenklich für deren Gesundheit und von jener Zeit an wurden dem unglücklichen Thiere die Kniefleсhsen durchschnitten, so daß es in einem der Collegehöfe, ohne Schaden für die Gesundheit — der Jäger, gemüthlich zu Tode geprügelt werden konnte.

Durch diese Verfeinerung artete jedoch der Sport zu so grenzenloser Barbarei aus, daß er noch vor Ausgang des Jahrhunderts abgeschafft wurde.

Außerdem konnten die Schüler lange Jahre in nächster Nähe des College einen armen Sünder in Ketten am Galgen hangen sehen. Es gab Ponneyrennen, Miethpferde und die nahen Ascotraces. Fischefangen und Vogelstellen wurde mit Eifer betrieben. Billardspiel und Tennis (ein Ballspiel im Tennis Court, einem geschlossenen Raume) füllten die reichlichen Freistunden aus; im „Christopher" dem Gasthause des College gab es einen leichten Punsch. Hahnenkämpfe und Duelle von Bullenbeißern fehlten nicht. Versäumten die jungen Herren darüber jedoch die bestimmten Stunden der Heimkehr, so wurden sie durch den „Pursuivant of Runaways" oder einen seiner 4 Gehülfen mit Schanden eingebracht. Dieser Beamte des College hatte gleichen Rang mit dem Gärtner, dem Uhraufzieher und dem Ruthenbinder.

Ein gutes Bild von dem Aufwande den die Erziehung eines jungen Gentleman im Hause eines Tutor verursachte, giebt die halbjährige Abrechnung für William Pitt, den späteren berühmten Lord Chatham, aus dem Jahre 1719.

Die Pension betrug halbjährig . . .	12 £	10 s	— d
daneben für Privatunterricht des Tutor .	4 „	4 „	— „
der Headmaster erhielt Honorar . . .	2 „	2 „	— „
die Kurkosten von einer Verletzung durch einen Fall	4 „	5 „	— „
außerdem die Behandlung der Frostbeulen	— „	5 „	— „
die Heizung seines Zimmers	— „	10 „	— „
dessen Erleuchtung	— „	5 „	6 „

Die Totalsumme ist 29 £, was etwa einem jetzigen Geldwerthe von 1800 Mark für ein halbes Jahr entsprechen würde.

Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte es dem College an einem Thürhüter gefehlt. Dieser wichtige Sicherheitsbeamte wurde dann auf Grund folgenden Berichtes angestellt:

„die Scholaren ziehen Abends häufig Flaschen mit Wein in Körben zu ihren Fenstern empor (obgleich sie in ihre Zimmer eingeschlossen sind), was gar nicht zu verhindern ist so lange die Fenster in's Freie gehen. Auch hatten sich mehrere von ihnen Nachschlüssel zu den Zimmerthüren verschafft und brachen zu vier oder fünf um Mitternacht aus — wofür einige fortgeschickt wurden —. Das hätte nicht vorkommen können wenn an dem Hausthor ein Wächter wäre."

Die lange Reihe der Provosts von Eton weist viele bedeutende Männer auf, die dann von dort aus häufig zu den höchsten kirchlichen Würden emporstiegen. Aber auch Fehlgriffe in der Wahl für diese schwierige Stellung mangelten nicht. Namentlich hatte der Nachfolger eines ausgezeichneten und beliebten Provosts häufig einen schweren Stand um seine Autorität und die Disziplin der Schule aufrecht zu erhalten. Hie und da berichten die Annalen von Eton sogar über schwere Ausbrüche von Unbotmäßigkeit, ja selbst von offener Rebellion. Eine der heftigsten fand im Jahre 1768 statt unter dem Provost Foster. Sein Vorgänger, Barnard, war ein stattlicher schöner Mann gewesen, heiter, gesellig, witzig. Der Nachfolger war ein kleines dürftiges Männlein, hauptsächlich ausgezeichnet durch ein tief gelehrtes Werk über die griechischen Akzente! Dazu so kurzsichtig, daß er einst eine schwarze davonlaufende Sau für einen vor ihm auf allen Vieren flüchtenden Colleger in seinem Talar hielt und ihr mit donnernder Stimme befahl: stehen zu bleiben! Sein schlimmster Fehler jedoch scheint völliger Mangel an Takt in der Behandlung der jungen Leute gewesen

zu sein. Dadurch hauptsächlich brachte Mr. Foster die in den Annalen Etons berühmteste Rebellion zu Stande. Sie entsprang aus einer Differenz zwischen den Hülfslehrern und den Präpostors über die oben erwähnten sogenannten „Grenzen". Die Monitors unter den Präpostors hatten die Befugniß, jüngere Knaben, die sie im „Auslande" erwischten, zu bestrafen. Dieses dienstliche Recht schloß die Nothwendigkeit in sich, daß sie selbst die Grenzen überschreiten mußten.

Die Hülfslehrer fanden darin einen Vorwand für eigene Uebertretung und verlangten das Recht, auch die Schüler der Klasse VI., sobald sie jenseit der Grenzen betroffen wurden, sofort zur Strafe nach Hause zu schicken. Ihr Ansinnen stieß natürlich auf energischen Widerstand. Eines Sonnabends Nachmittags traf ein Hülfslehrer zu unerlaubter Stunde einen Selektaner in der Hauptstraße von Eton. Es wurde bei dieser Begegnung kein Wort gewechselt, aber nächsten Tags verklagte der Lehrer den Schüler beim Provost: „weil er soeben in der Kirche Lärm gemacht habe." Der Angeschuldigte ging zum Lehrer um die Sache als augenscheinlichen Irrthum aufzuklären. Der Master jedoch wollte nichts hören, packte den jungen Mann am Kragen und schleppte ihn vor Doktor Foster. In dem Augenblicke, als dieser die körperliche Züchtigung vollziehen wollte traten sämmtliche Präpostors in corpore ein und drohten ihr Amt niederzulegen wenn in dessen Befugnisse derartig gewaltthätig eingegriffen werden solle. Dieser kühne Schritt blieb jedoch ohne Wirkung. Die Entlassung wurde angenommen und der Angeschuldigte stark „gefloggt".

Am nächsten Tage verhandelten die nunmehrigen Expräpostors mit dem Headmaster über einen Ausgleich. Die Hülfslehrer sollten die Selektaner nach Hause schicken dürfen, aber nur wenn sie beim Billard, in Kneipen oder an anderen unpassenden Plätzen betroffen würden; alsdann wollten sie sich sogar der Ruthe willig unterwerfen. Doktor Foster lehnte

alles ab. Darauf verweigerte die Gegenpartei, sich bei der öffentlichen Deklamation zu betheiligen. Doktor Foster erklärte: „entweder deklamiren — oder: fort aus der Schule!" Jetzt fand ein Kriegsrath auf dem „Spielfelde" statt und 160 Knaben beschlossen einen sofortigen Auszug nach Maidenhead Bridge. Sie blieben dort eine Nacht, benahmen sich vollkommen ruhig und anständig und machten eine Zeche von 1100 Mark. Am nächsten Tage zogen sie wieder in ihr „Spielfeld" ein und waren bereit zu kapituliren, auf die Bedingung, daß die Strafe für alle die gleiche sein solle. Doktor Foster verlangte bedingungslose Uebergabe. Nun entstand allgemeine Panik, das Feldgeschrei lautete: „Sauve qui peut!" Drei der Rädelsführer machten ihren Frieden „zu ihrer ewigen Schande und auf Kosten ihrer eigenen Ehre". Viele folgten, andere flüchteten sich in die Heimath — wo sie natürlich von ihren unwilligen Eltern mit Vorwürfen empfangen wurden. William Grenville, der spätere Premier-Minister, wurde für einige Stunden nach Eton zurückgeschickt — nur um dort die Birkenruthe zu schmecken. Lord Harringtons Sohn hatte einen heiligen Eid geschworen, daß er sich nicht unterwerfen werde. Sein entrüsteter Vater sprach mit ihm nur durch die geschlossene Thür und forderte seine sofortige Rückkehr nach Eton.

„Sir", sagte der seinem Eide treue Jüngling, „bedenken Sie: ich werde ewig verdammt werden, wenn ich es thue."

„Und ich", antwortete der Vater, „will ewig verdammt sein, wenn Du es nicht thust!"

„Ja Mylord", erwiderte der respektvolle Sohn, „aber Sie sind in jedem Falle ewig verdammt: wenn, oder — wenn nicht!"

Die Söhne des alten Generals Marquis of Granby wurden zu Hause sehr freundlich aufgenommen und gefragt: ob sie Abends in's Theater gehen möchten?

„Mit vielem Vergnügen" nahmen sie es an.

„Jawohl", erklärte der alte Krieger, der selbst in Eton erzogen war und Disziplin zu schätzen wußte, „heute geht Ihr dorthin — zu Eurem Vergnügen und morgen kehrt Ihr zu Doktor Foster zurück und werdet gepeitscht — zu meinem!"

Treten wir jetzt in das Eton des neunzehnten Jahrhunderts ein, so war die Entwickelung der Schule in der Richtung der modernen Anforderungen während der ersten fünfzig Jahre nur eine sehr gemäßigte.

Die, bis dahin mehreren Klassen gemeinsamen großen Unterrichtssäle im College wurden allerdings getheilt. Der Head Master thronte nicht mehr auf dem höchsten Pulte im Saale der oberen Schule von wo aus er vier Unterlehrer beaufsichtigte, die dort gegen 200 große Knaben in mehreren Abtheilungen gleichzeitig unterrichteten. In das Mittagessen, welches seit der Gründung des College unwandelbar aus Hammelbraten bestanden hatte, wurde Abwechselung gebracht. Das bis dahin gänzlich fehlende Frühstück und Abendessen wurde jetzt eingeführt. Da auch keine besonderen Wohnräume vorhanden waren so hatte sich jeder Colleger seit undenklicher Zeit unter der Hand ein Zimmer in der Stadt gemiethet, wo er frühstückte und Tages über arbeitete. Diese, für unbemittelte Eltern kostspielige Einrichtung war selbstverständlich den Lehrern bekannt. Da sie aber nicht in den Statuten stand, wurde sie ignorirt und da diese Räume sämmtlich außerhalb der offiziellen „Grenzen" lagen, wurden sie auch niemals revidirt.

Für den Head Master dagegen, der statutenmäßig unverheirathet war, zwei Zimmer im College bewohnte und 16 £ Gehalt bekam, war ein prächtiges Haus gebauet. Dort lebte er mit seiner Familie und einem Einkommen von mehreren (angeblich heute noch: sechs) tausend £, welches damals meistens auf statutenwidrigen Beiträgen der Schüler beruhete.

So groß aber war stets das allgemeine Interesse an

Eton, daß, als das Bedürfniß bedeutender Neubauten für die Scholaren erkannt war, sich sofort ein Komité in London bildete, welches gegen 300,000 Mark an freiwilligen Beiträgen zusammenbrachte. Damals wurden auch endlich ausreichende Vorrichtungen für Heizung, Waschen und für Krankheitsfälle getroffen. Für die Reinigung der Wohnungen wurden Dienstboten angestellt; bis dahin war der Schlafsaal von den jüngeren Schülern gekehrt. Die jährliche Hauptreinigung des Fußbodens im großen Schlafsaale geschah in folgender praktischer Weise. Wollene Decken von den Betten der jüngeren Schüler wurden mit Kissen in ein schlittenartiges Bündel zusammengeschnürt. Darauf setzte sich einer von den Großen; ein Gespann von Kleinen zog ihn an Stricken so lange in dem Raume hin und wieder bis der Jahresschmutz vom Fußboden in die Bettdecken übergegangen war.

Die erkrankten Scholaren hatten sich Zimmer in der Stadt miethen müssen wo sie dann vom „Dame" auf ihre Kosten verpflegt wurden.

Jetzt erst wurde einer der Masters verpflichtet, im College zu schlafen und dort die Aufsicht zu führen, während bis dahin die Scholaren einfach 6 Uhr Abends eingeschlossen und sich selbst überlassen wurden. Der gemeinsame Schlafsaal von so vielen erwachsenen jungen Leuten und Knaben war geradezu ein öffentlicher Skandal geworden.

Die Rohheit der bisherigen Einrichtungen und ihre bedenklichen Folgen für die Gesundheit und Sittlichkeit der jüngeren Schüler hatten alle sorgfältigen Eltern dahin gebracht, sich um eine Freistelle im College für ihre Söhne nur im letzten Augenblicke, bevor diese das gesetzliche Alter überschritten, zu bemühen. So waren die Collegers auf etwa 40 Köpfe zusammengeschmolzen. Seit der Reform stieg die Zahl der Kandidaten so erheblich, daß man die Eintrittsprüfung verschärfen und wieder eine Auswahl der befähigteren Knaben treffen konnte.

Bis zum Jahre 1836 war überhaupt kein mathematischer Unterricht in Eton ertheilt. Dann richtete Mr. Hawtrey eine mathematische Schule auf eigene Kosten ein und bekam seinen Rang als Lehrer mit dem Zeichnen- und Fechtmeister. Erst 1851 wurde dieses Fach in den regelmäßigen Lehrplan der Schule aufgenommen.

Aehnlich stand es mit der neuen Geographie. Nur die alte und diejenige des heiligen Landes war gelehrt worden.

Endlich wurde, auf Grund einer parlamentarischen Untersuchung über die Mißstände und Mißbräuche in Eton, eine gründliche Besserung an Haupt und Gliedern eingeleitet. Durch eine vielumstrittene Reform der Statuten wurde dem Head Master eine Art von Verwaltungsrath zur Seite gestellt, aus Lehrern, Eltern!, den Universitäten und gelehrten Gesellschaften zusammengesetzt. Dieser „Governing Body" ist jetzt die höchste Behörde. Ein Provinzialschulkollegium und einen Unterrichtsminister giebt es für Eton nicht.

Die Lehrkräfte bestehen in einem Generalstabe von „UnderMasters" von denen jeder sich ausschließlich einem bestimmten Fache widmet: Griechisch, Latein, Französisch, Mathematik. Ihnen schließen sich Hilfslehrer an.

Die Zahl der Schüler in Eton beträgt zwischen 8 und 900. Davon wohnen 70 in der Anstalt, dem College selbst. Sie haben fundirte Freistellen. Diese „Collegers" oder „King's Scholars" tragen noch heute den langen schwarzen mönchischen Talar „Gown", nebst der Trenchercap, der auch in Oxford die akademische Uniform bildet. Alle übrigen, die „Oppidans", wohnen in der Stadt, in vom Head Master konzessionirten und beaufsichtigten Häusern. Eine Reihe solcher Häuser, und zwar sehr stattliche, sind Eigenthum verschiedener Masters. Diese nehmen darin gegen eine nicht minder stattliche Pension von etwa 3000 bis 4000 Mark Zöglinge auf, je 30 bis 40. Es soll diese Einrichtung, dieses gemeinsame

Leben und Speisen in der Familie, dem Knaben das väterliche Haus ersetzen; jedoch dürfte, selbst bei dem großen Kinderreichthum des englischen Hauses, eine solche Schaar von Söhnen zwischen 13 und 19 Jahren, von denen die jüngeren zu je zweien zusammen wohnen und zum guten Theile ihrer eigenen Selbstregierung überlassen werden müssen, in den Familien kaum die Regel bilden. Jedenfalls aber findet kein Kasernensystem statt. Die Disziplin wird immer noch im wesentlichen durch die Schüler der obersten Klasse geübt. Der gesammte Unterricht wird im College ertheilt.

Dem Sinne der Stifter und dem Reichthum der Schule entspricht ihre äußere Erscheinung. Von der Station Slough aus fahren wir durch ein grünes von Eichen und Ulmen beschattetes Land und durch saubere Dörfer unserem Ziele entgegen. Dieses, selbst noch unsichtbar, wird durch den hohen Bergfried von Windsor Castle und die majestätische, breit hingelagerte Königsburg bereits überragt. Nach und nach werden die Bäume stattlicher, älter und dichter. Ein weiter Park, begränzt von der Themse, die hier zahlreiche Inseln bildet, erstreckt sich zu unserer Linken. In den Durchsichten ragt das lange, mit Pfeilerthürmchen reich verzierte Dach der Kapelle herüber. Dann erscheinen rechts und links alte schwere englische Wohnhäuser: Giebeldächer, Holzarchitektur, Schornsteinbündel, alles in warmen dunklen Tönen und überall Gärten und kolossale weitästige Bäume, Linden und Ulmen. Zwei hohe gezinnte Glockenthürme mit später hinzugefügten etwas zopfigen Zwiebelabschlüssen fesseln jetzt das Auge. Endlich halten wir vor einer imposanten Masse unregelmäßiger krenelirter englischer Gothik, deren dunkle Grundfläche man durch rautenförmige Muster hellerer Backsteine zu beleben versucht hat. Ein schmaler quer laufender Vorhof, der „Long Walk,“ beschattet von thurmhohen alten Ulmen, wird durch eine niedrige Mauer von der Straße abgetrennt. Wir treten durch ein tiefes Bogen-

portal in den ersten Hof. Vor uns steigt nun der schwere Glockenthurm mit seinen zwei erhöhten achtkantigen Eckthürmen empor. Rechts erhebt sich die Kapelle über dem School Yard. In der Mitte des Hofes steht die Reiterstatue des Stifters, des armen Königs Heinrich VI. Links zeigen sich die Fenster der „Upper School", zu der wir alsbald auf engen gewundenen Treppen hinaufsteigen werden.

Unter dem Glockenthurme hindurch gelangt man in das „innere Viereck", die Cloisters, um welche der uralte gewölbte Speisesaal und die Bibliothek liegen.

Der düstre Ernst dieser ganzen altehrwürdigen Steinmasse wird durch Kletterrosen, Epheu und Gaisblatt bis unter das Dach hinauf belebt und gemildert.

Werfen wir vom Eingange des College aus einen flüchtigen Blick rings um uns, so erkennen wir sofort, daß wir uns im eigentlichsten Mittelpunkte von Eton befinden, um den sich die kleine Stadt rings gelagert hat. Fast alle Häuser sind hier ebenfalls alt. Nur einzelne sind stilvoll und machen in ihren stattlichen Gärten einen selbständigen Eindruck, wie große Reichsvasallen, die den Hof des Herrschers umstehen. Dann folgen, in der zur Themse laufenden Straße, das kleinbürgerliche Gewerbshaus, der Kramladen und die bescheidene Gastwirthschaft. Eton hat alle Reize eines kleinen alten wohlhabenden Ortes in einer fruchtbaren hochgepflegten Landschaft. Es giebt hier viele Häuser, die schon von außen einen wohnlichen und individuellen Eindruck machen. Gut gebaut, solide ohne falschen Aufputz und mit anständiger zurückhaltender Miene stehen sie in schattigen alten Gärten an unregelmäßigen gewundenen Straßen. Man möchte gleich mit Frau und Kind einziehen und hier ruhige Tage verbringen.

Doch jetzt ist keine Zeit für fromme Wünsche, heute ist kein Tag beschaulicher Ruhe über Eton aufgegangen. Wir

feiern den „Vierten Juni“ und die Stunde für den Beginn des Festes hat geschlagen.

„Der „Vierte Juni,“ so erklärte mir meine freundliche Führerin, eine mit Eton in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen lebende Dame aus dem Westend Londons, „ist der moderne Ersatz für das uralte berühmte Fest „Montem,“ welches den neuen verfeinerten Sitten vor etwa vierzig Jahren zum Opfer fiel.“

„Und was war „Montem“? frug ich als wißbegieriger Tourist; „etwa eine Bergfahrt?“

„Eine mittelalterliche Landstreicherfahrt war es,“ erwiderte sie lachend. „Lassen Sie sich das von Ihrem Wirte heute Nachmittag erzählen. Jetzt ist es hohe Zeit, daß wir im großen Saale der Upper School uns die Plätze sichern, denn es sind deren viel zu wenig für den Zudrang und eine Eintrittskarte gilt immer als besondere Vergünstigung.“

„Um so mehr bin ich meinen gütigen Gönnerinnen verbunden,“ erwiderte ich mit aufrichtiger Dankbarkeit.

Mit uns zogen zahlreiche festlich gekleidete Damen, und auch eine Minderzahl von Herren, die steilen alten Steintreppen empor. Endlich betraten wir die schmale Querseite eines sehr großen, nicht sehr hohen Saales. Vor uns fielen staffelförmige Reihen von Bänken in die Tiefe des Saales, die heutige Arena, hinab.

Die beiden Langseiten waren bis zur Mitte ebenfalls mit Stuhlreihen besetzt — für die Ehrengäste des Festes. — Quer durch den Raum zog sich eine Barriere, die auf jedem Flügel mit einem erhöhten Rednerpulte — für die Masters, abschloß. Der jenseitige Theil des Saales enthielt ebenfalls Bänke — für die Schüler. Die handelnden Personen — Ehrengäste und Redner — erschienen aus der Tiefe der uns entgegengesetzten Querwand.

In dieser Zeit des Jahres, der Season, sind die Eltern beinahe aller Schüler in London und erfreuen sich und ihre

Söhne durch ein Wiedersehen, welches herkömmlich durch eine ungemessene Kuchenvertilgung gefeiert wird. Ebenso erscheinen die Männer gern wieder hier, die, von Eton ausgehend, den Kampf des Lebens mit Erfolg geführt haben und das College als die Rüstkammer, die sie mit werthvollen geistigen Waffen versah, dankbar verehren. So sehen wir auch heute manche gekrönte Sieger dort unten auf den Ehrenplätzen: den General Sir Frederick Roberts, der sich frische Lorbeeren in Afghanistan gepflückt hat — Sir Stafford Northcote, den Führer der Konservativen im Unterhause — die Bischöfe von London und Rochester — Professor Huxley, den berühmten Physiker, und andere. Geführt vom Provost und Head Master schreiten sie durch den Saal, bewillkommnet durch die Cheers und das begleitende Trommeln mit Händen und Füßen der freudig erregten Jugend. Eine gleiche Ehre erzeigt der versammelte Chor — als klassischer Ausdruck der öffentlichen Meinung — beliebten und angesehenen Schülern der Selekta, ihren Präposters.

Unter den gewohnten Gästen fehlte jedoch einer — der aber nicht vermißt wurde: der Regen, ein sprichwörtlich getreuer Besucher des Vierten Juni. Heute schien uns eine klare Sonne am wolkenlosen lichtblauen englischen Himmel vom Morgen- bis zum Abendroth. Und so waren alle Räume des alten College, alle Wege und Stege, und alle jungen und alten Herzen mit Glanz und Heiterkeit erfüllt.

Allmählich sammelten sich die für den heutigen Tag erwählten Redner an der Barriere, sämmtlich in kurzen Beinkleidern, langen schwarzen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Die „King's Scholars" legten während der Handlung ihren Talar ab. Alle die jugendlichen Erscheinungen zeichneten sich durch eine, über die Sauberkeit und Nettigkeit hinausgehende Eleganz aus; eine Spezialität auf welche das aristokratische Eton stolz ist.

Die „Speeches" bestanden in auswendig gelernten Bruch-

stücken der verschiedensten Gattungen. Die englischen klassischen Dichter erhielten ihren gebührenden Antheil. Aber auch die Helden der politischen Prosa wurden gut vorgeführt: Canning — aus einer Parlamentsrede über Portugal; Burke — über die Führung der Minorität im Unterhause und aus der Anklage gegen Warren Hastings. Latein und Griechisch (letzteres aus den Fröschen des Aristophanes) waren reichlich vertreten. In den fremden Sprachen versuchte man sich an Molière und an — Roderich Benedix (das Lügen).

Der Fluß der Reden dauerte etwa zwei Stunden. Es traten 39 junge Leute auf, von denen volle 22 aus den 70 Collegers, die übrigen 17 aus den 818 Oppidans rekrutirt waren.

Der Saal, in dem diese 20 Speeches sich abwickelten, ist rund um mit dunklem Holz getäfelt. So manche Generation englischer Knaben hat darin ihre Namen eingeschnitten, daß diese Bretter gewissermaßen ein Stück englischer Geschichte geworden sind. Denn wir finden hier, unter vielen hundert anderen: Robert Boyle (den großen Physiker des siebzehnten Jahrhunderts); Robert Walpole (den bedeutenden, viel angegriffenen Minister des Hauses Hannover); Henry St. John, später Lord Bolingbroke; den älteren Pitt, Lord Chatham; Fielding, den geistreichen Verfasser von Tom Jones; Gray, den Dichter der Elegie in einem Dorfkirchhofe; Charles Fox, den großen Parlamentsredner; Arthur Wellesley, den eisernen Herzog von Wellington; George Canning; Lord Stratford de Redcliffe; den Dichter Shelley und — nicht zum mindesten: Mr. Gladstone.

Nach dem Schlusse des Redeturniers warfen wir einen Blick in die großartige, jetzt im reichsten englisch-gothischen Style restaurirte Kapelle und nahmen dann im großen Schulhofe Theil an der Feierlichkeit der „Absence", wo heute kein Schüler den Aufruf seines Namens mit: „Here, Sir!" unbe-

antwortet ließ, außer den wenigen für welche: aegrotat! (erkrankt) gerufen wurde. Hier schloß sich einer der jungen Herren uns an um uns „die Löwen von Eton" zu zeigen, wie er sich feierlich ausdrückte.

Unser Führer war das Muster eines eleganten Etonians: kurze schwarze Jacke, unmäßig breiter übergeschlagener Hemdskragen und hoher schwarzer Seidenhut. Die widerwärtige Kopfbedeckung wird hier selbst von den kleinsten neunjährigen Knaben getragen und sieht in dieser Verbindung wirklich ungewöhnlich lächerlich aus. Man behauptet hier zwar: der „Plug Hat", Stöpsel Hut, sei eine Garantie für ruhiges anständiges Benehmen. Wer ihn trage könne sich nur gesetzt und schicklich bewegen; er könne nicht laufen und raufen ohne diesen Hauptschmuck ernstlich zu gefährden. Und diese Sorge ziehe dann auch Sorgfalt für den ganzen übrigen Menschen nach sich. Der Seidenhut gewöhne ferner an Nachdenken und an Beobachtung — des Wetters, wegen der Regenschirmfrage. So führe der Seidenhut zu guten ruhigen „gentlemanly" Manieren. Sein Ergebniß für das praktische Leben sei daher: günstiges Fortkommen, eine reiche Heirath und kirchliche Gesinnungen. — Wie dem auch sei, jedenfalls ist der Knabe in Eton unter dem Cylinder für mich eine der komischsten und grazielosesten Erscheinungen in ganz England gewesen.

Unser junger Führer erwies sich bald als ein kleiner Schalk. In der hohlen Hauptbedeckung steckte jedenfalls keine taube Nuß. Wir betrachteten unter seiner Leitung mit Ehrfurcht die stattlichen Wohnungen des Provost und des Head Master. Dieser zunächst fiel mir ein hübsches neueres Gebäude auf. Ich frug nach seinem Inhalte.

„Ich glaube, es ist die Schülerbibliothek, die wir selbst anschaffen und verwalten", erwiderte er mit großem Ernste.

„Das glauben Sie, Henry?" frug Miß R. verwundert. „Gehen Sie denn nicht hinein?"

Er sah seine gütige Freundin schelmisch von der Seite an. „Wenn ich derartige Bücher brauche so — kaufe ich sie", erklärte er großartig.

In den „Cloisters" (Kreuzgange) blieb er an der College-pumpe stehen. „Hier haben sich unsere Vorfahren beinahe 400 Jahre lang gewaschen. Seife war damals in Eton nicht statutengemäß, höchstens als süße Schüssel Sonntags, nach dem Hammelbraten!"

Wir betraten wieder den vorderen Hof und Henry führte uns eine Treppe hinauf. Er öffnete eine Thür und sagte mit Betonung: „Dieses ist die blaue Kammer. Wofür halten Sie wohl dieses Möbel, Miß R.?"

„Für einen Porzellanschrank, denke ich", erwiderte die Dame, die einen neuen Scherz voraussah.

„Beinahe!" meinte Henry geheimnißvoll und öffnete. „Bitte, fallen Sie nicht in Ohnmacht"! — Die Thür ging auf und wir sahen — die berühmten Birkenruthen, schön aufgereihet, ein ganzes Dutzend.

„Hier ist der Block", fuhr unser Cicerone fort. Es waren zwei breite Stufen aus massivem Eichenholze.

„Auf die unterste kniet man", erklärte er. „Der historische Block im Tower ist diesem allerdings ähnlich, nur dient er — —"; Henry stockte verlegen.

„Wem?" frug Miß. R. muthig.

„Nun — entgegengesetzten — Zwecken" stotterte der Jüngling mit heuchlerischer Verlegenheit. „Dort wurde mit einem Streiche das Haupt getroffen und hier — niemals unter sechs — bis zwanzig! — Die Nacht vor der Exekution bringt man häufig hier zu" — er zeigte auf zahlreiche eingeschnittene Namen.

„Wo steht denn der Ihrige, Henry?" frug jetzt Miß R., um dem kleinen Naseweis die verdiente Lektion zu geben.

Henry hörte nicht mehr; er war uns bereits vorausgeeilt. Jedoch hatte sein Humor unter diesen trüben Reminiszenzen

keineswegs gelitten. Er fuhr fort uns alle „Löwen" des College, selbst den frommen Stifter Heinrich VI. und den Leoparden des englischen Wappens unter derselben lustigen Beleuchtung vorzustellen. Von letzterem Thiere, welches allerdings ein komisch lächelndes Gesicht zeigt und die rechte Pratze äußerst gemüthlich vorstreckt, behauptete er: „es wünsche, mit allen Fremden „shake Hands" zu machen".

So trafen wir in heiterster Stimmung bei Mr. W. ein, einem der Masters, dessen Gastfreundschaft ich meine Anwesenheit in Eton verdankte.

Sein stattliches geräumiges Haus steht in einem, von prächtigen alten Bäumen beschatteten Garten. Die mit reichem Hausrat, guten alten Bildern und werthvollem Porzellan ausgestatteten Wohnräume geben einen Eindruck, welcher jedenfalls von unseren deutschen Lehrerwohnungen und Schülerpensionshäusern zur Zeit noch wesentlich abweicht.

In demselben Stile war auch das kalte Luncheon gehalten zu dem wir alsbald berufen wurden. Es ist am Vierten Juni Sitte, daß der Provost einen Theil der Ehrengäste in der prächtigen alten Hall des College, der Head Master einen anderen in seiner geräumigen und mit dem Luxus des Comfort eingerichteten Dienstwohnung bewirthet. Aber auch in den Häusern der Masters und der Dames sind die Eltern der Zöglinge und andere Freunde willkommen. Wir waren wohl gegen 30 Gäste an der High Table, an welcher der „Captain", der älteste Zögling des Hauses, und nächst ihm einer der heutigen Redner theilnahmen. Die Tafel war mit Silber, altem Porzellan, viel Blumen und vortrefflichen Gerichten in gefälligen und künstlerischen Formen reich besetzt. Namentlich entsprachen einige himmelanragende bunte Torten dem Geschmacke der jugendlichen Majorität der Festgenossen. Gute Weine und eine „Champagne Cup", Mischung dieses edlen Getränkes mit kohlensaurem Wasser, waren völlig der Festlichkeit des Tages würdig.

Inzwischen tafelten die übrigen Zöglinge des Hauses, etwa 30 an der Zahl, nebenan in ihrem Speisezimmer und später vereinigten wir uns im Garten, nachdem mir ein Blick in die Häuslichkeit der jungen Leute gestattet war. Selbstverständlich ist das besondere Wohngelaß für jeden einzelnen Pensionär nur beschränkt. Um Raum zu gewinnen, sind die Betten so eingerichtet, daß sie sich bei Tage in einem Schranke verbergen, aus dem sie Nachts heruntergelassen werden. Die Ausschmückung der Zimmer wechselt nach den persönlichen Neigungen des Bewohners. Hier Bücher und Bilder — dort ausgestopfte Thiere und Amphibien in Spiritus — in einem dritten hatte sich ein junger Physiker mit elektrischen Drähten umsponnen und studirte das Telephon.

Jedoch das unerbittlich pünktliche Programm des Festes rief uns in das College zurück wo die Theilnehmer sich im Parke, in den „Play Fields" versammelten, um dem feierlichen Cricketmatch zwischen Collegers und Oppidans, in ihren knappen hellen Jerseys und gelben Lederschuhen, beizuwohnen und den vorzüglichen Leistungen der „Bande" der schottischen Füsiliergarde aus Windsor zu lauschen.

Der Park ist ungewöhnlich groß, geräumig, reich an freien Plätzen und schattigen Gängen. Lebendige Wasserarme durchziehen ihn, von alten Bogenbrücken übersetzt. Die heitere, festlich geschmückte Menge, unter welcher die hübschen frischen Schwestern der Zöglinge eine erfreuliche und durch die Huldigungen jugendlicher Vettern und Freunde fröhlich erregte Mehrheit bildeten, erschien in der warmen klaren Nachmittagssonne ganz besonders glänzend und anziehend. Musik und Cricket fesselten uns so lange, daß wir im Mr. W's. Garten unsere Wirthe schon mit dem stets willkommenen „fünf Uhr Thee" wartend fanden.

„Der Kampf zwischen den Collegers und Oppidans", erklärte mir Mr. W., als wir unter den Ulmen Platz

genommen hatten, „ist so alt als das Cricket selbst. Im ganzen waren die Collegers von je her mehr „Dry Bobs“, das heißt: sie pflegten vorzugsweise die athletischen Sports auf dem festen Lande. Die Mannschaften der Boote, die „Wet Bobs“ rekrutirten sich hauptsächlich aus den Oppidans. Häufig hatten die Collegers bei ihrer geringen Anzahl von oft nur 50 King's Scholars Schwierigkeiten um ihre „Elf“ zu stellen, gegen die „Elf“ der Oppidans*. Außerdem stellt die Schule insgesammt schon seit 1805 alljährlich ihre „Elf“, die besten Männer von Eton. Diese fechten gegen die Schwesterschule Harrow das große Spiel in London selbst aus, auf dem klassischen Boden von Lord's Cricket Grund, nahe bei Regent's Park.“

„Nun war vor längeren Jahren in diesen großen „Elf“ das College einmal mit 8 Spielern vertreten. Man fühlte sich also dort den Oppidans sehr überlegen und zweifelte gar nicht daran, daß man sie im Schulspiel schlagen würde. Aber es kam ganz anders. Die Collegers erlebten eine schmähliche Niederlage. In ihrer tiefen Zerknirschung umwickelten sie ihre Hüte mit schwarzem Krepp und ließen sie so lange an der Wand des Long Chamber hangen bis einer der ihrigen durch eine Großthat, die für immer in die nationalen Fasten des Cricket eingetragen ist, den Namen der Collegers von Eton wieder ehrlich machte. Es war das Jahr 1814; und heute zeigt man noch den „Bat“, die Keule mit der jener Rächer seiner Ehre damals seinen Ball in eine ungeheure Höhe und unglaubliche Entfernung forttrieb. — Es ist für Fremde kaum verständlich welche unendliche Wichtigkeit hier dem Cricket beigelegt und mit welchem Enthusiasmus dieses Spiel geübt wird. Nur der Rudersport hat Anbeter von gleichem Feuer aufzuweisen. Vieles andere leidet darunter, namentlich das Ansehen der Studien. Die Klagen über die Einseitigkeit dieser Richtung sind gewiß nicht

* Eine eingehendere Darstellung des Cricketspiels findet sich in meinen „Bildern aus dem Leben in England“, Seite 260.

unbegründet, aber es ist schwer sie mit repressiven Maßregeln zu bekämpfen da diese Sports der allgemeinen nationalen Neigung entsprechen und die dem Sieger winkende Auszeichnung in der theilnehmenden öffentlichen Meinung des Landes dem Ehrgeize der jungen Leute einen fast unwiderstehlichen Anreiz liefert. — Ich persönlich" — fuhr Mr. W. fort — „bin der Ansicht, daß man versuchen muß, den jungen Leuten Gegenreize zu bieten, um dem gesunden natürlichen Drange nach praktischer Anstrengung und Leistung Gelegenheit zur Bethätigung zu geben. Ich habe deswegen, als Privatunternehmen, eine Schule für mechanische Handarbeiten eingerichtet, die fleißig besucht wird. Die jungen Leute drechseln dort in Holz und Eisen, machen Schlosserarbeiten, versuchen sich im Zusammensetzen von Gewehren und anderen einfachen Maschinen. Sie gewinnen dabei eine Menge von Anschauungen und Geschicklichkeiten für das künftige Leben deren Brauchbarkeit über die rein physische, im Grunde sehr gedankenarme und mechanische Leistung der athletischen Sports weit hinaus geht."

„Es ist gewiß eine höchst wohlthätige Neuerung, die Sie in ihrer Schule für Mechaniker anstreben," erkannte ich an, „aber ich möchte Sie jetzt bitten, mit mir noch einmal in die alten vergangenen Zeiten zurückzugehen und mir zu erklären: was das berühmte „Montem" war?"

„Montem," antwortete Mr. W. gefällig, „war der feierliche Auszug der Schüler von Eton auf den „Salt Hill", eine kleine Anhöhe bei Slough. Das Salz spielte bei diesem Feste eine eigenthümliche und hervorragende Rolle, die für den Kultur-Historiker nicht ohne antiquarisches Interesse ist."

„Dem Salze scheint von Alters her eine mystische Bedeutung innegewohnt zu haben. Im frühen Mittelalter wirkte es bei der Taufe mit. Vermuthlich stammt daher seine Verwendung bei den Gebräuchen unter denen die Novizen in den Bund der Etonians aufgenommen wurden. Noch bis vor

wenigen Jahren mußte jeder „Freshman" (Frischling = dem deutschen akademischen Fuchs) bald nach seinem Eintritte in's College bei Tische ein großes Glas mit gesalzenem Bier austrinken!"

„Der Auszug zum Montem fand in alten Zeiten im Januar statt, später wurde er auf Pfingsten verlegt."

„Zunächst wurde ein „Captain of Montem" proklamirt. Regelmäßig ward diese Ehre dem Captain des College zu Theil. Der formelle Antritt der Würde bestand darin, daß zwanzig Tage vor dem Feste, unmittelbar vor Mitternacht, alle Schüler in der Long Chamber ihre Bettstellen am Fußende in die Höhe hoben und sie dann beim ersten Glockenschlage mit ungeheurem Getöse fallen ließen, welches das ganze Gebäude zum Zittern brachte. Dabei brüllten sie aus Leibeskräften: „Montem ist sicher!" Die ganze Nacht hindurch dauerte der Spaß fort mit Trinken und Schreien. Aus dieser Wahl erwuchs dem Captain of Montem das Recht auf eine erhebliche Geldeinnahme, deren Quelle Sie sogleich erfahren sollen."

„Von diesem Tage an beschäftigten sich die Knaben mit Anschaffung der reichen Anzüge, die sie beim Feste zu tragen hatten. Die zwei wichtigsten Rollen waren die der beiden „Salzträger". Sie und ihre zwölf Gehülfen, die „Renner" vertheilten sich am Festtage in phantastischer Verkleidung über die Stadt und ringsum auf die Heerstraßen der Grafschaft Buckinghamshire."

„Sie trugen Taschen aus weißem Atlas (ursprünglich weiße Taschentücher), die in älteren Zeiten Salz enthielten. Hiervon boten sie jedem Begegnenden eine Probe an unter dem Rufe: Salz! Salz! und nahmen dafür ein Geldgeschenk in Empfang. Später traten an die Stelle des Salzes kleine gedruckte Zettel mit dem Spruche: „Mos pro lege" oder: „Pro More et Monte." Hoch und Niedrig gab ihnen. Zuweilen betrug die Sammlung über 1000 £. Diese flossen in die

12*

Tasche des erwählten „Captain of Montem" nachdem die Kosten des Festes bestritten waren."

„Der Montemtag begann in Eton mit einem reichlichen Frühstück, welches der Captain den beiden obersten Klassen gab. Alle diese Knaben trugen dabei Festanzüge: rothe Uniform, Federhut und hohe Stiefel. Sie hatten jeder einen Rang und Titel: Salzträger, Marschall, Fähndrich, Lieutenant und Steward (Festordner). In älteren Zeiten durften alle anderen Schüler Phantasiekostüme tragen, meistens Indianer und Türken, die sie in London mietheten; später wurde dieser Luxus abgestellt.

„Nachdem im Collegehofe Absence gehalten war ordnete sich der Zug. Die Hauptfigur spielte der Fähndrich, der sich auf kunstvolles Schwenken der großen Wappenfahne sorgfältig eingeübt hatte. Begleitet von Militärmusikkorps zogen sie durch die Spielfelder des Parks zum Salzhügel."

„Viele Tausende von Zuschauern strömten hier zusammen um den „protestantischen Karnevalszug" zu sehen. König Georg III. fehlte niemals; zuweilen setzte er sich zu Pferde an die Spitze des Zuges."

„Auf dem Hügel zeigte sich der Fähndrich nochmals als Fahnenschwenker und damit endete in den letzteren Jahren das Fest. Früher hatte noch ein verkleideter Geistlicher dort eine lateinische Kapuzinade losgelassen an deren Schluß er den ihn begleitenden Küster kopflings vom Hügel herabstieß. Da jedoch diese Sitte der Königin Charlotte mißfiel erschien der Küster nur Abends im Long Chamber. Ein unbeliebter ruppiger Knabe aus der untersten Klasse wurde in dieser Verkleidung auf den Kaminmantel gesetzt und dort mit Brodrinden und sonstigen unsauberen Speiseresten bombardirt."

„Mittags hielt man verschiedene Festessen in den Wirthshäusern von Slough, meistens auf Kosten des Captains. War dieser unbeliebt so gab es schwere Rechnungen für zerbrochene

Schüsseln und Gläser, sowie für zerstörte Blumen und Pflanzen."

„Abends durften die Knaben in ihren Anzügen auf der erleuchteten Terrasse von Windsor Castle erscheinen."

„Ein Hauptpunkt des Festes war die alljährlich vom „Montem Poet" verfaßte Ode."

„Montem hatte viele Verehrer und Vertheidiger. Allmählich jedoch wuchs die Zahl seiner Gegner. Man fand den Straßenbettel unschicklich, die Prozession sinnlos und die Dinners in Slough wüst. Aber der eigentliche Nagel zum Sarge von Montem Day war die Eröffnung der Eisenbahn von London nach Windsor. Diese brachte den „Mob" in solchen Massen an den Salzhügel, daß das Schulfest zu einer Volksbelustigung mit Trinkbuden herabsank. Nach einigen Versuchen, das Fest zu reformiren, wurde es nach dem Jahre 1844 unterdrückt. Montem starb an Altersschwäche den natürlichen Tod, der allen überlebten, ehemals ehrwürdigen, dann trivialen, schließlich sinnlosen menschlichen Institutionen bevorsteht."

Inzwischen war der Wagen gemeldet, der uns an das Ufer der Themse bringen sollte um die festliche Prozession der Boote zu sehen, die letzte Nummer des heutigen Programms.

Wir fuhren durch Seitenstraßen und ländliche Wege. Sie führten uns auf einen weiten offenen Wiesengrund, der sich, unter vereinzelten alten Ulmen, bis an den Fluß und längs desselben auf und ab erstreckte. Niemals hatte ich einen so großartigen und malerischen Anblick von Windsor Castle als hier aus dem niedrigen Wiesengrunde. Im sanften Lichte des klaren goldenen Nachmittags zeigte sich die englische Landschaft in ihrer vollen eigenthümlichen Schönheit. Sie ist nicht pittoresk aber sie hat einen anderen, für mich höheren Reiz in der wunderbaren Verschmelzung von Natur und Menschenwerk, von Vornehmheit und Einfachheit. Alle einzelnen Theile des Bildes sind anspruchslos; aber in ihrer Verbindung herrscht

eine Harmonie, eine frische Ruhe, eine Sättigung des Auges, die wohl einzig in der Welt dasteht.

Vor uns die mit Menschen und Wagen belebte Wiese; dann der klare Fluß. Auf dessen anderer Seite, jenseit eines kleinen Inselchens, liegen schwere und leichte Boote und lange schmale „Steam Launches“ als Zuschauer des bevorstehenden Schauspiels. Drüben rechts zieht sich das Städtchen am Ufer hinauf, ein langer Viadukt überspannt das Flußthal. Aus den Zügen, die hoch oben vorübersausen, sehen hunderte von neugierigen Köpfen auf das allbekannte volksthümliche Schauspiel voll heiterer Theilnahme herab. Und nun, links, stromabwärts, das prächtige Königsschloß! Auf hoher Terasse breit hingelagert und wiederum gekrönt durch den alles überragenden machtvollen runden Thurm. Welch reicher Wechsel in den obersten Linien der stolzen Massen, die sich dunkel vom hellen Abendhimmel abheben. Wenn der Duft des Sonnenunterganges vom Flußbette aufsteigt und einen Schleier vor die Ferne breitet so erscheint der ungeheure Steinriese noch weit großartiger. Er gleicht alsdann einer natürlichen zackigen gewachsenen Felsgruppe.

Die „Wet Bobs“ waren heute in ihrer vollen Stärke ausgerückt indem sämmtliche 10 Boote von Eton College in kurzen Abständen den Fluß herauf kamen, an uns vorüber ruderten und um eine, weiter oben vorspringende Biegung der Themse verschwanden. Alle Fahrzeuge sind Achter, nur eines, der „Monarch,“ welches vom höchstkommandirenden „Captain of the Boats“ selbst gesteuert wird, führt 10 Ruder. Der Captain eines jeden Schiffes trug eine Uniform gleich den englischen Seeleuten, jedoch war die Strenge der Erscheinung durch einen riesigen Rosenstrauß gemildert, der wie ein Küraß fast die ganze Brust bedeckte. Die übrige Mannschaft trug dunkelblaue Tuchjacken. Dieses alles aber war nur Vorbereitung. Nach kurzer Frist ertönte von oben her Musik. Ein Schiff mit der „Band“ der Füsiliere von Windsor erschien an

der Biegung, kam rasch herzu und stellte sich, uns gegenüber, neben dem Inselchen mitten im Flusse auf. Ihm folgte die Prozession in voller Gala. Jedes Boot hatte Flaggen und Wimpel festlich entfaltet, die dunklen Tuchjacken waren abgeworfen, statt ihrer erschienen alle Ruderer in lichten, eng anschließenden Jerseys, hellblau, rosa, weiß, gestreift; jede Farbe hat ihre tiefe Bedeutung. Alle tragen einen leichten niedrigen Strohhut mit einem frischen Blumenstrauße. Unter betäubendem gegenseitigen Hurrah schießen die Boote zwischen den langen Linien der Zuschauer am Ufer und auf dem Wasser hindurch, machen unten eine elegante Drehung und gehen wieder den Fluß hinauf. — Es war eines der bewegtesten heitersten lachendsten Bilder die mir unter meinen Erinnerungen aus England zurückgeblieben sind.

Oberhalb erwartet die junge Mannschaft ein wohlverdientes kaltes Abendessen bei welchem die „Champagne Cup“ nicht fehlt.

Gegen neun Uhr erscheinen sie wieder und gruppiren sich um das kleine Eiland, auf welchem dann „zur Erinnerung an König Georg III.“ ein prasselndes Feuerwerk abgebrannt wird.

Mir war es leider nicht vergönnt, den Kelch dieser Freuden heute bis zum Grunde zu leeren da mich schon vor jenem glänzenden Schlusse des Vierten Juni die Great Western Bahn nach Oxford entführte.

Wir haben Eton im Sonnenscheine seines höchsten Festtages kennen gelernt. Daneben darf doch wohl die Frage nicht völlig unbeantwortet bleiben: wie sieht dieses großartige und wirkungsreiche Institut an seinen Arbeitstagen aus? und welche Schatten wirft es wohl im Lichte seiner glänzenden äußeren Erscheinung? Ich muß mich dagegen verwahren, diese schwierigen und zusammengesetzten Fragen als Pädagog be-

antworten zu wollen. Das ist auch bereits von einer unserer maßgebenden Autoritäten auf dem Felde der Erziehung geschehen*. Ich lege nur den Maaßstab des Laien an, der sich vom Standpunkte praktischer Lebenserfahrung berufen fühlt: den Mängeln und Vorzügen der deutschen und englischen gelehrten Schule — für sich selbst: rückblickend, für seine Kinder: vorausblickend — Worte zu leihen.

Wenige soziale Fragen sind in England häufiger und eifriger erörtert worden, als die Vortheile und Nachtheile der großen Public Schools. Fast in allen ihren ehemaligen Schülern bleibt lebenslang ein starker Korporationsgeist zurück, verbunden mit idealisirten Erinnerungen an die lang entschwundene Jugendzeit. Vermöge der glücklichen menschlichen Vergeßlichkeit für vergangenes Ungemach entschwindet das Andenken an die Leiden der ersten Schuljahre und nur die Triumphe der späteren leuchten in das nachfolgende Leben hinüber.

Erstreckt sich diese freundschaftliche Parteinahme nun gar noch auf Mütter und Schwestern so wird das Urteil über das System von Eton oder eine der anderen großen Schulen häufig, statt mit dem Kopfe mit dem Herzen gefällt und mit entsprechender persönlicher Wärme vertheidigt.

Erwägt man jedoch, welchen außerordentlichen fast zwingenden Einfluß diese Schulen und ihre Systeme auf diejenige Klasse in England geübt haben, die später den hervorragendsten Platz in der Gesellschaft, Gesetzgebung und Regierung des Landes einnehmen so glaube ich, man kann sich kein völlig klares Bild von England als einer Nation machen ohne einige Kenntniß dieser großen Schulen und ihrer Tendenzen.

Fassen wir zunächst die Lichtseiten der Erziehung in Eton nochmals kurz zusammen.

Ein ausgezeichneter französischer Beobachter englischer Zu-

* Dr. L. Wiese: Deutsche Briefe über englische Erziehung. I. 1850.

stände sagt einmal: „Englische Kinder gleichen den Bäumen eines englischen Gartens; die unseren den beschnittenen steifgeordneten Taxusbäumen von Versailles.“ Der Knabe in Eton verlebt einen großen Theil seines Tages im Freien: auf den Spielplätzen, auf dem Wasser, auf Wegen und Stegen. Alle kleinlichen Einschränkungen werden vermieden. Man sucht auf jede Weise eine ungehinderte Entwicklung der individuellen Kraft zu befördern. Dadurch erhalten Körper, Geist, Verstand und Einbildungkraft ein festes gesundes ruhiges Gleichgewicht. Niemals hat ein Tag mehr als 4 Schulstunden, mehrere Male in der Woche nur zwei. Mit 6 bis 7 Stunden geistiger Arbeit wird selbst ein fleißiger Schüler allen Ansprüchen genügen. Welch unermeßlicher Vorzug gegen unsere deutschen Gymnasialschüler, denen durchschnittlich 9 bis 10 Stunden zugemuthet werden und die man häufig nicht zu künftigen Männern des praktischen Handelns vorzubereiten, sondern zu unfertigen Philologen auszubilden bestrebt ist. Welcher Lebensgewinn für Auge, Gehirn und Rücken! Statt der sitzenden Thätigkeit für sogenannte „freiwillige“ Extra-Arbeiten und für überschrobene Examina werden die freien Stunden mit den athletischen Sports: Tennis und Football, Rudern, und vor allem Cricket ausgefüllt. Der jugendliche Ehrgeiz strebt nach denselben Auszeichnungen um welche er die erwachsenen Männer jedes Standes und jeder Stellung ringen sieht, und unterwirft sich mit Enthusiasmus der dafür nöthigen strengen Schulung und fortgesetzten Entsagung.

Ich hatte das Glück im Athenäum Club zu London mit einem Manne bekannt zu werden, der in vielen Richtungen der heutigen Humanitätsbestrebungen eine führende Rolle spielt: Mr. Thomas Hughes. Er ist der Verfasser eines in England ungewöhnlich populären Buches: „Tom Brown's Schultage.“ Dort heißt es einmal: „Es ist seltsam, welche Neigung fast alle englische Knaben für die Gefahr haben. Wir finden zehn

bereit mit den Hunden zu reiten, einen Baum zu erklettern, einen Fluß zu durchschwimmen, sobald eine Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß sie ertrinken oder sich den Hals brechen werden. Dagegen finden wir nur einen, der es liebt, mit Knickern zu spielen, auf dem festen Lande zu bleiben oder nur dort zu baden wo er Grund hat."

Trotz diesem hohen Maße von individueller Selbstbestimmung ist dennoch die Jugend von Eton sich nicht zu sehr selbst überlassen. Ich finde diese ausreichende Beaufsichtigung nicht sowohl in den Beziehungen zu den Tutors, die den ihnen zugewiesenen Knaben bei der Arbeit Nachhülfe und Anleitung geben, als in der Autorität der älteren Schüler, der Präpostors oder Monitors über die jüngeren. In diesem Verhältnisse machen letztere eine Lehrzeit im Gehorsam gegen ihres Gleichen durch, die ihnen eine Schule für eigenes künftiges Befehlen und für die demnächstigen Pflichten der Selbstverwaltung im öffentlichen Leben bildet. Die Schüler der Selekta im College und der älteste Schüler jedes Hauses halten auf Beobachtung von Regel und Sitte, strafen zur kurzen Hand — mit oder ohne gesetzliche Zuständigkeit — und schützen die Schwachen vor dem brutalen Pennalismus der Stärkeren.

Diese Selektaner werden sehr vorsichtig ausgewählt und sie liefern, wie man mich versicherte, eine völlig zuverlässige Stütze der Disziplin. So gewöhnen sich die jungen Leute daran sich mit dem Gesetze zu identifiziren, anstatt Unabhängigkeitssinn und Karakterstärke dadurch zu beweisen, daß sie möglichst energisch „wider den Stachel löken". So finden sie denn auch bei ihrem Eintritte in das Leben die Autorität nicht lächerlich sondern selbstverständlich, und unterwerfen sich ohne jeden Zwang den Einschränkungen und Pflichten, die der Staat und die Gesellschaft ihnen auferlegen.

Ueberhaupt steht das ganze Erziehungssystem der großen Public Schools unter einem Hauptgesichtspunkte; unter dem-

selben, den auch in allen guten Häusern die Familienerziehung anstrebt: „anständige, praktisch brauchbare, christliche englische Gentlemen und Mitglieder der Kirche von England heranzubilden, und nicht — wie bei uns — die Knaben im wesentlichen nur mit ausreichenden Kenntnissen für einen „gelehrten" Beruf vorzubereiten.

Mit welchen Mitteln dieser Plan, dieses Ziel der Erziehung verfolgt wird, dafür möge die von Eton ausgehende innere Mission als ein Beispiel reden.

Vor 13 Jahren hörte ein junger Herr aus den besten Kreisen des Westend, Edward Denison, ein ehemaliger Etonian, der in dem Zauberkreise von Mayfair nahe am Hydepark lebte, von dem schrecklichen Elend, das unter der armen Bevölkerung von Whitechapel, im Osten der City, herrsche. Er machte einen Ausflug in jene unbekannten Gegenden und nachdem er sich von den dortigen Zuständen unterrichtet hatte, fühlte er sich derartig ergriffen, daß er aus seinem bisherigen Vaterlande im Westen verschwand und sich in der Nachbarschaft von Ratcliff Highway, in der wüstesten und verkommensten Umgebung der London Docks niederließ. Hier lebte er mehrere Jahre in strengster Ausübung der härtesten Pflichten eines Missionärs. Er organisirte mit eigenen Mitteln und fremder Beihülfe ein vielzweigiges Liebeswerk. Nach einigen Jahren war seine Gesundheit zerstört; zu spät ließ er sich bewegen, ihre Wiederherstellung in südlichen Klimaten zu suchen. Er starb auf der Reise.

Zwei andere ehemalige Schüler von Eton setzten sein Werk fort, in Verbindung mit der Geistlichkeit des Kirchspiels von St. Georg im Osten. Jetzt findet man dort: Arbeiterhäuser, Unterstützungsvereine, Arbeiterclubs, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Reinlichkeit; eine kleine Oase in der ungeheuren Wüste. Eton und seine Schüler haben sich an diesem Werke anhaltend

in hervorragender Weise betheiligt. So entwickelte sich dort ein traditioneller Sinn der Theilnahme an dem Wohle der armen Klassen.

Einige Herren in hervorragender Stellung, alte Etonians und Väter jetziger Schüler, griffen in Verbindung mit dem zeitigen Head Master Dr. Hornby diesen Faden auf. Im Jahre 1880 wurde innerhalb der Schule eine Missionsgesellschaft gestiftet. Diese erlas sich einen Theil von Hackney, eine vorzugsweise mit Armuth geschlagene Gegend im fernsten Nordosten von London, als Arbeitsfeld aus. Die Zwecke der Gesellschaft sind gleichzeitig: religiöse, soziale, erziehende und sanitätische.

Im vorigen Herbste tagte die Gesellschaft in den bekannten Sälen von Willis' Rooms um über den Fortgang des Werkes zu berathen. Der Präsident Sir Stafford Northcote, Führer der konservativen Opposition im Unterhause, legte den Plan für die weitere Förderung des Werkes vor. Danach wollen die „alten Herren" die Mittel zusammenbringen um Kirche und Schulen zu bauen und einzurichten; bei dem laufenden Betriebe soll alsdann die Jugend in Eton — zahlend und handelnd — in geeigneter Weise mitwirken.

„Aber" sagte Sir Stafford, „das Gute, welches diese Organisation verwirklichen soll, wird sich nicht allein auf die Bewohner von Hackney Wick beschränken. Solche Wohlthätigkeit trägt einen doppelten Segen in sich. Eton selbst wird ebensoviel dabei gewinnen. Die „Eton Boys" werden in Zukunft keine Entschuldigung mehr haben wenn sie in Unwissenheit darüber aufwachsen: wie diejenige Hälfte der „Welt", zu welcher sie nicht gehören, lebt und stirbt. Sie werden zugleich erkennen, daß ihre „Welt" nur einen sehr kleinen Theil der Welt des wirklichen Lebens von England bildet. So werden sie veranlaßt werden, sich an dem werkthätigen Wohlthun (den Charities) unseres Landes zu betheiligen."

„Wir hoffen jedoch, daß die Schüler von Eton, — frühere, gegenwärtige und zukünftige — noch etwas mehr thun werden als nur aus ihrem Ueberflusse beizusteuern. Wenn unsere guten Absichten vollständig erreicht werden so sollen die Beisteuernden sich auch die Mühe geben, sich persönlich mit unseren Arbeiten bekannt zu machen. Dieses würde ein wirksames Gegengift gegen die angeborene Selbstsucht des Schulknaben abgeben. Es würde darin ein, sowohl intellektuelles wie sittliches Bildungsmittel liegen. Nicht nur sollen die jugendlichen Herzen erwärmt, sondern Verstand und Urtheil sollen durch die Erfahrungen bereichert und gekräftigt werden, welche die jungen Leute dort gewinnen können."

Diese auf das Staatsleben Englands so hervorragend einflußreichen Kreise impfen ihren Kindern im Hause grundsätzlich von früh auf ganz bestimmte feststehende Ansichten und Grundsätze ein — die man, vom entgegen gesetzten Standpunkte aus, immerhin als „Vorurtheile" bedauern mag — sie anerziehen ihnen vor allem auch eine ernsthafte und achtungsvolle kirchliche Haltung. Um auf diesen Grundlagen sicher weiter zu bauen, bedarf man Erziehungsanstalten, die völlig in sich abgeschlossen sind und wo die Gewöhnung und Sitte der Familie ihre ungestörte weitere Entwickelung findet. Von diesem Standpunkte aus haben auch die gehäuften mechanischen kirchlichen Verrichtungen zu denen die Schüler disziplinarisch gezwungen werden, ihre Berechtigung. So wachsen die Knaben in Eton auf, unter den Einwirkungen des Prinzips: aristokratischer Gleichheit. Daß dieses aristokratische Element in England etwas ganz anderes bedeutet als eine Standeskaste, das dürfte wohl hinreichend bekannt sein. So bringt ein jeder Eton Boy in die Schule und wiederum aus der Schule gewisse feststehende politische und religiöse Anschauungen und Glaubenssätze — ich sage nicht: Ueberzeugungen — mit in's Leben. Neben Freiheitsgefühl

und Nationalstolz wohnt ihm eine uns — im allgemeinen — fremde Achtung vor der Autorität, und eine konservative Richtung inne, die unseren fortgeschrittenen jugendlichen (und auch älter gewordenen) Freiheitsschwärmern in ihrem häufig etwas verschwommenen Idealismus ziemlich beschränkt erscheinen muß. Sowie der zehnjährige Knabe in Eton über seinem Jäckchen bereits den männlichen Cylinder trägt, der ihm allerdings noch ziemlich komisch und ungeschickt zu Gesichte steht, so richtet er sich in seiner Haltung und in seinem Benehmen bereits nach dem Beispiele der Erwachsenen. Vorläufig liegt darin immerhin ein urtheilsloses kindisches Annehmen. Aber die gesunde ernsthafte nüchterne englische Nation wünscht auch gar nicht, in diesem Alter bereits selbstständige Ideen entwickelt zu sehen. Sie verlegt erfahrungsmäßig den Zeitpunkt der vorausgesetzten Reife, des eignen unabhängigen Urtheilens, in ein viel späteres Lebensalter als es unsere — nach meiner innigsten Ueberzeugung höchst fehlerhafte Praxis — durch den schroffen Sprung vom unverantwortlichen Gymnasiasten zum völlig ungefesselten und unkontrolirten Studenten mit sich bringt. Aneignung einer möglichst großen Masse von sogenannten Kenntnissen ist für die englische Erziehung eine untergeordnete Forderung*, denn man vergißt dort niemals, daß eine große Anhäufung von Wissen durchaus noch nicht: Bildung für das praktische Leben, bedeutet.

Um jedoch ein solches Material an Zöglingen nach solchen Grundsätzen zu erziehen bedarf es bei den Lehrern noch andrer wichtiger männlicher und sozialer Eigenschaften neben und über der klassischen Gelehrsamkeit. Und so erschienen auch die Masters

* Dieses, auch bei uns neuerdings erfreulicher Weise wieder kontrovers gewordene Thema — eines der wichtigsten für unsere nationale Zukunft — finden die Leser bereits in meinen „Bildern aus dem Leben in England" S. 265 in Beziehung auf die englischen Universitäten behandelt.

und Tutors, sowohl in Eton als in Oxford, aus völlig anderem Holze geschnitten und auf eine ganz andere Stufe gesellschaftlichen Ansehens gestellt als bei uns. Ihre eigenen Familienerziehungen, ihre Lebensweise, ihr Einkommen giebt ihnen eine soziale Gleichheit mit ihren Zöglingen, die auf die Jugend weit lebendiger wirkt als gewisse profunde philologische, ihnen unverständliche und daher gleichgültige Qualitäten. Tritt einmal in dieser Beziehung ein Ausnahmefall ein so wird der Mißgriff sich mit ziemlicher Sicherheit rächen, wie wir es beim Provost Dr. Foster, dem Meister der griechischen Akzente, gesehen haben. Ein guter und erfolgreicher Master in Eton wird seine erziehende — nicht nur unterrichtende — Aufgabe nur dann mit Erfolg erledigen können wenn er seinen Schülern ein lebendes Vorbild ist und ihnen sagen darf: „handelt nach meinen Werken! seht was ich thue!"

Das von mir bereits erwähnte Buch „Tom Brown's Schultage" hatte in England hauptsächlich deswegen einen so außerordentlichen Erfolg weil jeder alte Schüler von Eton Harrow oder Rugby sich darin wie in einem Spiegelbilde wieder erkannte. Und wie spricht Thomas Hughes, selbst ein Schüler des berühmtesten englischen Pädagogen des Doktor Arnold in Rugby, den Zweck der Erziehung in einer der großen Public Schools aus?

Tom's Vater, als er den Sohn fortzuschicken beschließt, fragt sich folgender Maßen: „Soll ich ihm sagen, daß er fleißig sein müsse, daß er zur Schule gesandt werde um ein Gelehrter zu werden? — Aber ich schicke ihn ja nicht deshalb hin, jedenfalls nicht hauptsächlich deshalb. Ich frage nicht das mindeste nach griechischen Partikeln oder nach dem Digamma — und meine Frau ebenso wenig. — Weswegen also wird er auf die Schule geschickt? Wenn aus ihm ein braver praktischer wahrheitsliebender Engländer wird, und ein Gentleman, und ein Christ: — das ist alles was ich verlange."

Und Tom selbst beantwortet sich später dieselbe Frage so:

„Ich will A. I. im Cricket und Football und in allen anderen Spielen werden. Ich will, daß meine Fäuste im Stande sind, meinen Kopf gegen jedermann hoch zu halten, sei er ein Rüpel oder ein Gentleman. Ich will soviel Latein und Griechisch von hier mitnehmen als ich bedarf um mich in Oxford anständig durchzubringen . . . Ich will hier den Namen eines Burschen zurücklassen, der niemals einen kleinen Knaben mißhandelte und niemals vor einem großen umdrehete.“

„Zeigt der Welt“, rief Doktor Arnold seinen Schülern zu, „daß Ihr nicht von Holz und Stroh seid, sondern daß Eisen in euch steckt!“

Diese Worte fielen mir unwillkürlich wieder ein als ich mich am Vierten Juni zwischen der Jugend von Eton bewegte. Ihr Gesammttypus war ein gesundes thätiges entschiedenes energisches Aeußere. Dabei etwas Kindliches — ich muß sagen: geistig Ungewecktes in ihren Mienen, womit die überwuchernde Leidenschaft für ihre Spiele wohl übereinstimmt. Zugleich aber wieder eine gewisse freimüthige Männlichkeit, ein ruhiges Selbstbewußtsein in ihrem Auftreten. Sogar die, nothwendiger Weise vorhandene jugendliche Schüchternheit schien sich hinter einer gezwungen unbefangenen Haltung zu verbergen. Auch ihren Kuchen aßen sie mit dem Ernste eines Lord Oberrichters, der soeben ein Todesurtheil fällt. Aber sie sahen alle aus als ob sie unter allen Umständen die Wahrheit sagen würden. Und das ist doch das A und das O, das Höchste, was überhaupt irgend eine Erziehung erreichen kann. Ich konnte nicht finden, daß die Gesichtsfarbe durchweg so frisch war, als ich erwartete. Aber ich meine, fast alle Knaben zwischen zwölf und siebzehn Jahren sind aufgeschossen, von unklarer Hautfarbe, oft schmalbrüstig und meistens ungeschickt in ihren Bewegungen.

Eines aber sah ich bei den Schülern von Eton nicht: — Brillen!!

Die vorstehende Darlegung meiner Anschauungen in und über Eton würden dem Leser ein einseitiges und trügerisches Bild vorführen, wenn ich es unterlassen wollte, auch die Schattenseiten der berühmten Schule, sowie ich sie wahrgenommen, herauszukehren. Zwar ist Lob weit bequemer und weit weniger verantwortlich als Kritik, denn der Lobende läuft nicht leicht Gefahr, daß die Beurtheilten das Urtheil schelten werden. Aber ich hoffe dennoch nicht undankbar gegen die mir in Eton erwiesene entgegenkommende Gastfreundschaft zu erscheinen, wenn ich die Einwürfe nicht verhehle, die in England selbst von vielen Seiten, sowohl in älterer als neuester Zeit, gegen das Erziehungssystem der großen Public Schools erhoben sind.

Zunächst ist es der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit des Unterrichts, des zu engen Kreises der Kenntnisse und des zu bescheidenen Maaßes an Wissen, das auch für den höchsten Standpunkt der Schule gefordert wird. Die hauptsächliche Lehrthätigkeit bestehe mehr in einem Abfragen gewisser Aufgaben, als in einem lebendigen geistigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Die vorzügliche Uebung, die wir in unseren deutschen Aufsätzen erhalten, ist in England unbekannt. Dagegen wird auf das Schmieden lateinischer Verse übermäßig viel Zeit und Mühe verwendet — eine Thätigkeit, die der mussivischen, fast stets völlig gedankenfreien Kompilation unserer zusammen gestoppelten „lateinischen Aufsätze" allerdings an Unfruchtbarkeit gleichsteht. Höchst sonderbar ist in den unteren Klassen die Uebung der sogenannten Nonsens Verse, in denen beliebige Wörter ohne Sinn lediglich so zusammen gestellt werden, daß sie prosodisch ein vorgeschriebenes Versmaß richtig ausfüllen.

Daß Mathematik und Naturwissenschaften in Eton gewissermaßen als neue Emporkömmlinge behandelt werden, haben wir bereits erfahren.

Hiermit steht in Wechselwirkung die allerdings wohl übertriebene Wichtigkeit, die der Uebung und Auszeichnung in den athletischen Spielen beigelegt wird. Wer sich ihnen widmet — und das ist die überwiegende Mehrzahl — verwendet darauf drei bis vier Stunden täglich. Gewisse Spiele, vor allem Football, bestehen in einer rücksichtslosen gegenseitigen Anwendung körperlicher Stoßkraft, die man, mit dem besten Willen, nicht wohl anders als „roh" nennen kann. Ballspiel ist zweifelsohne gesund und heilsam. Aber im Fußball ist es augenscheinlich zu einem Mißbrauche ausgeartet. Ein Spiel, in dem Arm- und Beinbrüche und selbst schwere innere Verletzungen innerhalb der Regeln häufig und fast unvermeidlich sind, zählt jedenfalls nicht mehr zu den gebildeten Erziehungsmitteln und gravitirt stark in die niedere Region des Boxens, des Faustkampfs, hinüber. Regelmäßig sieht man in einem gewissen Stadium des Spiels einen Haufen Spieler in wüstem Durcheinander sich gegenseitig auf Brust und Bauch knieen, um sich durch rohe Gewalt den Ball zu entreißen. Tritte gegen die Schienbeine sind „commentmäßige" Angriffsmethoden, ebenso gilt der Kampf von 2 gegen 1 durchaus als „fair". Die Entschuldigung: das Spiel übe Muth, Entschlossenheit und Willen, läßt sich für jeglichen, mit Gefahr und Verletzungen verbundenen körperlichen Zusammenstoß bewegter Massen — für jeden Raufhandel — anführen. Eine nicht minder brutale Form hat das Schülerduell, der „Fight". Es ist einfach der Faustkampf, das „Boxen". Die Gänge des Gefechtes werden so lange fortgesetzt als die Kämpfer noch sehen und stehen können, oft eine halbe Stunde und länger. Die Sekundanten halten Schwämme bereit um das rinnende Blut zu entfernen und lassen die „Paukanten," auf ihrem Kniee sitzend, sich verschnaufen. Man wirft dieser ganzen Richtung vor, daß sie, zum Principe erhoben, zu sehr die rohen gewaltsamen Instinkte einer kräftigen Jugend entwickele und daß das Ansehen und der Werth der wissen-

schaftlichen Auszeichnung darunter leide. Ich erinnere hier an die früher gemachte Wahrnehmung daß von den 41 bei den Speeches Mitwirkenden: 22 zu den 70 Collegers gehörten, die den Vorzug der Freistellen durch Examina zu erwerben und durch fortgesetzte Leistungen zu erhalten haben. Dagegen betheiligten sich von den 800, in diesem Punkte unabhängiger gestellten Oppidans, nur 19 Schüler an dem geistigen Turniere.

Eton ist eine Versammlung junger Leute von guter Herkunft und aus mindestens wohlhabenden Verhältnissen. Bedürfen reich gewordene Familien der sozialen Hebung so werden sie mit Vorliebe ihre Söhne nach Eton schicken um ihnen dort Jugendbekanntschaften mit Sprößlingen vornehmer Häuser zu verschaffen, als ein Mittel um letztere später den Schulfreunden zu öffnen. Dabei wird freilich kindisches Berühmen mit titulirten Verwandten den aristokratischen Neulingen eindringlich ausgetrieben. Dennoch blickt wohl jeder Knabe in Eton mit Stolz auf den jungen Herzog von Newcastle, den indischen Prinzen Duleep Singh, die 30 Lords, ausländische Counts und Baronets und die 44 Honorables (Söhne von Peers), die jetzt dort erzogen werden.

Ein Gedicht, das ich zur Zeit des Vierten Juni in irgend einem Londoner Blatte fand, schildert diesen Kultus der Titel in sehr ergötzlicher Weise. Der dreizehnjährige Sohn eines reichgewordenen Londoner Snobs soll nach Eton, nicht um Latein und Griechisch zu lernen sondern „auf daß seine Nase mit der Faust eines Howard Bekanntschaft mache. Lebenslang werde es ihm eine stolze Erinnerung bleiben, die Semmel eines Marquis — als dessen Fag — geröstet, oder gar einem Prinzen die Schuhe geputzt zu haben. Vielleicht könne er es sogar bis zu einem herzoglichen eigenfüßigen — Tritt bringen, u. s. w.

Das getadelte Uebergewicht der körperlichen Kraft im Leben

von Eton drückt sich auch in einer Institution aus, die von jeher ganz besondere Anfechtungen zu erleiden hatte: das „Fagging," die Verpflichtung der jüngeren Schüler, für die älteren eine Reihe von Dienerarbeiten zu verrichten wie Wasserholen, Lebensmittel und verbotene Getränke herbeischaffen, Zimmer aufräumen, Kleider reinigen, bei Gelagen bis spät in die Nacht aufwarten, zu sehr frühen Morgenstunden wecken. Besonders war von jeher vielen Eltern der jüngeren Schüler diese Dienstbarkeit, als unanständig, zeitraubend und gesundheitsgefährlich, im hohen Grade zuwider. Man hat vielfach versucht diesen Mißbrauch auszurotten, jedoch vergebens. Selbst in alle neu gegründeten Schulen schlich er sich sofort ein. Die Sitte muß daher wohl irgend einer Seite der menschlichen oder der englischen Natur entsprechen. Ihre Vertheidiger erklären dieses Patronatsverhältniß für das einzige Mittel um die Kleinen gegen ungeregelte launische Tyrannei von Seiten roher rücksichtsloser Burschen zu schützen, die ja nirgendwo fehlen. Aber an körperlichen Züchtigungen Seitens ihrer, nicht frei gewählten, Beschützer und Gebieter fehlt es ebensowenig. Im Leben Lord Byrons und Sir Robert Peels finden sich haarsträubende Erzählungen über die brutale und feige Tyrannei, die sie als „Fags" zu erdulden hatten und die vielen Knaben die ersten Jahre ihrer Schulzeit traurig verbittert.

Hiemit hangt eine andere Anklage von allgemeinerer Tragweite zusammen: daß nämlich in Erziehungsanstalten von vielen hundert Knaben die zarten und schwachen Naturen nicht ausreichend geschützt und berücksichtigt werden; daß überhaupt durch die, zur allgemeinen Sitte gewordene, frühe Lostrennung der Knaben vom Elternhause deren Gemüths- und Herzensbildung leide, und daß wirklich zarte, übrigens gut angelegte und geartete Kinder durch die Derbheit des ganzen Verfahrens nicht

gekräftigt sondern verschüchtert und zu Feiglingen ausgebildet werden.

Nun ist allerdings die Erziehung des Knaben außerhalb des, normalen und pflichttreuen, Elternhauses immer ein bedenkliches Auskunftsmittel — bedenklich schon deswegen weil es nicht der von der Natur vorgeschriebene Weg ist. In England ist sie indessen fast eine Nothwendigkeit geworden. Dort fehlte, bis vor wenigen Jahren, das systematische Netz von Gymnasien, das bei uns das Land in dichten Maschen überspannt. Zudem lebt der Engländer der besseren Stände, auch wenn er ein Stadtbewohner und Geschäftsmann ist, stets in ländlicher Wohnung und in zu großer Entfernung vom Kern der Städte, als daß der tägliche Unterricht dort gesucht werden könnte.

Darüber kann kaum ein Zweifel sein, daß die Selbständigkeit und Selbstbeherrschung des Kindes, die ihm die „Public School" aufdrängt, meistens sehr theuer, um den Preis der Kindlichkeit und herzlichen Unbefangenheit erkauft wird. Indessen mag es wohl leichter und bequemer sein, unerwachsene Männer bei Dutzenden und Hunderten zu erziehen, als kindliche weiche Knaben, die das Bedürfniß haben, sich hier und da am Herzen der Mutter noch einmal gründlich auszuweinen.

Auch die sogenannte Häuslichkeit in der Pension beim Master, im ausschließlichen Verkehre mit 20 bis 30 anderen Knaben sei — so sagen die Gegner — viel zu kasernenmäßig um einer zarten kindlichen Organisation zuzusagen. — Vor allem fehlt hier auch das wichtige Familienelement der Schwestern. — Jedenfalls stehe es fest, daß die athletischen Uebungen nur den kräftigen Naturen zu Gute kämen, die sie freiwillig aufsuchen, da nicht einmal ein Zwang zur Theilnahme für die unlustigen schwächeren Schüler bestehe.

Wir gelangen jetzt zu einem der absonderlichsten Kapitel

englischer Schulerziehung: dem „Flogging“, der Prügelstrafe. Die Birkenruthe schwebt noch heute über allen Alters- und Schulklassen Etons, wenngleich sie wohl in den höchsten selten praktisch angewandt wird. Die Ansichten über dieses erziehliche Element gehen auch in England weit auseinander. Die ehemaligen Schüler lächeln darüber. Die Lehrer meinen, daß in einer so großen Masse die Ordnung nicht ohne scharfe Repressivmaßregeln aufrecht erhalten werden könne. Auch sei die Züchtigung nicht demüthigend und sie entwickele den Muth des Knaben im Erdulden von Schmerz. Die „Applizirung“ des Mittels ist mit gewissen gesetzlichen Garantien umgeben wie etwa in civilisirten Ländern die Intramurân-Hinrichtungen. Ausschließlich der Head Master darf die Exekution vollziehen; er erscheint dabei in voller Amtstracht und zwei Schüler der Selekta sind als Zeugen zugegen. Es darf niemals ein Tropfen Blut fließen. Alles verläuft ohne jede Leidenschaftlichkeit; wie eine nothwendige Sühne.

Ohne Zweifel liegt in dieser Behandlungsweise der Schulsünden ein auffallender Widerspruch gegen das allgemein durchgeführte System: die Knaben früh als Männer zu behandeln und ihr Selbstgefühl auszubilden. Daß die Strafe willig ertragen wird, beruht wohl hauptsächlich in der eigenthümlichen Verehrung des Engländers vor den Präzedenzfällen, auch wenn sie gegen ihn liegen. Das Flogging ist uralt herkömmlich, eine geheiligte Tradition. Schon die Annalen des 16. Jahrhunderts rühmen einen gelehrten Provost als „den besten Schulmeister“ und größten „Peitscher“ seiner Zeit. Die Fälle bei denen es zur Anwendung kommt sind gesetzlich festgestellt. In anderen Schulen scheint nur für Lüge und direkte Widersetzlichkeit gepeitscht zu werden, in Eton auch für wiederholte Disziplinarvergehen: für Faulheit und Ueberschreitungen der „Grenzen“. Die Praxis schwankte auch je nach den Anschauungen der

Zeit und des Head Masters. Einer der berühmtesten Peitscher regierte in Eton zu Anfang dieses Jahrhunderts: Doctor Keate. Er hatte zunächst den bedenklichen Grundsatz: von vorn herein alle Knaben für Lügner zu halten. Dabei entwickelte er einen solchen Eifer für sein beliebtes Erziehungsmittel, daß er eines Tages eine Gruppe vorzüglicher Schüler, welche die Masters ihm als zur Konfirmation und zum Abendmahle reif zusandten, sofort peitschen wollte. Er hielt das begleitende Namensverzeichniß für ein Strafregister und war hoch entrüstet über den frechen Vorwand der, gegen die Ruthe protestirenden Knaben. Er prügelte für Abwesenheit bei „Absence" und arbeitete sich einmal von Abends bis Mitternacht durch eine revoltirende Klasse von 80 Köpfen hindurch. Das unter ihm entstandene Schulgesetz: „daß dreimalige Ruthenstrafe an einem Tage von der Versetzung ausschließe" — sagt wohl genug. Beim Lesen der Bergpredigt erläuterte er die sechste Seligkeit: derer „die reines Herzens sind", folgender Maßen: „Merkt's Euch, es ist Eure Pflicht: reines Herzens zu sein, und wenn Ihr nicht reines Herzens seid, dann — haue ich Euch"!

Einer gelehrten Dame, die ihn Abends am Spieltische durch ein lateinisches Citat erfreuen wollte, dankte er mit den Worten: „wenn Sie ein Tertianer wären würde ich Sie jetzt sofort über den Block legen wegen ihrer falschen Quantitäten".

Doctor Keate mußte den schweren Herzenskummer erleben, daß der historische Block von Eton, nebst sämmtlichen Ruthen, eines Tages auf immer verschwand. Er war nächtlicher Weise entführt — gestohlen. Drei ehemalige Etonians: Lord Waterford, Lord Alford und Mr. Jesse waren die Missethäter. Sie hatten im Wirthshause zum „Christopher" einigen Knaben ein Dinner gegeben und dann beschlossen: „noch irgend etwas Außergewöhnliches zu leisten ehe sie nach London heimkehrten". Das Einsteigen in die Bibliothek war nicht ohne Lebensgefahr. Dann schafften sie die ihnen vertrauten Marterwerkzeuge auf

einen Karren und fort ging es! In London wurde zu Ehren dieser Heldenthat sofort ein Club gegründet, der „Eton Block Club“. Nur solche alte Etonians waren wählbar, die mindestens dreimal gefloggt waren. Der Ehrensitz des Präsidenten war natürlich der Block. Ein Theilchen desselben wurde zu zwei silbernen Schnupftabacksdosen verarbeitet und dem Provost und Head Master übersandt. Der Block wird noch jetzt als geschichtliche Merkwürdigkeit auf einem Landsitze der Familie Waterford verwahrt.

Der eingewurzelte Konservatismus in Eton führte oft zu den absurdesten Fiktionen bei denen jeder Ernst der lehrerischen Autorität verloren ging.

So bestand das Rudern auf der Themse und die gesammte Flotille seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Dieses ganze Treiben wurde jedoch von Doctor Keate ignorirt, als nicht offiziell in den Schulplan aufgenommen, obgleich es zudem noch außerhalb der „Grenzen“ vor sich ging. Sogar die Bootprozession am Vierten Juni war weder erlaubt noch verboten. Der mit Keate gleichzeitige Provost Goodall sagte dann stets: „ich begreife nicht warum Mrs. Goodall am Vierten Juni stets so früh zu Mittag essen will und ihren Wagen stets auf 6 Uhr bestellt“. Abends gingen die Masters selbst zum Feuerwerk, ebenfalls unter der Fiktion: in der Dunkelheit unerkannt zu bleiben.

Ein anderer Fall von schulmeisterlichem Zopf ist zu klassisch um nicht erzählt zu werden. Grade gegenüber dem College lag das altberühmte Gasthaus „Zum Christopher“. Es gehörte der Schule und wurde verpachtet. Längst war es als ein großer Uebelstand für die Disziplin erkannt. Der Provost berief eine Konferenz sämmtlicher Lehrer, da mit Nichterneuerung

der Pacht dem College eine erhebliche Einnahme verloren ging. Bei der Berathung machten einige ältere gelehrte Thebaner ganz ernsthaft die Ansicht geltend: es sei zweckmäßig, den Knaben stets eine starke Versuchung vor die Füße zu legen als ein Mittel um ihre „sittliche Natur" zu kräftigen. Darauf entgegnete ihnen ein jüngerer Lehrer, ein Mann von noch gesundem Menschenverstande: Versuchung?! Das wird der Teufel schon allein besorgen, ohne daß Ihr ihm helft! — In einem Buche welches sich: „Memoiren ausgezeichneter Etonianer" nennt habe ich die Jugendgeschichte von einer längeren Reihe solcher Männer durchblättert die sich später im englischen Leben hervorragend bethätigt haben. Selten ist darin die Rede von eifrigen Studien, wissenschaftlichem Bestreben, geistiger Frühreife oder gar Gelehrsamkeit der zukünftigen bedeutenden Feldherren, Staatsmänner und Gelehrten. Desto mehr aber von Freimuth, Unerschrockenheit, Selbstbeherrschung, kaltem Blute und Ausdauer. Und das ist es gerade was die Engländer mit ihrer Erziehung erreichen wollen. George Canning sagte einmal im Parlamente: „Fremde fragen oft: durch welche Mittel wir uns diese ununterbrochene Reihefolge von Männern sichern, die mehr oder weniger geeignet sind, die parlamentarischen und offiziellen Pflichten in ausgezeichneter Weise zu erfüllen? Darauf antworte ich, vielleicht mit den Vorurtheilen von Eton und Oxford, daß wir das dem Systeme unserer Public Schools und Universitäten verdanken. — — Natürlich giebt es seltene und glänzende Ausnahmen. Aber ich bin in meinem Gewissen überzeugt, daß England nicht wäre was es ist, ohne das System unserer öffentlichen Erziehung, und daß kein anderes Land werden kann was England ist ohne die Vortheile eines solchen Systems".

Diesem, in seiner einseitigen nationalen Selbstbewunderung echt englischen Urtheile steht allerdings die Ansicht Lord Chathams entgegen: — — „daß er kaum einen Knaben be-

obachtet habe, der nicht in Eton für's ganze Leben eingeschüchtert war (cowed); daß eine Public School für einen Knaben von unruhigem und vorschnellem Naturell zweckmäßig sein möge, aber da nichts tauge wo feinere mildere Eigenschaften (gentleness) vorhanden seien."

Und so gelange ich zu dem Schlusse, daß Eton und der Karakter der herrschenden Klasse Englands sich gegenseitig erläutern und ergänzen, daß sie in einer innigen harmonischen Wechselwirkung stehen. Der kalte Muth — die Gewohnheit ruhigen zähen Aushaltens — die ebenmäßige, niemals erregt eintretende Thatkraft, selbst unter den schwierigsten und peinlichsten Umständen — die Selbstbeherrschung und der niedrige Grad von demonstrativem Mitgefühle für andere — die Bewunderung für Talent und Muth, und der Mangel an Sympathie für bescheidenen Werth —, der Respekt vor Muskelentwickelung (muscular Christians), — die allgemein geringe Werthschätzung theoretischen Vielwissens ohne praktische Leistung, — das geringe Maß derjenigen Liebenswürdigkeit, die Milde und Herzensgüte starken Persönlichkeiten verleiht: alle diese Eigenschaften des englischen National-Karakters finden wir, in ihren Keimen, im Leben von Eton vor. Und so erklärt sich der von Canning gepriesene, immer noch andauernde Nachschub jungen gleichartigen Blutes in die alten Adern des englischen Staatslebens.

Jedoch auch in der Schule Heinrichs VI. findet jetzt ein unausgesetzter Verjüngungsprozeß statt. Mein gütiger Gastfreund vom Vierten Juni schließt einen Brief, in welchem er mir in Beziehung auf die literarischen Quellen für meine Studien über Eton durch Rath und That zur Hand geht, mit folgenden Worten:

„Aber keines dieser Bücher wird Ihnen Eton genau so schildern wie es jetzt ist und wie Sie selbst es mit mir gesehen haben. Eine große Umwandlung hat bei uns innerhalb der

letzten funfzehn Jahre stattgefunden. Neue Gebäude, neue Lehrfächer, mehr Lehrer, mehr Knaben, und — wie ich hoffe — mehr Lernfleiß.

Wir suchen, uns den Bedürfnissen unserer Zeit anzupassen und die heutige Zeit schreitet schnell."



Arundel Castle.

Das älteste Haus Englands.

„Ich könnte groß thun und sagen: ich bin fürstlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolks Geschlechte, der für die schottische Maria ein Opfer ward."

Diese stolzen Worte der großherzigen Sünderin wider Willen, Lady Milford, kamen mir wiederum in's Gedächtniß, als ich vor einigen Tagen in der National Gallery die große prächtige Landschaft des berühmten Malers Turner sah und dazu im Kataloge die Worte las: „Arundel Castle, der Sitz des Herzogs von Norfolk." Das mächtige, auf hohem buschigen Kegel breithin gelagerte Schloß mit seinen festen epheuberankten Mauern, unzähligen Zinnen, Schornsteinbündeln und ausspringenden Thürmen, — noch mehr aber die hohe schwere, fast formlose Steinmasse, die sich zu seiner Rechten wie ein riesiger Felsblock erhob — diese beiden Zeugen vergangener und gegenwärtiger monumentaler Größe zogen mich mächtig an. Sobald ich die Ortsbelegenheit ausgeforscht und durch die Güte des herzoglichen Eigenthümers eine empfehlende Ein-

führung beim Burgwart erhalten hatte, eilte ich hinaus, nach Süden in die hüglige Grafschaft Sussex. Indem wir uns der Küste des Kanals nähern, nehmen die Hügel an Höhe, Steile und Bewegung in den Formen zu. Hier ist noch wilde Natur, Heide und Dorngebüsch und hohe Taxus. Plötzlich fallen die Höhenzüge der South Downs in einzelnen Kuppen schroff und kahl in eine Ebene hinab, die in ihrer gesammten Formation sich als spätere Anschwemmung des, vor seinem eigenen Werke zurückweichenden Meeres kundgiebt. Die Bahn läuft einem kleinen Flusse entlang, der hier in ungehinderten flachen Windungen dem Kanale zustrebt. Er heißt: Arun, und wir verlassen unseren Zug auf der kleinen Station Arundel. Es ist ein freundliches Städtchen von 2500 Einwohnern, durch welches wir jetzt unsere Schritte lenken, und es macht den Eindruck als ob es auch ein bescheidenes Städtchen sei, fern vor jedem hochmüthigen Selbständigkeitstriebe. Denn seine stattlichsten Straßen, die in der Einsattelung, der „Delle" des Flußthales beginnen, in der Arundell, — streben sämmtlich nach außen hin, den Hügel hinauf, an dessen Abhange das Städtchen bescheiden emporklimmt oder ehrfurchtsvoll emporblickt, denn dort oben liegt sein wahrer Mittelpunkt und seine Seele: Arundel Castle. Und so bestand das Verhältniß zwischen Stadt und Schloß bereits seit eintausend Jahren. Früher hatten sich sogar die letzten Häuser von Highstreet im unmittelbaren Schutze der Schloßmauer angesiedelt. Denn in den ungemüthlichen Zeiten des Mittelalters empfand das Castle kein Bedürfniß, nach allen Seiten hin frei und umgeben von isolirenden Gärten zu liegen. Neuerdings hat der Grundherr des Ortes diese lästig gewordene Nachbarschaft rasirt und fortgekehrt. Ein breiter Parkstreifen und eine mächtige monumentale Mauer scheiden jetzt Schloß und Städtchen.

Wir betreten den äußeren Schloßhof durch eine schwere

stattliche normannische Thorfahrt von zwei kühnen vorspringenden, wohl 16 Meter hohen Thürmen eingefaßt, die das Roß der Fitz-Alans und den Löwen der Howards tragen. Sofort wenden wir uns, indem wir von der ertheilten Ermächtigung Gebrauch machen „in Arundel Castle alles zu sehen was wir wünschen," nicht dem vor uns liegenden Eingange des inneren Schloßhofes zu, sondern biegen nach links in die Gärten ein. Auf diesem Wege werden wir die verschiedenen einzelnen Gebäudegruppen des Schlosses nach der Folge ihres geschichtlichen Alters aufsuchen. Diese Steindenkmäler umfassen jetzt bereits ein Jahrtausend; sie sollen zu uns von all den verschiedenen großen Geschlechtern reden, denen sie dienten, seit im letzten Willen König Alfreds († 901) Arundel Castle in der englischen Geschichte auftritt. Und von diesem Zeitpunkte an, manche Jahrhunderte hindurch, vollzog sich kein bedeutendes Ereigniß, keine Wendung der Geschicke Englands, bei der nicht die Herren von Arundel Castle hervorragend mitgewirkt hätten: auf den französischen und schottischen Schlachtfeldern — auf dem Deck seiner „Men of war" — in der Könige geheimem Rathe — im Parlamente. Sie kämpften siegreich an der Spitze der englischen Streitmacht gegen die äußeren Feinde, aber sie haderten auch unerschrocken mit ihren eigenen Landesherren in der Vertheidigung dessen was sie als ihr menschliches, und was sie als „göttliches" Recht zu vertreten die Pflicht fühlten. Viele von ihnen büßten mit Armuth und Verbannung die Parteinahme für das alte Recht und — später — für den alten Glauben gegen die neuen Lehren und Meinungen. Sechs hervorragende Häupter dieser verschiedenen Geschlechter legten sich auf den Block und fielen durch Henkershand.

Ein kurzer Gang unter den breiten Kronen der mannigfaltigen alten Bäume bringt uns an den Fuß der kolossalen altersgrauen und mit Gras, Buschwerk und Epheu überwucherten

Steinmasse, die wir bereits auf Turners Bilde mit Verwunderung betrachtet haben. Es ist ein runder, in sich völlig geschlossener Bau, ein kreisförmiger Thurm von etwa 30 Metern Höhe und einem Raume von mehr als 20 Metern Durchmesser zwischen seinen, 3 Meter dicken, Mauern. Diese waren in der ursprünglichen Anlage nach außen hin an keiner Stelle durchbrochen; weder Lichtöffnungen noch Eingangspforte sind irgendwo zu finden. Die gewaltige Steinmasse ist jetzt mit dickstämmigem Epheu dicht übersponnen. Wir ersteigen sie auf einer, viel später an die Außenseite gelegten Steintreppe und bewegen uns jetzt auf der breiten Mauerkrönung sicher um den inneren Hof. Hier sehen wir Tragsteine und Vertiefungen rings um die Mauerwände laufen, — untrügliche Anzeigen, daß sich dort Wohnräume anlehnten, die ihre Erleuchtung von einem mittleren inneren Lichthofe erhalten haben müssen. So konnten die Vertheidiger augenscheinlich auch nur von der obersten Brustwehr aus auf den Feind wirken; denn alle die nützlichen Vorrichtungen späterer Zeiten, wie Pechnasen, Ausfallsthüren, selbst Zinnen und Scharten, waren zur Zeit als diese feste Burg von den angelsächsischen Landesherren aufgeführt wurde, — es war spätestens das Jahrhundert unsrer karolingischen Kaiser — noch nicht erfunden. Trotzdem muß die Lage des „Manor," den König Alfred vermuthlich selbst erbauete — denn er zuerst wandte den Stein in der weltlichen Architektur an — und den er sterbend seinen Neffen Athelm hinterließ, eine außergewöhnlich starke gewesen sein. Von dem Wehrgange auf der Höhe des Thurmes übersehen wir seine Lage und die Lande ringsum wie auf einer Karte. Arundel Castle liegt auf dem Abschlusse eines, weit gegen Süden in's flache Küstenland vorspringenden steilen Ausläufers der Downs. Diese Landspitze ist durch einen doppelten Graben von außerordentlicher Breite und Tiefe gegen die rückwärtsliegende Hügelkette abgeschnitten und künstlich bedeutend über dieselbe erhöhet.

Der Graben selbst bildet jetzt ein schattiges kleines Waldthal von immergrünen Bäumen: Eichen, Taxus, Lorbeer, Laurustinus und Fuchsien. Alle diese Ausländer gedeihen vorzüglich in dem milden Seeklima; nur das Rhododendron verschmäht den Kreideboden. Auf der anderen Seite des Thälchens liegt wieder ein alter Thurm, jedoch aus späterer Zeit und stark verfallen, wozu auch wohl Cromwells Artillerie beigetragen haben mag, deren häufige Kugelspuren er noch trägt.

Hart an die ungefüge Steinmasse des Keep lehnt sich ein anderer Thurm; er enthielt früher den Brunnen für die Besatzung. Auch dieser ist von späterer Konstruktion; er ist viereckig und trägt eine Pechnase. Er überragte den alten Keep bedeutend, ist aber schon lange verfallen und fast bis auf die Höhe der großen älteren Steinmasse abgetragen.

Wenden wir unsere Blicke nach Süden so verfolgen sie den Arun wie er sich durch die flache, mit Landsitzen und Dörfern besetzte Küstenebene windet bis er etwa nach einer Stunde in den Kanal fällt. Hier war also vor 1000 Jahren das Schloß durch die Wasserbefestigung undurchdringlicher Sümpfe geschützt. Das Meer ist nicht deutlich sichtbar, wohl aber zeichnen sich im Südwesten die baumreichen Höhen der Insel Whigt. Vor zwanzig Jahren hatte der Keep noch eine Besatzung; sie bestand aus einer Familie großer Uhus. Seitdem segneten sie das Zeitliche und sind jetzt ausgestopft hier verewigt. Der eine hieß im Munde des Volkes: Lord Eldon, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem berühmten Rechtsgelehrten und Lordkanzler, der sich nebenher auch durch eine ungewöhnliche Häßlichkeit auszeichnete. Eines Tages erschien Lord Eldon selbst als Tourist auf dem Keep und hörte bei der Vorstellung der Uhus mit Befremden seinen eigenen Namen. Vielleicht ging ihm eine Ahnung über das „tertium comparationis“ auf, denn er fragte den Führer mit ernster Betonung nach dem Warum? Diesem jedoch war in den Zügen und den strengen

Mienen des fremden Herrn ebenfalls eine Enthüllung aufgegangen und er antwortete mit unbefangenster Ruhe: „weil das Thier so klug ist und weil Lord Eldon doch der klügste Mann in England ist".

Der andere Uhu hieß Lord Thurlow. Diesen Namen hatte ihm die eigene, humoristisch angehauchte Tochter des Gevatters gegeben, — ebenfalls wegen der Aehnlichkeit. Der Wärter protestirte sanft, da — gewisse Umstände vorlägen, welche den Titel für das Thier ungeeignet erscheinen ließen. Aber es blieb bei Lord Thurlow, längere Jahre hindurch, bis es eines Morgens zu einem plötzlichen Ende mit der angemaßten Würde kam, indem der „Lord" während der Nacht ein schönes grau-gelbes — Ei gelegt hatte und sich anschickte die Mutterfreuden des Brutgeschäftes zu kosten. —

Anderthalb Jahrhunderte saßen die sächsischen Earls von Sussex auf dem Keep am Arun und der letzte von ihnen war Harold, der (1066) bei Hastings gegen den von Edward dem Bekenner erwählten Nachfolger, Wilhelm Herzog von der Normandie, Schlacht, Krone und Leben verlor.

Als darauf der Sieger die Beute vertheilte, fiel die Grafschaft Arundel nebst einem ausgedehnten Grundbesitze einem seiner vornehmsten normannischen Edlen zu: Roger de Montgomery. Zugleich erhielt er die Würde des „Earl Marschalls von England" als welcher er Präsident des Gerichtshofes über die großen Vasallen war. Dieser Hof ist längst verschwunden aber der Titel haftet noch heute an Arundel Castle und der Earl Marschall ist nun erblicher Präsident des Reichs-Herolds-Amtes.

Dieser Normanne erweiterte seinen neuen englischen Herrensitz indem er dem einfachen und schwerfälligen angelsächsischen Bergfried den Wasserthurm und verschiedene andere nothwendige Erweiterungen anfügte. Vor allem führte er einen zweiten großartigen viereckigen Thurm auf, der die dahinter liegenden Wohngebäude des Schlosses gegen die Landseite noch wirksamer

vertheidigen sollte. Von den letzteren sind keine erkennbaren Spuren mehr vorhanden, Earl Roger's Thurm aber deckte noch bis vor kurzen Jahren die große Einfahrt zum Schlosse und steht noch heute da wie er, fest und grade, vor 800 Jahren vom Baumeister hingestellt wurde. Nur das dichte Epheukleid verschönert ihn und an der inneren Seite zeigt sich die — vermuthlich später eingesetzte — Schloßuhr. An die Stelle des Fallgatters ist eine Flügelthür, an diejenige der Zugbrücke ein Bogen von Stein getreten.

Keine Treppe führt und kein Lichtstrahl dringt in die beiden unterirdischen engen gemauerten Höhlen, in welche, noch 4 bis 5 Meter tiefer als die Grabensohle, der normännische Burgherr seine unglücklichen Gefangenen wie in ein lebendiges Grab versenkte. —

Nach manchem Wandel in den Eigenthümern — durch Felonie und Mangel an männlichen Erben — finden wir im zwölften Jahrhundert Arundel Castle in den Händen der Fitz-Allans. —

Treten wir durch den Uhrthurm in den großen Schloßhof, so zeigt sich uns das jetzige Castle an der nämlichen Stelle, auf welcher diese zweite Dynastie es erbauete. Vor uns in der Tiefe des Hofes steht das Hauptgebäude; in seiner Mitte springt die niedre breite normannische (romanische) Rundbogenthür des Eingangs hervor. Der rechte langgestreckte Flügel zeigt in fünf hohen schmalen Bogenfenstern die Bibliothek, die Perle des Schlosses. Sie stammt, auf normannischen Unterbau, in ihrer jetzigen baulichen Gestalt aus dem Jahre 1540. Der linke Flügel, der sich dem Uhrthurme anschließt, enthält die Dining Hall; sie wurde 1275 von Robert Fitz-Allan als Burgkapelle errichtet.

Eine Fülle bedeutender Erinnerungen aus jenen bewegten und gewaltthätigen Jahrhunderten, in denen England die Grundlagen seiner Verfassung erkämpfte, knüpft sich an Arundel.

Hier kehrten die ersten normannischen Könige oft als Gäste ein. Hieher flüchtete sich und hier fand ritterlichen Schutz die Kaiserin Mathilde, die Wittwe des deutschen Kaisers Heinrich V., als sie aus Frankreich nach England kam um für das Recht ihres Sohnes zweiter Ehe, Heinrich Plantagenet (später Heinrich II.), wider den Gegenkönig Stephan zu kämpfen. Hier versammelten sich im Jahre 1215 die großen Barone des Reiches, um über die Forderungen zu berathen, die sie damals dem schwachen Könige Johann als „Magna Charta" abtrotzten.

In der mächtigen „Baron's Hall" stellen ein großes und acht kleinere gemalte Fenster jenen denkwürdigen Vorgang dar, sowie die Bildnisse aller Lords, die daran betheiligt waren. Im Jahre 1815 wurde dieses interessante Kunstwerk enthüllt auf einem glänzenden Feste, welches der damalige Burgherr zur sechshundertjährigen Jubiläumsfeier des „großen Blattes" gab. Fast sämmtliche Unterzeichner desselben waren seine direkten Vorfahren.

Im Jahre 1483 starben die Fitz-Allans aus und ihnen folgte im Titel und Besitze, als Enkel der Erbtochter: Philipp Howard, Herzog von Norfolk.

Wer waren die Howards? Das jetzige Haupt dieses weitverbreiteten Geschlechtes: Henry Fitz-Allan Howard 15. Herzog von Norfolk, ist „Premier Peer" von England, erblicher „Earl Marschall" von England, Earl von Arundel und Surrey u. s. w. Er vereinigt in seinem Stammbaume, außer einer Reihe der größten Namen des alten normannischen Englands, das Blut der Plantagenets und der königlichen Capetinger von Frankreich.

Wer aber waren die Howards, woher kamen sie, welchen Weg machten sie und wie gelangten sie, in der Person ihres Chefs, zur Stellung des ersten Unterthans in Großbritannien unmittelbar nach den königlichen Prinzen?

Ihre Laufbahn ist mit soviel heldenmüthigem Thun und

blutigem Leiden, mit soviel düsterer Romantik bezeichnet, daß es sich für Leute, die dem unzeitgemäßen Geschmacke huldigen an „alten Geschichten“ Gefallen zu finden, wohl lohnt sich diesen Weg einmal entlang führen zu lassen.

Der Name der Howards weist auf angelsächsische Abkunft hin. Sie sollen von einem der Unterführer Hengist's und Horsa's: Hawardt (Herwart) abstammen. Sie bewohnen das älteste Haus Englands, treten aber in die Geschichte erst im Jahre 1293 ein mit Sir William Howard, der einen hohen Richterposten in dem von König Edward I. damals neu eingesetzten Assisenhofe bekleidete. Der Posten war anscheinend gut bezahlt denn Sir William kaufte eine stattliche Anzahl von Gütern in seiner Grafschaft. Seine nächsten drei Nachkommen waren Männer in öffentlichen Stellungen und dazu gottesfürchtige Leute. Der dritte Enkel starb als Pilgrim in Jerusalem. Dessen Sohn Sir Robert, ein tüchtiger Admiral, heirathete aus Neigung eine zwar vornehme aber arme Frau, Lady Margret Mowbray, Tochter von Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, Earl of Nottingham und Earl Marshal. Ihre Mutter war eine Tochter der Fitz-Allans von Arundel.

Indessen alle diese hohen Verbindungen trugen dem jungen Paare nichts ein; selbst die Aussteuer der Lady Margret von 200 £ wurde von ihrem Bruder nicht ausgezahlt und Sir Robert Howard mußte im Hause seiner Mutter das Gnadenbrod essen. Lady Margrets ältester Bruder erbte zwar schon mit 14 Jahren des verbannten Vaters Güter, aber bereits mit 19 Jahren war er selbst Rebell gegen Heinrich IV. und wurde auf Towerhill enthauptet. Sein königstreuer Bruder und noch zwei Generationen der Mowbray's folgten im Herzogthum Norfolk, dann — erlosch die Familie, sogar mit allen Erbtöchtern, und Lady Margrets Sohn Sir Philip, ein Mann ganz ohne alle „Aussichten“ geboren, trat die unermeßlich

große Erbschaft an (1483), die den Howards durch jene, nichts weniger als „interessirte" Heirath nun zufiel.

Hohe Ehren und reiche Gütervermehrung häuften sich unter Edward IV. und Richard III. auf den neuen Herzog von Norfolk. Er ward lebenslänglicher Lord Admiral von England, Irland und Aquitanien. Schließlich theilte er als treuer Yorkist das Geschick des letzteren Königs. Er blieb in der Schlacht von Bosworth (1485). Wie es heißt, wurde er von seinem eigenen Neffen erstochen, dem lancastrischen jungen Lord Oxford. Vielleicht verdankt er auch diesem den Warnungszettel, den er am Morgen der Schlacht an sein Zelt geheftet fand:

„Jockey (alte Abkürzung von John) von Norfolk, nur nicht so geprahlt!"
„Dickon (Richard) dein Herr ist verkauft und bezahlt." —

Wir finden sein Bild in einem der Staatszimmer in Arundel Castle: kühne scharfe Züge, breite niedrige Stirn, Adlernase, hohe Backenknochen, eingesunkene magere Wangen, Bart und Haar schwarz und kraus, strenges durchdringendes Auge, der Typus der alten italienischen Condottièri.

Sein Sohn Thomas Earl of Surrey verlor Titel und Thronlehen wegen der yorkistischen Felonie und wanderte, als Anhänger der besiegten Sache, zunächst in den Tower. Als ihm jedoch bei einem Aufstande in London die Thür seines Gefängnisses von den Rebellen geöffnet wurde, weigerte er sich, ohne des Königs Heinrich's VII. Befehl hinauszugehen. Dieser erkannte alsbald den Werth eines solchen Mannes, ließ ihn frei und ernannte ihn sofort zum Oberbefehlshaber seines, gegen den großen Aufstand im Norden entsandten Heeres und zum Statthalter in Nordengland. Später wurde Thomas Surrey Lord Treasurer von England. Als solcher war er eifriger Beförderer englischer Entdeckungsexpeditionen nach Nord-Amerika und bekämpfte das damals allgemein in Mode kommende unterwerthige Ausprägen der Münzen, das soge-

nannte „Kippen und Wippen". Auch König Heinrich VIII. hielt den Lord Surrey in hohen Ehren. Und dieser dankte es ihm zu voll, denn er vernichtete, während der König in Frankreich war, mit einem rasch zusammengerafften Heere die eingedrungene mächtige schottische Armee in der noch heute unvergessenen Schlacht von Flodden, in der auch sein ältester Sohn sich auszeichnete.

Damit war dann endlich die Zeit für ihn gekommen, in die lange vorenthaltene herzogliche Würde feierlich wieder eingesetzt zu werden (1514).

So hatten die Howards zuletzt doch ihr Spiel gewonnen. Zwei Generationen hindurch hatten sie gearbeitet und gekämpft um sich die hohe Stellung, die ihnen durch den Glücksfall der Heirath zugefallen war, aus eigener Kraft zu erwerben. In einem Zeitalter wo Untreue zur Tagesordnung gehörte, und trotz dem unwiderstehlich hohen Preise für den Verrath an der unterliegenden Partei, hielten sie ihr Wort und ihre Ehre als Gentlemen höher denn ihre Stellung als Nobelmen und verzichteten lieber auf Titel und Güter als zu „transigiren". Indem sie England heldenmüthig vertheidigten gewannen sie mit dem Schwerte wieder was sie in dem langjährigen blutigen Würfelspiel der beiden Rosen durch ihre Treue gegen das untergehende Haus York verloren hatten.

Dann aber leisteten die Howards den Tudors dieselben ausgezeichneten Dienste wie der früheren Dynastie. Ein Howard gewann die Schlacht bei Flodden, ein anderer zerstörte die Armada und erhielt Elisabeth auf ihrem wankenden Throne.

Im Jahre 1517 schlug der Herzog von Norfolk, damals bereits ein Greis über 70 Jahre, noch einen gefährlichen Aufstand der Londoner Handelsleute und Lehrlinge nieder, am sogenannten „Evil May Day". Die Bewegung war gegen die Wettbewerbung der fremden Kaufleute gerichtet namentlich der Hansen in ihrem Londoner Stahlhofe, da diese die Preise

zu arg drückten. Es war so etwas wie ein Vorläufer des heutigen Kampfes zwischen „free trade“ und „fair trade“.

Als Norfolk bald darauf wegen zu hohen Alters seinen Lord Treasurer's Stab dem Könige zurückgab, ernannte dieser sofort den ältesten Sohn des Herzogs, Lord Thomas Surrey, zu dessen Nachfolger. Der zweite Sohn war Admiral und fand seinen Tod als er beim Entern einer französischen Galere zuerst hinübersprang und dann durch die Wiedertrennung beider Schiffe allein unter den Feinden zurückblieb. Er verweigerte hartnäckig, den angebotenen Pardon anzunehmen und verschwand in den Wellen.

Sein dritter Sohn war der Vater der unglücklichen Königin Katharina Howard. Eine andere seiner Töchter heirathete Sir Thomas Boleyn und war die Großmutter der Königin Elisabeth.

Der Sohn seines vierten Sohnes war der Admiral Howard von Effingham, der die spanische Armada zerstörte.

Der oben schon genannte Lord Thomas Surrey wurde nun dritter Herzog von Norfolk. Er scheint ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, im Felde wie im Rathe, gewesen zu sein. Wir wollen sein wechselvolles Leben im Staatsdienste nicht verfolgen, nur eine Episode desselben möchte ich kurz erwähnen, da sie augenblicklich wieder ein Tagesinteresse darbietet.

Es befand sich im Jahre 1520 Irland abermals in einem Aufstandsfieber.* Die Regierung erkannte, daß die Nachsicht vergebens erschöpft sei; sie wollte daher den Irländern einmal wieder ernstlich die Nothwendigkeit des Gehorsams zeigen. Surrey erschien als Lord Lieutenant in Dublin Castle. Er fand alle die ehemaligen kleinen Zaunkönige: O'Neile, O'Connor, O'Brien in Waffen. Als er nun aber nach London berichtete und Geld und Truppen forderte, da fehlte dem Könige die Nach-

* Diese Krankheitsgeschichte habe ich den Lesern der Preußischen Jahrbücher, Band XLVII., wieder vorgeführt.

haltigkeit seiner Entschlüsse. „Das ganze Land sei" — schrieb Surrey — „zum zweiten Male zu erobern und mit Engländern zu kolonisiren. Halbe Maßregeln und eine nicht konsequent durchgeführte Strenge würden nur aufreizend wirken." Wäre Surrey's Rath damals befolgt, die „irische Landfrage" wäre vermuthlich jetzt keine offene mehr. Aber man schickte ihm weder Truppen noch Geld. Er zog im Lande umher und warf den einen oder anderen Häuptling nieder. Jedoch sein Weg war „wie die Furche des Schiffes im Meer, die Flugbahn des Vogels in der Luft". Die Elemente theilten sich vor ihm fast ohne Widerstand und schlossen sich hinter ihm — ebenso unwiderstehlich. Nach zwei Jahren erlangte er seine Abberufung.

Leider ruht auf dem Bilde dieses übrigens so tüchtigen Mannes eine Wolke. Er war ein allzu gehorsamer Diener seines Herrn, zufrieden mit der „gloria obsequii", — der Karakter, den man jetzt einen „Streber" nennt. Obwohl ein aufrichtiger und warmer Anhänger der katholischen Kirche, folgte er Heinrich VIII. gehorsam in seinem Kampfe mit dem römischen Stuhl. Er setzte seinen Namen unter den gemeinsamen Brief der Peers an den Papst wegen der Ungültigkeit der königlichen Ehe mit Katharina von Aragonien. Seine Nichte Anna Boleyn unterstützte er als sie ein aufsteigendes Gestirn war. Sobald der König sie fallen ließ, war Norfolk ihr ein harter ungerechter Richter. Als sie sich vor dem Geheimrathe vertheidigen wollte hatte er weiter nichts für sie, als ein spöttisches: „Tut, tut, tut" und ein ungläubiges Kopfschütteln. Später ließ er seine andere unglückliche — allerdings schuldige — Nichte, die Königin Katharina Howard, ebenso mitleidslos fallen, und doch waren ihre Verfehlungen nur die Folgen ihrer schlechten Erziehung in Norfolks eigenem Hause, in welchem zwischen den Ehegatten bittere Fehde herrschte nachdem eine dritte Mitbewohnerin sich zwischen ihnen ein-

genistet hatte. Dennoch verhüllte sich ihm mit der Katastrophe seiner Nichte die königliche Gnadensonne.

Der schwerste Schlag jedoch traf Norfolk in seinem ältesten Sohne, dem „Poet Surrey". Dieser war eine der glänzendsten jugendlichen Erscheinungen seiner Zeit. Gelehrter und Soldat wird er zugleich unter Englands klassische Dichter gezählt. Er hinterließ Sonette und andere Liebeslieder, außerdem eine Uebersetzung der zwei ersten Bücher der Aeneide. Ich kenne von ihm ein allerliebstes Liedchen worin geschildert wird, wie alle Geschöpfe im Frühling neu aufleben, ihre Sorgen abwerfen und sich ihres Lebens freuen — nur des Verliebten Gram und Kummer steigt auch in dieser Jahreszeit.

Mit 16 Jahren war Surrey bereits ein gemachter Mann und verheirathet. Das Leben mit allen Freuden lag offen zu seinen Füßen. Was Wunder, daß diese feurige Seele ausgelassen, wild, übermüthig wurde, daß sie alles erlaubt und alles erreichbar hielt. Nebenbei litt Surrey an einem unbegrenzten Familiendünkel und dieser sollte ihn verderben.

Vater und Sohn fühlten sich, als mit der Königin Jane Seymour deren Familie die leitende Rolle überkam, gekränkt und zurückgesetzt. In dieser Verbitterung ließen sie sich in gefährliche Einfädelungen mit dem französischen Gesandten ein, welche die Sicherung der Herrschaft der katholischen Partei in England zum Gegenstande hatten. Surrey faßte noch hochfliegendere Pläne; er fühlte sich — als Nachkomme König Edwards I. — nach dem bevorstehenden Tode des alternden Königs zum Regenten und Protektor seines Nachfolgers, des noch kindlichen Edwards VI. berufen. Einstweilen führte er mit anderen jungen Edelleuten ein wildes Leben. Hierzu kam, obwohl er Fasten verabscheute, sein Haß gegen die protestantische Partei — noch mehr als gegen den protestantischen Glauben. Die neue Lehre, noch mehr die „neuen Männer" bei Hofe, die Seymours, behandelte er mit unvorsichtiger Verachtung.

Aber diese waren durchaus nicht die Leute, sich ungerächt schlecht behandeln zu lassen.

Endlich brach der Krug. Die Howard's hatten — und haben noch — das Recht: das englische Wappen, die drei Leoparden, mit dem Ringkragen der jüngeren Linie, im zweiten Quartier ihres Schildes zu führen, als ein Seitenzweig des königlichen Hauses Plantagenet.

Nun wurde Surrey beschuldigt, er habe dieses königliche Wappen in das erste Quartier gesetzt. Er verweigerte die Rückänderung. Ein Rechtsstreit erfolgte. In diesem kamen die französischen Zettelungen zur Sprache, deren Vater und Sohn sich schuldig gemacht hatten. Beide wurden des Hochverraths gegen Staat und Kirche angeklagt und ziemlich summarisch verurtheilt. Am 13. Januar 1547 wurde Surrey, noch nicht 29 Jahre alt, auf Towerhill enthauptet. Wenige Tage darauf starb Heinrich VIII., ehe er noch das Urtheil gegen den alten Herzog hatte vollziehen lassen können. Dieser blieb während der ganzen kurzen Regierungszeit Eduard's VI. im Tower. Als die katholische Maria Tudor den Thron bestieg wurde er selbstverständlich als Märtyrer behandelt, sofort freigelassen und zu hohen Ehren befördert. Nach wenigen Jahren starb er als der reichste Edelmann Englands und hinterließ seinem Enkel Thomas, Surrey's Sohn, 80 verschiedene Landgüter.

Dieser Enkel, der vierte Herzog, gehörte als Mann dem protestantischen Glauben an nachdem er als Knabe abwechselnd in der neuen und alten Kirche erzogen war. Er heirathete die Erbtochter der Fitz-Allans von Arundel. Diese starb schon mit 16 Jahren in ihrem ersten Wochenbette, jedoch bereits mit dem Rufe „einer sehr gelehrten Dame“. Auch seine späteren Ehen erwiesen sich nicht als dauerhaft denn mit 37 Jahren war er bereits dreimal Wittwer. Diese frühe Vereinsamung und Fessellosigkeit war verhängnißvoll für seinen Ehrgeiz. Im

Jahre 1568 war Thomas Norfolk Präsident einer in York niedergesetzten Kommission, vor welcher die Königin Mary von Schottland ihre Unschuld an Darnley's, ihres Gemahls, Tode zu erweisen wünschte. Die unwiderstehliche Frau führte ihre Sache mit solchem Erfolge, daß ihr oberster Richter völlig ihrem Zauber verfiel und sogar das Projekt einer Heirath zwischen ihnen heimlich verhandelt wurde.

Die Königin Elisabeth schöpfte Verdacht. Norfolk jedoch schwor ihr: „Madam, das Weib soll niemals meine Frau sein, da sie Ihre Nebenbuhlerin war und da ihr Gatte nicht mit Ruhe auf seinem Kissen schlafen könnte".

Dennoch gab er sich zu einer neuen Intrigue in derselben Richtung her. Man wollte der Schottin zugleich ihren Thron wieder verschaffen und die Nachfolge in England sichern. Sie hatte sich allerdings zuvor von ihrem damaligen Gatten Bothwell scheiden lassen. Wiederum erfuhr Elisabeth von dem Handel. Sie befahl Norfolk zur Tafel und gab ihm beim Scheiden die bedeutungsvolle Warnung: „er solle sich vorsehen, auf welches Kissen er seinen Kopf zur Ruhe legen werde"!

Bald darauf sandte der schottische Regent Murray Norfolks geheime Korrespondenz der Königin ein und nun mußte letzterer sofort in den Tower wandern.

Gegen das feierliche Versprechen: niemals wieder mit der gefährlichen Frau Briefe zu wechseln, wurde er freigelassen. Trotzdem verfiel er nach zwei Jahren abermals in die Schlingen der schönen Zauberin, wiederum fiel seine Korrespondenz in die Hände seiner Herrin. Nun war er verloren. Von neuem in den Tower geschickt wurde er 1572 wegen Hochverraths verurtheilt und eine vom Staatssekretär Cecil, Lord Burleigh, veranlaßte Adresse des Parlamentes zwang die Königin, das Todesurtheil vollziehen zu lassen. Er starb, wie sein Vater, von Henkershand auf Towerhill.

Auf ihn bezieht sich seiner apokryphen Enkelin, Lady

Milford's, Berühmung ihres Vorfahren „der für die schottische Maria ein Opfer ward". Indessen fiel er doch im Grunde als ein Opfer seiner eigenen Thorheit, Eitelkeit und Wortbrüchigkeit.

Sein Sohn Philipp, der Erbe der Fitz-Allans, war als Protestant erzogen und ein eifriger Anhänger der protestantischen Königin. Als junger Mann von 26 Jahren jedoch kehrte er, nach ziemlich lockerem Lebenswandel, in den Schoß der Mutterkirche zurück und wurde dadurch, wie berichtet wird, ein „neuer Mensch" — ein religiöser Schwärmer und Aszet. Gegen den Befehl der Königin wollte er den ketzerischen Boden Englands verlassen. Er wurde jedoch auf offener See ergriffen und im Tower gesichert. Hier blieb er „während der Königin Wohlgefallen" wie die englische Jurisprudenz sagt in Fällen einer Haft von unbestimmter Dauer.

Die drohende Invasion der Armada wurde verhängnißvoll für ihn. Während sein Vetter Howard von Effingham die feindliche Flotte vernichtete ließ er eine Messe und vierundzwanzigstündige Gebete halten — für den Erfolg der Spanier, so behauptet die Anklage. Nach einem feierlichen Staatsprozesse in Westminster Hall wurde er (1589) wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt: der Enkel — wie der Vater und der Großvater! Jedoch ließ die Königin dieses Mal den Spruch nicht vollziehen. Er blieb im Tower in strenger Haft bis zu seinem Tode (1595).

Sein einziger Sohn Thomas war von einer streng katholischen Mutter erzogen und erwuchs — zum Protestanten. Er lebte viel in Italien und widmete sich den Künsten. Auch war er ein eifriger Anhänger der schönen Winterkönigin Elisabeth von der Pfalz und wirkte offiziell längere Zeit für ihre Wiedereinsetzung in Wien. Bei seiner Rückkehr liquidirte er beim Schatzamt eine Kostenrechnung von 20,000 £ über seine täglichen Diäten von 6 £ hinaus. — Seinen fünften Sohn,

William Howard, verheirathete er mit der Erbtochter der Staffords. Dieser wurde 1640 von Karl I. zum Viscount Stafford erhoben und gehörte wieder der katholischen Kirche an. Er ist derjenige Lord Stafford, der im Jahre 1680 wegen eines papistischen Komplots verurtheilt und als Hochverräther auf Towerhill hingerichtet wurde. Der vierte Howard in fünf Geschlechtsfolgen!

Der Vater starb während der Bürgerkriege (1646) in Padua ohne den Titel: Herzog von Norfolk wieder erlangt zu haben.

Während seiner Abwesenheit war Arundel Castle der Gegenstand heftiger Kämpfe zwischen den Royalisten und Parlamentariern gewesen. Nachdem letztere es einmal erobert und bald wieder verloren hatten, schickten sie sich zu einer ernsten Berennung der festen Burg an. Zehntausend Mann lagerten um Weihnachten 1643 vor Arundel und jagten die Königlichen bald aus der Stadt in's Schloß zurück. Die hauptsächlichsten Bundesgenossen der Angreifer waren Hunger und Durst. Wegen gänzlichen Mangels an Futter warf die Besatzung ihre verhungerten Pferde und Ochsen über die Mauer den Feinden zu. Darauf ließ dieser seine Geschütze spielen. Nach zwei Tagen erschien die weiße Flagge auf den Wällen; aber statt der Kapitulation erfolgte nur das Angebot der Belagerten: ihren Gegnern das drinnen überflüssige Brod und Hammelfleisch gegen Tabak, Sekt und — Würfel vertauschen zu wollen, woran in der Festung drückender Mangel herrsche. Indessen hielt doch diese humoristische Stimmung nicht mehr lange an. Nach einigen Tagen kapitulirte die tapfere, durch starke Desertionen auf etwa 1000 Mann zusammen geschmolzene Besatzung. Das Castle war durch diese Kämpfe fast zur Ruine geworden, und blieb fortan unbewohnt bis zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Diesem Thomas Surrey folgte als Erbe sein jüngster

überlebender Sohn Henry. Ein Enkel aus älterer Linie war in Italien zum Kummer seines Großvaters wieder katholisch geworden und ward später Kardinal. Auch Henry Howard strebte vergebens nach Wiedereinsetzung in die herzoglichen Ehren der Familie; er starb jung und erst sein Sohn wurde fünfter Herzog. Dessen Brudersohn und zweiter Nachfolger, der siebente Herzog, war nun wieder ein so eifriger Protestant, daß er sich unter dem katholischen Könige Jakob II. weigerte, diesem als Earl Marshall das Staatsschwert weiter als bis nur an die Thür der katholischen Kapelle vorzutragen.

„Mylord!" sagte ihm der König vorwurfsvoll, „Ihr Vater wäre weiter gegangen!"

„Euer Majestät Vater", erwiderte der Herzog „war ein besserer Mann als der meinige und er würde nicht so weit gegangen sein als Ew. Majestät — gehen wollen." —

Von jetzt an hingen die Howards von Arundel dem Prinzen von Oranien und dem Hause Hannover treu an. Sie blieben unentwegt Protestanten bis zum zwölften Herzoge (1815). Dieser war katholisch. Der dreizehnte jedoch, sein Sohn, bekannte sich wieder zum Protestantismus. Er starb 1856 und sein Sohn, der vierzehnte Herzog gab die Familie der alten Kirche zurück. In ihrem Dienste erhält sie seit seinem Tode (1860) auch sein Sohn der jetzige funfzehnte Herzog mit dem ganzen hingebenden Eifer der modernen Katholiken. Leider trennt die Ausschließlichkeit dieses Standpunktes die Familie jetzt mehr von der thätigen Theilnahme an Englands öffentlichem Leben als sich für den Nachkommen des Siegers von Flodden und des Besiegers der Armada, wie für ihren hohen Rang in der Nation gebührte.

Um so eifriger widmeten sich die drei jüngsten Herzöge der Wiederherstellung und Verschönerung von Arundel Castle. Man gab dem Schlosse die drei großartigen Fassaden, die jetzt den Hof umschließen und nur die vierte Seite, mit der Aus-

sicht hinauf zum ältesten Hause, dem Keep, frei lassen. Diese drei Fronten bilden ein äußerst bedeutendes und imponirendes Ganzes; sie stehen, soweit meine Kunde reicht, an Großartigkeit nur dem großen oberen Hofe von Windsor Castle nach. Für meine Augen sind allerdings die neuesten Konstruktionen, am äußersten rechten Flügel, nicht die gelungensten. Sie sind in der Gothik etwas konventionell, zu regelmäßig und vor allem zu flach in den Profilirungen. Dagegen ist der neue 90 Fuß hohe Eingangsthurm, der den linken Flügel in der Mitte, zwischen der „Baronial Hall" und der neuen Kapelle unterbricht, vollkommen gelungen. Unter vielen stattlichen und reichgeschmückten inneren Räumen ist der bedeutendste unstreitig die Bibliothek. Es ist ein 40 Meter langer und 11 Meter breiter, verhältnißmäßig niedriger Raum auf normannischen Grundmauern in dekorirter Gothik, von schlanken Säulen getragen. Diese, wie auch die Decke, sind aus massivem Mahagony reich geschnitzt. In halber Höhe führt ringsum eine Galerie an die oberen Bücherstände. Die Einrichtung ist kostbar, schwer und bequem. Tische mit Mappen, Schreibplätze, Lese- und Ruhesessel stehen in allen möglichen Formen vor dem hohen Kamin aus kararischem Marmor, in den Fensternischen und überall umher. Das Licht fällt gedämpft von oben herein. Dürfte in diesem reichen und anheimelnden warmen Gemache ein Wunsch laut werden so wäre es der einzige: nach größerer Höhe. Die dunkle niedre Holzdecke drückt ein wenig auf den langen schmalen Raum.

Unser Weg führt uns jetzt vom Hause der Lebendigen fort um auch den früheren Herren des Ortes unsere Huldigung darzubringen. Zunächst in die stattliche gothische Ortskirche. Sie trägt noch ihre Holzdecke aus dem Jahre 1380. Hinter dem Hochaltar zeigt sich ein schweres festes Eisengitter. Der weitere Durchblick wird dort durch eine roh aufgeführte Backsteinmauer gesperrt. Sie ist das Wahrzeichen eines Rechts-

streites, welchen der Herzog vor einigen Jahren um den jetzt unsichtbaren Theil der Kirche, die Fitz-Allan Chapel, ausfocht, indem er diese Begräbnißkapelle seiner Vorfahren als sein Privateigenthum siegreich in Anspruch nahm. Jedoch wird uns der Eintritt in die Chapel durch eine äußere Thür nicht verwehrt.

Die Fitz-Allan Chapel stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie trägt noch die Spuren vergangener Pracht von bunten Glasfenstern, Wandgemälden, Holzschnitzwerken, Marmor und Vergoldung. Der Fußboden war mit Sprüchen und Figuren in Metall ausgelegt.

Während der Belagerung von 1643 diente die Kapelle den Republikanern als Quartier, und ihrer blinden Zerstörungswuth gegen alle alten geschmückten Räume fielen auch diese Herrlichkeiten bis auf geringe Ueberbleibsel zum Opfer. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden Dach und Fach der Kapelle nach damaliger nüchterner Art wieder hergestellt.

In der Mitte des Raumes steht das Grabmal des Erbauers und seiner Gattin, einer portugiesischen königlichen Prinzeß. Es ist aus weißem Alabaster auf einem Sockel von blauem Marmor. Die Bildnisse des Paares liegen darauf, in reichen Gewändern und betender Stellung der Hände. Die Kissen unter ihren Köpfen werden von Engeln gestützt. Am Fuße des Earl ist sein Wappenthier, das Roß; am Fuße der Gräfin halten zwei Schoßhunde die Zipfel ihres Mantels im Maule.

An den Mauern ringsum stehen andere Monumente unter hohen Baldachinen in der Reihefolge der auf- und absteigenden Gothik. Darunter findet sich ein sehr eigenthümliches Memento mori. Auf der oberen von Säulen getragenen Platte eines reichen Alabaster-Sarkophages ruhet John Fitz-Allans lebendes Bild in stählerner Rüstung mit Helm, Schwert und Dolch. Zu seinen Füßen das Pferd. Darunter, innerhalb der durchbrochenen Bögen, liegt das Bild desselben Mannes, abgezehrt

und elend, im Todtenhemde und ausgestreckt auf einem Leichentuche. Die Darstellung der skeletthaften Gestalt ist vorzüglich.

Die hier beigesetzten Howards haben keine Monumente. Die letzten von ihnen sind bereits ausgewandert und ruhen in der

neuen katholischen Kirche zu St. Philippus von Neri,

die der jetzige Herzog neben dem Schlosse und dieses fast überragend gebauet hat. Es ist ein kreuzförmiges dreischiffiges kathedralenartiges Gebäude, bis zur Ueberladung reich ornamentirt. Der stolze Thurm steigt aus einem Walde von Fialen, Kreuzrosen und Thürmchen bereits 50 Meter empor; durch eine demnächstige Spitze soll er bis auf 90 Meter gebracht werden.

Das Gebäude, auf hoher Stelle über der Stadt, drückt das Schloß und beherrscht die Landschaft — letzteres einstweilen allerdings nur symbolisch, denn das Städtchen Arundel ist protestantisch, abgesehen von der kleinen Gemeinde, die sich dort nach und nach aus Schloßdienern, irländischen Arbeitern und anderen, durch die großartigen gottesdienstlichen Veranstaltungen herangezogenen Ansiedlern sammelt und die einstweilen in der imposanten Kirche noch Raum für ihre Verzehnfachung findet. Das fromme Werk soll dem Herzoge etwa 1½ Million Mark kosten.

Neben der Kirche ist auf dem schroffen Hügelabhange eine sehr hübsche katholische Schule erbaut, in die man uns nach englischer Sitte erlaubte, während des Unterrichtes einzutreten. Eine geräumige Halle mit reichlich einfallendem Oberlichte beherbergt sämmtliche Abtheilungen der Schule gleichzeitig. Einige ältere Knaben unterrichteten die jüngsten. Das Gebäude selbst ruht thalwärts auf einer

offnen Säulenhalle, die bei schlechtem Wetter als Spielplatz dient.

Noch eine Stunde ist uns vergönnt bis mit der Dämmerung unser Tagewerk in Arundel Castle schließt. Unter der freundlichen Führung des Obergärtners, Mr. Wilson, verwenden wir diese letzte kurze Zeit zu einem Spaziergange durch den Park. Es ist eine wellenförmige Waldlandschaft durch die wir uns jetzt bewegen. Unausgesetzte langjährige Fürsorge und ein beneidenswerth mildes Baumklima haben hier eine Vegetatian geschaffen, die schwerlich irgendwo in England übertroffen wird. Bevor wir jedoch ringsum in die Ferne schweifen durften, wurde der Obst- und Küchengarten mit sachverständigem Auge besichtigt. Er breitet sich über eine Grundfläche von 27 Morgen und enthält 29 Treibhäuser für Obst, Gemüse und Blumen, nebst einigen Hundert Mistbeetfenstern. Die Erdbeertreiberei findet in 4000 Töpfen statt. Reife Trauben fehlen nur 14 Tage im Jahre. Zwischen den Häusern stehen früchteschwere Feigenbäume, die hier im Freien überwintern. Mr. Wilsons Personal ist diesen Leistungen entsprechend: 30 Männer und ein kleiner Troß von Lehrlingen.* Für die jungen Gärtner hat der Herzog kürzlich ein musterhaftes Wohnhaus mit Lehr- und Leseräumen herstellen lassen.

Von diesem Gebiete der Nützlichkeit aus gelangen wir in den alten ursprünglichen Park, der nur die bescheidene Grundfläche von etwa 90 Morgen bedeckt. Die baumkundigen Leser bleiben hier auf jedem Schritte vor irgend einem ausgezeichneten Exemplare einer Konifere stehen. Deodaren, Cypressen, Pinsapos, Cedern, Araucarien, deren unterste stärkste Aeste breit auf

* Diejenigen Leser, die sich für die großartigen englischen Gartenbetriebe interessiren, finden eingehende Darstellungen in meinen „Bildern aus dem Leben in England", S. 18—22, 32—39, 49—77, 99—119.

dem Boden lagern bilden, jeder Baum für sich, prächtige Bilder, welche die Abendsonne wunderbar beleuchtet. Auf einer Höhe liegt ein künstlicher Teich. Er versorgt Schloß und Stadt Arundel mit Wasser, das durch ein Rad im Flusse heraufgehoben wird. Der hier wohl 20 Meter tiefe alte Befestigungsgraben hat zu den überraschendsten Bildern der Landschaftsgärtnerei Gelegenheit gegeben.

Unmerklich gehen wir in den großen Park über, den Thiergarten, in den etwa 1500 Morgen eingegattert sind. Hier fühlt man sich im idealen Walde, nichts Künstliches und Kleinliches stört den Blick. Auf einem steilen Hügel steht ein gothischer Thurm den wir grade im richtigen Augenblicke ersteigen um fern im Westen die Sonne in die Fluthen des Kanals hinab sinken zu sehen.

Dieser ausgezeichnete, selbst in England hervorragende Zustand aller Seiten von Arundel Castle ist zum größten Theile das Werk des jetzigen Herzogs. Und seine Sorge erstreckt sich nicht minder über die Stadt als über das Schloß. Dort hat er die alten Hütten seiner Arbeiter und Bediensteten niedergerissen. An ihrer Stelle stehen neue, die sich wie kleine saubere Landhäuser darstellen. Als er vor einigen Jahren hörte, daß das Trinkwasser in Arundel unrein sei, legte er ausschließlich auf seine Kosten eine neue vortreffliche Wasserleitung an.* Mit solchem Herrn, solcher Lage und solchem Klima ist Arundel eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Englands.

Und wenn heute die alten Fitz-Allans aus der vielhundertjährigen Ruhe in ihrer Kapelle auferständen und ihr Castle

* Als Grundherr eines bedeutenden Theils der Stadt Sheffield schenkte der Herzog von Norfolk dieser vor wenigen Jahren das Areal zu einem öffentlichen Parke und 200,000 Mark für dessen Einrichtung. Vor wenigen Monaten wurde dort eine neue Kornbörse eröffnet, ein stattliches Gebäude im Tudorstile, das seinem Erbauer, dem Herzoge von Norfolk: 1,200,000 Mark gekostet hat.

und seine Gärten wiedersähen, so würden sie sämmtlich ohne allen Zweifel von einem Wunsche beseelt werden — den ich beim Scheiden auf das Wärmste mit ihnen theile: längere gute Stunden in den Gärten von Arundel Castle verleben zu können, als sie mir, dem unstäten Reisenden, in diesem ältesten Hause Englands vergönnt waren. —



Warwick Castle.

Die feste Burg des Königmachers.

Unsere Irrfahrt führt uns heute in eine Landschaft, in der Mitte Altenglands, die noch grüner, baumreicher, gepflegter und frischer erscheint als so viele andere, deren anmuthige Bilder schon an unserem Auge vorüberzogen. Die zahlreichen wohlgepflegten Heerstraßen sind hier mit schattigen Ulmenalleen eingefaßt und bieten den zahlreichen Wanderern kühle Ruhebänke. Letztere jedoch suchen mit Vorliebe die sauberen Fußpfade auf, die den Kundigen quer durch die üppigen Wiesen und Weiden führen, falls er gewandt die Zauntritte zu überklettern versteht und die Begegnung des grasenden Viehes nicht scheuet. Denn hier wird kein Fremder rauh auf die unwirthliche Landstraße hinausgewiesen, hier herrscht entgegenkommende Gastfreundschaft — als Geschäft. Als „Kurindustrie" — würde man im rheinischen Bäderländchen sagen, denn wir wandern hier in dem sauberen und modebegnadigten Badeorte Leamington, zugleich eine Niederlassung für zur Ruhe gesetzte Verdienste und eine Zuflucht so mancher in ihrer Vaterstadt verkannter Propheten. Wir fühlen uns beinahe in das liebenswürdige Wiesbaden zurückversetzt und

— eilen schleunigst weiter um wieder in unbekanntere Umgebung zu gelangen. Zwischen Hecken und quer über weite Ackerflächen, dann durch baumreiche Parks erreichen wir kleine Weiler, deren Hütten noch das tiefe Strohdach tragen; graue Kirchen mit engen, mehr zur Vertheidigung als zur Erleuchtung eingeschnittenen Fenstern und viereckigen schweren stumpfen Thürmen. Dann folgen alte einsame Pachthöfe, malerische Waldmühlen, in ihrer Nähe Teiche und Bäche. Liebliche Bilder, so recht aus dem Herzen des englischen Landlebens, so wahr und so heimlich daß wir uns kaum als Fremde unter ihnen fühlen. Es wäre heute zu spät für einen menschenfeindlichen Eigenthümer, jetzt alle diese Naturwege gegen das Eindringen des Fußwanderers absperren zu wollen, denn sicher sind sie älter als die Römerstraße, die hier durch das Land führt. Sie wurden bereits wohl in vorsächsischer Zeit durch die uralten Britten in dem natürlichen Grasboden ausgetreten.

Der Fleck Erde, in dem wir uns heute bewegen, trägt unvordenkliche Kultur. Das Flüßchen Leam hat uns von Leamington her begleitet; bald fällt es in den berühmten Avon, an dem einige Meilen weiter abwärts, in Stratford, Shakespeares Wiege stand. Wir nahen einem freundlichen Landstädtchen, dem alte Giebelhäuser aus schwarzem Fachwerk ein ausreichend historisches Gepräge verleihen und stehen auf ansteigendem Grunde bald vor einer, nach beiden Seiten fast unabsehbar erstreckten hohen dunklen Quadermauer mit urväterischem Moose bekleidet, unter welcher der eilige klare Fluß verschwindet. Ein Wald uralter Gipfel: Kastanien, Linden und Cedern ragt über den Steinwall empor. Links wird die Stadt von einer bedeutenden langschiffigen Kirche beherrscht, mit hohem stumpfen Thurme dessen Plattform wiederum schlanke fialenartige Eckpfeilerchen schmücken.

Wir hämmern mit einem schweren geschmiedeten Klopfer an die eisenbeschlagene Eichenthür und treten in einen grünen

baumreichen Vorgarten, früher ohne Zweifel ein äußerer Festungs-Graben mit breitem Glacis. Der geschwungene Fahrweg bringt uns bald an einen stattlichen gezinnten Thorthurm, in dem der Pförtner haust. Von hier dringen wir in das Halbdunkel vielhundertjähriger Baumriesen ein und sind alsbald in einem tiefen gewundenen Hohlwege gefangen, der durch den massiven Fels gesprengt ist. Ueber uns wölben sich, von beiden hohen Ufern her, alte Eichen zu einem dichten Baldachin. Auf den vom Wetter glattgewaschenen feuchten Wandungen des Hohlwegs kriecht der Epheu, wuchern dichte Moosdecken.

Dieser wilde und seltsame, verschattete und verwachsene Zugang erweckt in uns das Vorgefühl uralten historischen Bodens. Nach einigen hundert Schritten wendet sich plötzlich der Weg und vor unseren staunenden Augen bricht in freiem Himmelslicht eine kühne überwältigende Linie von ungeheuren Thürmen, verbunden durch gigantische Ringmauern, hinter einem tiefen Graben durch den Wald heraus. Verwachsen mit dem Mutterfels, auf dem eine Reihefolge starker und stolzer Geschlechter sie einst gegründet, stehen diese Riesenwerke da wie unerschütterlich für eine Ewigkeit.

Das ist der Zugang zu

Warwick Castle,

dem größten und schönsten Denkmale aus den längst verschollenen Zeiten des kriegerischen Glanzes der alten mächtigen Reichs-barone Englands, und eine der festen Burgen des großen „Königmachers", Richard Neville, Earl of Warwick, den Bulwer in seinem lebensvollen Zeitgemälde aus dem funfzehnten Jahr-hundert als „The last of the Barons" gefeiert hat. Vor etwa 50 Jahren stand ein andrer deutscher Reisender an diesem Riesensteinwalle, ein Mann dem ich als Beschreiber und Schil-derer von Landschaften und Architektur nicht die Schuhriemen löse: der „Verstorbene". Und Fürst Pückler giebt den Eindruck,

den er hier empfing, durch Worte wieder, deren enthusiastischen Schwung man wohl zum zweiten Male bei ihm vergebens sucht:

„Beim Himmel! diesmal erst bin ich von wahrem und ungemeßnem Enthusiasmus erfüllt. Was ich früher beschrieben war eine lachende Natur, verbunden mit allem was Kunst und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen und, obgleich ich schon Aehnliches gesehen ja! selbst besitze, nicht ohne Bewunderung. Was ich aber heute sah, war mehr als dieses: es war ein Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt und von aller Majestät der Geschichte umgeben, dessen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt."

Schauen wir noch einmal von der Bogenbrücke, die jetzt die frühere Zugbrücke über den breiten und tiefen Burggraben ersetzt, zu der ungeheuren Steinmasse vor uns empor ehe sich die zweite innere Pforte zum Schloßhofe öffnet. Rechts schließt das Werk mit dem schönen polygonalen „Earl Guy's" Thurme ab. Die äußerste linke Flanke beschirmt der abgerundete schwere Cäsarsthurm aus der Zeit der Eroberung (1066), aber wohl schon auf ältere Grundvesten gestellt und vom gewachsenen Felsen, der unter ihm schroff zum Flusse Owon abfällt, kaum zu unterscheiden. Beide Bauwerke verbindet eine hohe gezinnte Mauer. Der schwere Thorthurm in der Mitte dieser langen Linie verschwindet dem Auge gegen jene beiden Flügelriesen.

Wir treten jetzt durch einen Vorbau oder Barbakan in ein enges Höfchen ein, in welches das alte Fallgatter noch allnächtlich herab gelassen wird und stehen unmittelbar vor einem zweiten, noch höheren Thorthurm mit Zinnen, Thürmchen und Wächtergang, der den niederen Vorbau beherrscht. Hier wird uns auf ein Glockenzeichen die letzte Thür geöffnet.

Nun erst sind wir im inneren Schloßhofe und wahrhaftig! wir werden gleich dem alten Reisenden von freudigem

Staunen ergriffen, denn was wir hier sehen, erfüllt vollständig den Begriff eines Zauberschlosses. Etwas in solcher Vollendung, Malerisches und Gewaltiges läßt sich schwer denken und noch schwerer, ohne Unterstützung des Auges, durch die Schilderung vorführen.

Eine ebene grüne Fläche etwa von der Breite des Platzes am Brandenburger Thor in Berlin streckt sich wohl in dessen doppelter Länge vor uns aus. Rund um ist dieser Rasenteppich von einem breiten Kieswege eingefaßt, von uralten mächtigen Bäumen und noch weit älteren Bauwerken umgeben. Links gegen Süden erstrecken sich die großartigen vielfältigen, in allen ihren Dimensionen verschieden gestalteten Wohnräume des Schlosses hin, nächst diesem die höhere Kapelle. Dort wenige unregelmäßige, große und kleine, viereckige Fenster, hier der lanzettförmige Spitzbogen. Alles völlig unsymmetrisch, aber belebt durch die vollständigste höhere einheitliche Harmonie. Kühn und ungeregelt, jedes selbständig und in sich abgeschlossen — das Sinnbild der alten Feudalgröße.

Gerade vor uns, in der Tiefe des Bildes, steigt aus einem kesselartigen Kranz von dichtem Buschwerke der alte künstliche Hügel auf, der den „Keep“, des jetzigen Schlosses ältesten Theil, trägt. Und an diesen mächtigen Bergfried und um ihn sind wieder andere Thürme und Pfeiler und Steingruppen aufgeschossen und wiederum durch Bögen und eine, in der Höhe die Luft durchfliegende Brücke und durch unendliche Zinnen und Zacken mit einander verwachsen, und von Thoren unterbrochen, durch die von hinten her in breiter Lichtmasse die helle Sonne fällt, und das alles mit hohen alten Fichten und Eichen umwuchert und durchwachsen! — So ruft diese gesammte mächtige und erhabene Gruppe von Berg und Busch und Baum und Mauer, bis hoch hinauf in die blaue Luft, einen völlig verwirrenden und berauschenden Eindruck auf das solcher Formen völlig ungewohnte Auge hervor.

Wenden wir uns weiter zur Rechten herum, so sehen wir die nördliche lange Mauer durch zwei in der Basis gewaltige aber unvollendete Thürme unterbrochen, deren einen König Richard III. schlimmen Andenkens, während er Besitzer des Schlosses war, begann. Zwischen beiden führt ein Thor in die Gärten hinab. Hinter uns zur Rechten ragt nun Earl Guy's vieleckiger Thurm in den Hof hinein, Treppen und Rampen führen überall hinauf zu dem breiten Wehrgange, der hinter den manneshohen Zinnen der dicken Mauern ringsum den ungeheuern Burghof einkreist. Ueberall ist die drohende Eintönigkeit der langen Linien durch eine weitgeästete Kastanie, durch eine hohe Tanne, durch breite Lärchen unterbrochen. Die ragenden rauhen Mauern hinan klettert der üppige Epheu; bis zu den Thürmen hinauf schlingt sich der wilde Wein.

Und auf dieser gewaltigen Bühne, in dieser magischen Dekoration lebten und webten neun Jahrhunderte von Thaten und Leiden: stolze Gewalt und wilde Größe, heldenmüthige Siege und vernichtende Niederlagen. Ruhen wir hier unter dem Dache dieser alten Kastanie bis die Beschließerin uns das Innere der Burg öffnet und lassen wir diese neun Jahrhunderte in raschen abgerissenen Bildern an uns vorüberziehen.

War es nicht eine begründete geschichtliche Ueberlieferung, so war es ohne Zweifel die uralte hervorragende Bedeutung des Schlosses die ihm im Munde des Volkes einen römischen Ursprung zuwies. Einige ehrgeizige ältere Lokalhistoriker setzen die Erbauung der ersten festen Mauern an dieser Stelle genau in das Jahr 50 nach Christo und nennen als Gründer den Römer P. Ostorius Scapula. Leider! ist dieser Name jedoch für meine außerordentlich mangelhafte klassische Geschichtskunde ein leerer Schall. Von der römischen Herrschaft aus, die hier durch eine dalmatinische Reiterkohorte vertreten gewesen sein soll, machen wir einen jähen Sprung über die folgenden dunklen acht Jahrhunderte hinweg. Im Jahre 916 erscheint

vor uns die Dame Ethelfleda, Tochter Alfreds des Großen, als Erbauerin des „Donjon“ auf dem künstlichen Hügel.

Ihr folgt in der Lokalgeschichte eine Reihe von sächsischen Earls, denen wir völlig ruhig vorbeigehen würden, wie ja überhaupt die englische lebendige Geschichte erst mit der Eroberung beginnt, wenn nicht unter ihnen einer, der berühmte Guy, in der Burg und ihrer Umgegend greifbare Spuren seines Wirkens zurückgelassen hätte.

Earl Guy war wohl eine angelsächsische Reproduktion des Herkules, Simson oder eines ähnlichen Kraft-Wunderthäters. Sein Höhenmaß überschritt 9 Fuß. Mit der entsprechenden Schulterbreite ausgestattet wagte er sich an die schwierigsten Kraftstücke. Er erschlug einen wilden Eber, eine riesige schwarze Kuh und sogar einen grünen Drachen. Zum Beweise alles dessen wird noch heute in der Wohnung des Beschließers sein Wehr und Waffen gezeigt nebst seinem Wanderstabe, alles von übermenschlicher Größe. Der Helm wiegt zwar nur 7 Pfd., dagegen der Schild 32, das Schwert 20, der Brustharnisch 52 Pfd. Zur Vervollständigung der Anschauung wird auch den Gläubigen noch Guy's Suppentopf gezeigt der 102 Gallonen (= 460 Liter) enthält. Er giebt einen betäubenden Ton von sich wenn man ihn mit der daneben liegenden Gabel des großen Earls anschlägt. Letztere erscheint einer Stallgabel nicht unebenbürtig. Als weitere Reliquien zeigt man noch eine Rippe und einen Rückenwirbel der furchtbaren schwarzen Kuh; daneben das Schulterblatt des Ebers.

Als nun der abenteuerliche Earl, nachdem er in fremder Herren Kriegsdiensten und im heiligen Lande die Stärke seines Arms verwerthet hatte, alt wurde ging er in sich und verschwand eines Tages aus Warwick Castle. Niemand wußte wo er geblieben war. Etwa eine Stunde von der Burg lebte damals in einem wilden Felsthale, in einer selbst ausgearbeiteten Höhle ein Eremit, dessen Leben in der Andacht vor

dem Bilde der heiligen Jungfrau bestand, denn dieser war hier eine benachbarte größere Höhle geweihet. Zu ihm gesellte sich der Earl Guy, jetzt in seiner Heimath und unter den Seinen trotz seiner auffallenden Statur völlig unbekannt, „denn es deckt die edlen Glieder härenes Gewand.“ So niedrig erschien sein Aeußeres, daß selbst seine eigene Gemahlin ihn nicht erkannte, trotzdem sie eifrig nach ihm forschte und er viele Jahre täglich am Burgthore von Warwick Castle sich als Bettler sein Mahl holte. Erst als es mit dem mächtigen Helden zum Sterben ging rief er sie an sein Lager. In seiner Höhle wurde er begraben und 14 Tage darauf die treue Gattin neben ihm.

Jetzt steht auf diesem Höhlenfelsen ein sehr originelles altenglisches Schloß, unter dem Namen „Guy's Cliff“ weit und breit bekannt. Die Höhle des neunfüßigen Earl, der später während mehrerer Jahrhunderte hier als halber Heiliger verehrt wurde, ist noch erhalten und sogar bedeutend erweitert.

Im berühmten Doomsdaybook (1086) erscheint Warwick bereits als stattlicher Burgflecken. Damals besaß es Henry de Newburg, ein normannischer Baron. Zwei Jahrhunderte blieb das Castle der feste Sitz seiner Nachkommen, dann ging es an die nicht minder mächtige Familie der Beauchamp über, die dann wiederum zweihundert Jahre hier aushielten. Der letzte dieses Geschlechtes, Henry de Beauchamp, gehörte zweifellos zu den frühreifen und raschlebigen Sterblichen. Er folgte mit 14 Jahren seinem Vater in der Herrschaft und war damals bereits vermählt. Mit 19 Jahren focht er für König Heinrich VI. Zum Lohne dafür wurde er zum „Premier Earl“ des Königreiches erhoben und bereits nach drei Tagen zum Herzoge von Warwick, mit dem Range unmittelbar nach dem Herzoge von Norfolk. Darauf wurde er mit den Kanalinseln belehnt, gegen den jährlichen Tribut einer Rose. Zuletzt machte ihn sein König sogar zum Könige der Insel Whigt und setzte ihm

eigenhändig die Krone auf's Haupt. Doch drückten ihn all diese Ehren vielleicht allzu schwer denn er starb rasch darauf — ein Liebling der Götter — mit 22 Jahren.

Ihm folgte sein Vetter Richard Neville, Earl of Salisbury, als Herrscher in Warwick Castle. Er war der in der Geschichte Englands unsterbliche „Königmacher". Von der politischen Stellung dieses allzugroßen Unterthans, der angeblich auf der Höhe seiner Macht ein Siebentel des damaligen Königreichs besaß, ist es heut zu Tage schwierig sich eine richtige Vorstellung zu machen. Nach der Schilderung von Hume war er „ein großer Herr" in der vollsten Bedeutung des Wortes: tapfer im Feld, gastfrei an seiner Tafel, prachtliebend, freigebig, zuverlässig als Freund, ein offener freimüthiger Karakter. Nicht weniger als 30,000 Personen lebten täglich auf seine Kosten in seinen verschiedenen Schlössern. Im Jahre 1458 zog der Königmacher friedlich in London zu Hofe ein mit einem Gefolge von 600 Mannen, alle in rothen gestickten Wämsern. Dort wohnte er in seinem Palaste in Warwick Lane bei St. Pauls Kathedrale. Hier wurden oft an einem Morgen 6 Ochsen zum Frühstück verzehrt und in jeder Taverne rings umher stand auf des Earls Kosten ein unerschöpflicher Fleischvorrath bereit. Denn ein jeglicher der zu dem Gasthause in freundlichen Beziehungen stand, durfte ein gesottenes oder gebratenes Stück davon tragen, so groß, als er es mit einem langen Dolche aus Kessel oder Pfanne aufspießen konnte. So machten sich große Herren damals beliebt. Nevilles Gefolge und alles englische Kriegsvolk verehrte ihn wie einen Gott und hörte mehr auf sein Wort als auf des Königs Willen und Gesetz. Und so war er der größte, aber auch der letzte der großen Barone, deren Macht diejenige der Krone überragte. Diese letztere setzte er in den blutigen Kriegen der beiden Rosen dreimal auf ein anderes Haupt. Zuletzt gelang es dem Könige Edward IV. in der von Bulwer so mächtig geschilderten Schlacht

bei Barnet, das Joch des Königmachers zu brechen. Warwick fiel auf dem Schlachtfelde und liegt in der Kirche von Bisham Abbey, nahe bei Windsor, begraben.

Seine ältere Tochter war mit dem Herzoge von Clarence, Bruder des Königs Edward vermählt, den letzterer bekanntlich, weil er ihm lästig war, als Hochverräther in einem Fasse Malvasier ertränken ließ.

Die jüngere, Anna, erfreut sich noch heut zu Tage eines sehr geringen Maßes von Sympathie und Achtung unter allen englischen wie deutschen Shakespeare-Verehrern. Denn sie ist diejenige Lady Anna, die in „Heinrich VI." dem Mörder ihres Gatten, des Prinzen von Wales, dem blutigen Richard III. fast an der Leiche des Ermordeten ihre Hand reicht. In der geschichtlichen Wahrheit ist jedoch ihr Verhalten nicht völlig so unnatürlich und roh als Shakespeare es darstellt. Denn diese zweite Ehe wurde erst mehrere Jahre später geschlossen, und dann: — es war eine alte Jugendliebe! Uebrigens ruhte kein Segen auf dem Bunde. Denn Richard vergiftete später seine Gemahlin — wenn gleich nur aus rein politischen Erwägungen. Er fand es nämlich seiner Hauspolitik entsprechender, mit der Tochter seines Bruders, des Königs Edward IV. vermählt zu sein, um den Thron zu befestigen. Ihre beiden Brüder, „die Söhne Edwards" hatten bekanntlich bereits, unter Mitwirkung des Onkels, im Tower ein frühes Ende gefunden.

Ich habe in London ein Bild von Millais gesehen, welches die beiden Knaben darstellt wie sie in schaudernder Vorahnung ihres Geschickes durch die öden Gänge der Burg irren. Das Bild ist wunderbar ergreifend; man fühlt das Grausen der beiden armen Opfer, die den Mörder unsichtbar heran schleichen hören und schaudernd nicht mehr wagen sich umzusehen. Im Hintergrunde fällt der große unbestimmte Schatten eines Mannes von einer Treppe herab auf eine helle Wand. Man sieht den Kopf in einer Blechhaube und eine riesenhafte tückisch ge-

krallte Faust. Der tragische Eindruck dieser Auffassung ist überwältigend während das bekannte Bild von Hildebrandt auf mich stets den Eindruck gemacht hat, wie wenn der angebliche Mörder als treuer Wächter die schlafenden Kinder schützend und sorgsam zudecken will.

Nach dem Erlöschen der Nevilles brachte der Titel des Earl of Warwick seinen nächsten Trägern kein Heil mehr. Das Vermögen des Königmachers, bestehend aus 114 Lordschaften und den Kanalinseln, wurde eingezogen. Darauf erhielt der letzte Plantagenet Warwick Castle, aber er wurde schon mit 25 Jahren vom ersten Tudor auf Tower Hill ebenfalls aus politischen Erwägungen, hingerichtet. Sein Verbrechen lag in seinem Plantagenet Blute. Dann ruhete der Titel beinahe 50 Jahre. Unter Edward VI. erhielt ihn ein Dudley, der später auch Herzog von Northumberland wurde. Doch auch diesen ließ die Königin Mary Tudor auf Tower Hill hinrichten, da er es versucht hatte seiner Schwiegertochter, der unglücklichen Lady Jane Gray, wider ihren Willen auf den Thron von England zu verhelfen. Wir sind seinem Schatten im „alten London“ begegnet. Nach seines Sohnes Tode ruhete wiederum der Titel 30 Jahre, dann ging er auf die Rich, und unter Jakob II. auf die Greville über. Damals hat das stolze Warwick Castle traurige Zeiten gesehen; es war bis zum Grafschafts-Gefängnisse herabgesunken. Der neue Eigenthümer verwandte 20,000 £ (400,000 Mark) auf die Wiederherstellung des berühmten Schlosses.

Im Besitze dieses Geschlechtes befindet Warwick Castle sich noch heute. Es ist ein beneidenswerthes aber auch ein sehr kostspieliges Besitzthum und es hieß, daß das Vermögen seiner Herren durch die Erhaltung und Verschönerung des ihnen zugefallenen Juwels arg angegriffen war. Jedoch dürften diese Wolken jetzt zerstreut sein. Denn vor wenigen Jahren vermählte sich der junge Lord Brooke, der älteste Sohn des

Earl of Warwick, mit der schönen und liebenswürdigen Miß Maynard, der Erbtochter eines alten mit ihr erlöschenden Geschlechts. Mit dieser ist ein, selbst für England ungewöhnlich großes Vermögen in Warwick Castle eingezogen.

Inzwischen zeigt unsre Führerin sich am tiefen gothischen Bogen der Eingangspforte und wir betreten über wenige Stufen einen kleinen Durchgang, der sofort in die „Große Halle" führt. Vor zehn Jahren brach ein Tag der Trauer und des Schreckens über diesen herrlichen Raum herein. Ein Feuer zerstörte die Decke und beschädigte viele der hier versammelten Schätze. Das Meiste jedoch wurde gerettet. Jetzt ist die Herstellung vollendet und so vollständig gelungen, daß wir ein treues Bild des ursprünglichen, geschichtlich gewachsenen Zustandes vor uns haben. Die Ausdehnungen der Halle sind sehr beträchtlich: Länge 21 Meter, Breite 13 Meter, Höhe 12 Meter. Jedoch erscheint der Raum auf den ersten Anblick nicht so sehr bedeutend, da alle Gegenstände in ihm ebenfalls über das gewöhnliche Maaß hinaus entwickelt sind. Die gothische Holzdecke zeigt in ihren Feldern die unzähligen Wappen aller Geschlechter, die hier hausten und herrschten. Der Fußboden ist in großen Platten von rothem und weißem Marmor ausgelegt. An den beiden Breitseiten der „Baronial Hall" öffnen sich Thüren auf eine lange Reihe von Staatszimmern; die Gesammtlänge dieser ganzen Flucht beträgt etwa 112 Meter. Treten wir in eines der hohen Fenster, deren jedes etwa 4 Meter breit ist und in den ebenso starken Mauern ein Stübchen für sich bildet, so entrollt sich ein wunderbarer Anblick zu unseren Füßen. Die Burg, im Hofe nur mit zwei Stockwerken aufgeführt, steigt hier wohl noch 30 Meter steil bis zum Avon hinab der unten in enger düsterer Felsschlucht wild über abschießende Klippen und um die buschbedeckten Pfeiler einer längst gebrochenen Brücke dahin schäumt und die Ruinen einer zerstörten Mühle durchspült. Gegenüber erstreckt sich der Park,

auf dessen alte Wipfel man hinabblickt und den der Fluß in mannigfaltigen sanften Windungen durchzieht. Weit hinaus sieht man rings ein offnes baumreiches Land. Die äußerste Ferne wird von blauen Hügelketten abgeschlossen.

Sehen wir uns jetzt in der Baronial Hall etwas näher um.

Die langen Wände sind mit geschnitztem Cedernholze getäfelt auf dem große alte Bilder mit Rüstungen und Waffen abwechseln. In den marmornen Kamin können selbst die größten Mitglieder unsrer Gesellschaft eintreten ohne Anstoß für ihren Hut zu befürchten. Neben ihm steht ein kolossales Gestell, ebenfalls aus dicken Sparren von Cedernholz; darin erwartet ein Klafter fünffüßiger Scheite, daß mit ihnen das hochlodernde Feuer des Kamins genährt werde.

An der anderen Seite der Hall fehlen nicht einige aufgezäumte Schlacht- und Turnierrosse, mit und ohne geharnischte Reiter. An den Wänden stehen hohe alte geschnitzte Kredenze und Schränke mit unzähligen Bronzen, Humpen, Krügen und Gläsern gefüllt.

Der schönste und edelste Schmuck jedoch dieser mächtigen Halle und aller folgenden Zimmer sind die herrlichen Gemälde, eine im Laufe mehrerer Jahrhunderte erwachsene Sammlung in der die ersten Meister ihrer und aller Zeit: Raphael, Titian und die großen Italiener; Rubens, Vandyk, Rembrandt und andere niederländische Meister; Holbein und Lukas Kranach; Murillo und Velasquez, mit den bedeutenden englischen Portraitisten: Kneller und Reynolds vereinigt sind. Während wir durch die einzelnen Zimmer vorwärts schreiten will ich einige von den Bildern, die den bedeutendsten Eindruck auf mich gemacht haben, vorführen.

Zugleich ist jeder Raum mit einem unglaublichen Reichthum von Marmorwerken, etruskischen und chinesischen Vasen, von Majoliken und Limoge-Emaillen nach Zeichnungen Raphaels; von Edelstein-Mosaiken und Pietra dura, von Buhl- und

Elfenbein-Inkrustationen ausgestattet, ohne daß jedoch diese Fülle den verwirrenden Eindruck der Sammlung oder gar des Antiquitätenladens hervorriefe.

In der Mitte der Langwand der Halle sieht der bekannte Karl I. von Vandyk auf uns herab. Das feine schmale Gesicht mit den mehr schwärmerischen als verständigen Augen, mit dem aufgesetzten gekräuselten Schnurbarte ist von wallenden dunkelbraunen Locken eingerahmt. Die schlanke rechte Hand faßt dicklederne Stulphandschuhe. Ueber den linken Arm hangt ein schwarzer Sammtmantel herab auf dem der Stern vom Garter glänzt.

Nicht weit von ihm entfernt zeigt sich sein größerer Gegner: Oliver Cromwell. In diesen Zügen ist nichts aristokratisches; selbst Van Dyks Pinsel gelang es nicht, seinen Typus der Vornehmheit hier hineinzutragen. Aber ein herrlicher Kopf! Ein wenig das eherne Gesicht des alten Napoleon, aber schärfer und unedler. Das Auge erscheint mehr listig als schwärmerisch. Die Stirn zeugt von Gedankenarbeit. Unter dem Bilde hangt des Protektors eiserner Helm.

Im nächsten Zimmer, dessen Wände mit dunkelrothem Damast ausgeschlagen sind, fesselt uns ein wunderlieblicher Raphael. Er heißt: Johanna von Aragonien. Ich bitte den Leser abermals um Entschuldigung, daß ich nicht weiß: wer diese Dame war und welche Stellung sie in der Weltgeschichte einnimmt? Aber ein herrliches königliches Weib war sie, mi tverdeckt feurigem und schwärmerischem Blicke. Eine prächtige Gestalt, durchsichtige zarte Haut und vollendeter Geschmack in Gewandung und Schmuck. — Eine Meisterschöpfung des großen Genius!

Der nun folgende Raum trägt seinen Namen: „Cederzimmer" von dem wunderbaren Blicke, den man aus dem Fenster hinab in die Gipfel der uralten Cedern wirft, die vom Ufer des Avon in mächtiger Breitung emporstreben. Ein seltener Anblick in unseren Klimaten: Cederngipfel und gar aus

der Vogelschau. — Wir finden hier eine verlockende Circe von Guido Reni und vor allem: den Herzog von Alba von Titian. Hier ist er nicht die finstere und grausame Karrikatur in der er häufig über unsere Bühnen schreitet. Ein ernster stolzer eisenfester, vielleicht fanatischer Mann, ein blinder rücksichtslos treuer Diener seines Herrn und seines Gottes. Ein nicht unedler aber beschränkter Geist spricht aus diesen starren Zügen.

In dem „goldenen Zimmer" bewundern wir zunächst gebührend einen Tisch in florentiner Mosaik, der von „Kennern" auf 200,000 Mark geschätzt ist.

Hier erwartet uns eine reiche Fülle von Bildern, an denen wir gefesselten Auges möglichst langsam und zögernd vorübergehen.

Zunächst Ignatius Loyola, der wirkungsvollste und realistischste Heilige, den die katholische Kirche kreirt hat. Das Bild ist von Rubens für das Jesuitenkolleg in Antwerpen gemalt und in den Stürmen der französischen Revolution hieher verschlagen. Der soldatische Fanatiker und Kirchenpolitiker steht in ganzer Figur und in sogenannter Lebensgröße vor uns. Die linke Hand ruhet auf einem Buche, welches auf einem Piedestal liegt. Dieses trägt eine längere lateinische Inschrift, welche beginnt: Ad majorem Dei gloriam 2c. Die rechte Hand ist, wie lehrend, gehoben. Die Augen richten sich empor zu einem Lichtstrahl der von oben durch schwarzes Gewölk fällt. Das Bild ist prächtig gemalt, mit herrlichem Kolorit. Ich weiß nicht: ob das Original und der Maler jemals zusammenlebten? Aber diese Frage ist auch hier nebensächlich. Dieses Bild ist sicherlich kein Portrait. Der nichtssagende, etwas dumm-heilige und verzückte Ausdruck der feinen konventionellen Züge gibt die historische oder legendenhafte Figur des Gottesstreiters sicherlich nicht wieder. Große Naturtreue liegt im vorgeschobenen rechten Fuße der frei aus dem Bilde herauszutreten scheint.

Ihm gegenüber, oberhalb des Kamins, zeigt sich eine seiner getreusten Schülerinnen, allerdings bedeutend liebenswürdiger und anziehender als der Meister: Mary, Queen of Scots. Jedoch erscheint die romantische und vielbeweinte Königin hier nicht mehr in dem berückenden jugendlichen Liebreize in dem ich sie früher einmal vorgeführt habe*. Sie hat bereits ein matronenhaftes, im Gefängnisse gereiftes Aussehen. Eine gediegene ernsthafte Schönheit, geläutert durch das Unglück. Es ist Schillers Maria Stuart, sowie sie uns geläufig wurde.

In ihre Nähe hat sich auch hier Robert Dudley, Graf Leicester, gedrängt. Ihm zunächst will ein rascher kühner Kavalier, der Prinz Ruprecht, in ganzer Gestalt aus dem Rahmen heraustreten, in den ihn Vandyk meisterlich gesetzt hat. Dann folgt einer der Gegner des pfälzischen Prinzen, von demselben Meister, einer der früheren Herren dieses Schlosses: Robert Rich., Earl of Warwick, unter Cromwell Lord High Admiral von England.

So haben der Tod und die Kunst alle diese Gegner vereinigt und versöhnt. Und ihnen allen zeigt ein Bild, hier neben dem Fenster, was all das Drängen ihrer stürmischen Herzen und das Anrennen ihrer unbeugsamen Köpfe gegen eine Welt von Hindernissen werth war: es ist ein kleines Mädchen, welches platzende Seifenblasen in die Luft steigen läßt — von Murillo.

Die kostbare Einrichtung des nächsten Raumes, des „Staatsschlafzimmers" stand ursprünglich in St. James's Palace in London. Es war das Schlafzimmer der Königin Anna, in dem sie starb. Eine Gräfin Warwick war ihre „Lady of the Bedchamber" und bekam später die ganze Einrichtung als Andenken geschenkt. Die Wände sind hier mit bemerkenswerthen alten Brüsseler gewirkten Tapeten behängt; angeblich stellen sie die damaligen Gärten von Versailles vor. Ueber

* Bilder aus dem Leben in England. Hatfield House S. 17.

dem Kamine thront in voller Majestät die gutmüthige Königin, von Sir Godfrey Kneller gemalt.

In „Lady Warwicks Boudoir“ welches mit erbsengrünen Sammt- und Seidetapeten äußerst geschmackvoll ausgekleidet ist, verweilen wir vor mehreren Gemälden unseres Meisters Holbein. Zunächst neben einander die, einigermaßen gewaltsam geschiedenen Ehegatten: Heinrich VIII. und Anna Boleyn. Der König ist wie immer prachtvoll gekleidet, sein reicher Schmuck täuschend natürlich gemalt. Ein fetter, stierartiger Kopf mit einem Ausdrucke von thierischem Behagen und unheimlicher Jovialität. Seine unglückliche Gemahlin ist eine echt englische Schönheit, wundervoll klarer Teint, zurücktretendes Kinn, unbedeutender freundlicher, ein wenig geistloser Ausdruck, der ihr vielleicht Unrecht thut.

Ihre Tochter die Königin Elisabeth ist ihr ähnlich, so zu sagen: eine Karrikatur der Mutter. Ein unangenehm weißlicher Teint mit blaßröthlichem Haar. Das Auge ist sehr schwach gefärbt und hat fast keine Brauen. Sie sieht, aus ihrem noch jugendlichen Antlitze, leidlich wohlwollend und fast harmlos auf uns herab, aber man zweifelt nicht an der väterlichen Energie und Leidenschaft, die unter dieser kalten blassen Hülle arbeitet und mit den Jahren zur Strenge und Härte erstarren wird. Die Kleidung der Königin ist, wie fast immer, überreich und mit geschmacklosen Zierrathen überladen.

Die bildliche Erscheinung der „Queen Beß“ ist in der That wenig anziehend und liebenswürdig. Und dennoch fesselt sie mich jedesmal wo ich ihr auf meinen Streifzügen durch England begegne. Welch wunderbare Frau! Sie war häufig weniger als was eine Frau sein sollte, häufig aber auch mehr als ein Mann. In den Schilderungen ihrer Günstlinge tritt allerdings das Weib stark in den Vordergrund. — „Ich hatte“, sagt Sir Walter Raleigh der berühmte Seeheld, „die freundliche Gewohnheit angenommen, sie wie Apollo reiten und

fahren, wie Diana jagen, wie Orpheus musiziren zu sehen." — Die Stirn ist unschön, hoch und rund; die Nase leicht gekrümmt; schmale harte Lippen. Das Bild zeigt die schöne Haut der „Füchse"; die unvermeidlichen Sommersprossen sind dem Hofmaler entgangen; die Figur von mittlerer Größe, schlank aber steif. Man weiß, wie besonders eitel sie auf ihren kleinen Fuß war, hier trägt er einen mit Perlen gestickten blauen Sammtschuh. Die wohlgebildete weiße Hand kokettirt mit Abwesenheit von Ringen. Alles in allem fehlte Elisabeth der verführerische Reiz, dessen Besitz sie ihrer Rivalin Maria Stuart nie verzeihen konnte. Sie ließ 3000 Kleider nach; ihre Lieblingskostüme waren: Juno, Diana und Allwissenheit.

Durch energischen Fleiß und vorzügliches Gedächtniß hatte sich die Königin in ihrer Jugend eine hervorragende klassische Bildung erworben. Sie sprach Latein und las das neue Testament in der Ursprache. Auch spielte sie Laute und Spinett. Was sie aber unter und vor den Männern auszeichnete und zur großen Herrscherin machte, das war: ihr gewandter Verstand, ihr feines durchdringendes Urtheil, ihr standfester Muth und ihr hochmüthiger kalter Sinn.

Vom dritten Holbein in diesem Raume habe ich nur zu sagen, wen er vorstellt: unseren Doktor Martin Luther.

Zu diesen deutschen Meisterwerken gesellen sich noch zwei Portraits: Kaiser Max I. und seine Schwester, beide von Lukas Kranach.

Das letzte Zimmer der langen Reihe enthält zwei sehr bemerkenswerthe Bilder: Napoleon I. von David und Macchiavelli von Titian.

Der berühmte Florentiner zeigt uns ein feines und kluges, aber leidendes und über die Niederträchtigkeit seiner Welt trauerndes Gesicht mit dunklen nachdenklichen Augen. Ein Zug mitleidigen Spottes umspielt die schmalen Lippen.

Es ist gewiß ein großes Glück für Deutschland und für

die Welt gewesen daß das Gegenüber des scharfsinnigen geistvollen Italieners, der stürmische korsische Schlachtenkaiser das Buch seines Landsmannes, den „Fürsten“, nicht genauer studirt und in seiner eigenen Praxis gegen uns angewendet hat. —

Unser Weg zum Ausgange aus dieser langen Reihe von Prachträumen führt durch einen schmalen Gang. Hier tritt uns, bei einer Wendung, nochmals ein großer Vandyk höchst wirkungsvoll, beinahe wie lebend, entgegen. Es ist das bekannte Reiterbild Karl's I. auf dem Grauschimmel. Sein Stallmeister trägt neben ihm den Helm.

Im großen holzgetäfelten Eßsaal verweilen wir im Vorübergehen vor einigen antiken Portraitbüsten. Darunter zeichnet sich ein Scipio Afrikanus aus, der in Rom bei St. Johann am Lateran gefunden und von niemand geringerem als Thorwaldsen restaurirt wurde.

Steigen wir rasch in die häuslichen Wirthschaftsräume hinab. Vom Schloßhofe aus sind sie unterirdisch; nach dem Avon zu jedoch ragen sie wohl 20 Meter über dem Flußbette empor. Sie sind sämmtlich in den natürlichen Fels gehauen. Hier sehen wir auch ein kolossales Probestück der Baukunst der Vorfahren: in nahen Abständen steigen hier, längs der ganzen Schloßfront, gigantische Strebepfeiler von der Thalsohle auf, jeder wohl 5 Meter im Gevierte. Auf diesen ruhen dann die monumentalen Bogengewölbe, welche die oberen Stockwerke tragen.

Halten wir jetzt noch einmal Umschau im Schloßhofe. Noch einmal wenden wir den Blick jener wunderlichen Fels- und Steinmasse zu, die der angelsächsische Keep der Fürstin Ethelfreda von Mercia nebst seinen späteren Anwüchsen bildet. Außer dieser machtvollen Gruppe jedoch umgiebt uns kein Bauwerk, das wir in eine ältere Zeit als die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaufsetzen könnten. Aber diese Monumente, die dem Zeitalter unsres deutschen Kaisers Ludwig des

Bayern entsprechen, sind so völlig unverändert und so wohl erhalten, daß sie uns ein nahezu vollkommenes Muster der Festungsarchitektur jener Epoche liefern. Wie ein weiter sicherer Mantel umschließen diese mächtigen Befestigungen die späteren „Halls“ der Herren von Warwick Castle und geben den Bewohnern großartigen Raum zu freier Bewegung innerhalb der schützenden Steinwälle. Denn bis zum allgemeinen Gebrauche der schweren Feuerschlünde, der „ultimae rationes regum“ um ihren übermächtigen Adel zu zähmen, muß Warwick für die furchtbaren Angriffsmaschinen jener früheren Jahrhunderte, der Wandelthürme und Ballisten, absolut uneinnehmbar gewesen sein.

Die lange Reihe der Wohngebäude war auf ihrer schroffen Felswand hoch über dem tiefen und reißenden Avon vollständig sturmfrei. Es galt also nur, sie durch die Kunst der Ingenieure von der Landseite her zu vertheidigen.

Wir haben die Trümmer der uralten Steinbrücke im Flußbette gesehen. Genau über dieser erhebt sich der schöne „Caesars Thurm“. Sein Erbauer war Thomas Beauchamp, Earl of Warwick, einer der ersten Generale seiner Zeit. Er führte das siegreiche englische Vordertreffen bei Cressy, eroberte Calais und zeichnete sich bei Poitiers aus. Dann focht er im Heiligen Lande und gehörte zu den Stiftern des Hosenbandes. Sein Thurm zeigt eine höchst bemerkenswerthe Abweichung von der herkömmlichen Art; er ist nicht kreisrund sondern hat die Grundform eines flachen Kleeblatts. Die hiedurch entstehenden längeren Umfangslinien des Gebäudes gestatten seinen Vertheidigern eine weit stärkere Ansammlung von Mannschaft an jedem einzelnen bedroheten Punkte als der kreisrunde oder gar der viereckige Thurm erlaubt hätten. Außerdem konnte auf diese Weise die Brücke viel wirksamer unter Pfeil-„feuer“ genommen werden.

Der Caesarthurm hat vier gewölbte Stockwerke und eine

große, unregelmäßig vertheilte Anzahl von Fenstern nebst kreuzförmigen Schießscharten, die früher durch Fallläden geschützt waren. Darüber läuft ringsum ein gezinnter, auf Kragsteinen vorgebauter Wehrgang. Aus seiner Mitte steigt nochmals ein Stockwerk empor von dessen flachem Dache eine mächtige Maschine Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer hinab schleuderte wenn sie unten im Thale in dichtem Haufen über die enge Brücke vordrangen.

Der Fuß des mächtigen Caesarthurms ist sehr bedeutend geböscht, wie man durch Oeffnungen im Boden des umlaufenden Wehrganges bemerkt. Wozu diese Durchsichten? Wir werden sie sofort verstehen wenn wir durch eines der Löcher einen Stein hinabfallen lassen. In weitem Bogen springt er von dem schrägen Fuße des Steinriesen wieder ab und würde, wäre er ein spitzer Eisenbolzen, ohne Frage die herangedrungenen Angreifer gefährlich treffen.

Vom Caesarthurm läuft die gezinnte und mit breitem Wehrgang versehene Courtine-Mauer bis zum Thorhause unter dessen Fallgatter wir eintraten. Den, von zwei achteckigen Thürmen flankirten Barbakan, welcher der ehemaligen Zugbrücke vorliegt, haben wir bereits beim Eintritte in Warwick Castle kennen gelernt. Ihn überragt das Thorhaus mit seinen, durch eine luftige Brücke verbundenen Seitenthürmen. Der zwischen beiden in der Tiefe liegende, 8 Meter lange Thorzwinger ist ebenfalls von allen Seiten durch Vorrichtungen für die Vertheidigung beherrscht.

Vom Thorhause läuft die Ringmauer weiter bis sie wiederum durch den, über 30 Meter hohen, zwölfeckigen Guy's Tower unterbrochen wird. Er ist fünf Stockwerke hoch, zu denen man auf einer Treppe vom Wehrgange der Mauer aus gelangt. Jedoch hat dieser Aufstieg keine Verbindung mit einer anderen Treppe zum inneren Schloßhofe als oben über die Zinne des Thurmes; ein für stürmende Angreifer immerhin

unbequemer Umweg. Auch hier vertheidigte eine gewaltige Wurfmaschine die oberste Plattform des großartigen Werkes.

Verfolgen wir jetzt die Courtine noch weiter bis zum nördlichen Thorhause, so erscheint uns dieses gleichsam wie ein Todesdenkmal der untergehenden mittelalterlichen Festung, denn hier finden wir bereits die Schießscharten für die — Kanonen. Da war es vorbei mit den hohen Thürmen; diese Gleichmacherin jagte die Ingenieure unter die Erde, wo sie begannen, lange Gräben aufzuwühlen die sich wie Schlangen hinterlistig und heimlich von Ort zu Ort schleichen.

Wir verlassen jetzt den Schloßhof und gelangen auf eine schwere, mit Epheu dicht übersponnene Brücke, die über den breiten trockenen Schloßgraben gelegt ist, in den Garten hinab. Hier führt uns ein stattlicher Kiesweg zwischen frischem Rasen und alten Bäumen zu einem anderen Wunderwerke menschlicher Kunst und zwar von so hohem Alter, daß im Vergleich dazu das Schloß wie eine Schöpfung von gestern erscheint. Ein bescheidenes modernes Gartenhaus thut sich auf und wir stehen vor der berühmten Warwick Vase, einem der Meisterwerke der griechischen Steinmetzen aus der besten Zeit. Sie wurde im vorigen Jahrhundert in einem See neben der Hadriansvilla bei Tivoli gefunden. Sie ist aus parischem Marmor, kreisrund und faßt über 600 Liter. Die zwei großen Handhaben sind aus Reben gewunden, die sich in reichen zierlichen Ranken und Blättern und in vollen Trauben rund um den oberen Rand ausbreiten. Den mittleren Theil des Körpers der Vase decken Panterfelle mit hervortretenden Köpfen und Tatzen. Darüber grinsen Satyrmasken mit Epheukränzen geschmückt, im Wechsel mit dem rebumwundenen Thyrsusstabe des Gottes Dyonisos. Die ganze Vase ruhet auf Weinblättern die dann wieder hoch an ihren Seiten emporranken.

Unser Weg führt uns von hier aus durch Pflanzungen prächtiger bemooster Bäume und dichter Gebüsche. Auf eine

lange Strecke fassen sie die breite grüne lachende Rasenfläche ein. Urvermuthet stehen wir am Ufer des Flusses, der hier in sanften Windungen dahingleitet. Indeſn wir uns der Burg wieder zuwenden staunen wir Pygmäen die riesenhaft hohen und weitgebreiteten Libanoncedern, die größten Englands, nun auch von ihrem Fuße an. In jedem Augenblicke gewinnt das wunderbare Bild der Burg neue Gestaltungen. In raschen vorschiebenden Wechsel ziehen nochmals die Flußseite des Castle, der Hügel mit seinen Thürmen, der Wasserfall, die gebrochene Mühle, die alten geborstenen Brückenbögen im eilig dahingurgelnden Flusse, an uns vorüber. Es ist ein Zauber dem wir uns nur zögernd und endlich nur mit Gewalt entreißen können. Aber wir nehmen eine werthvolle praktische Lehre aus der großartigsten und festesten Burg Altenglands mit: daß die Vorfahren unserer Architekten niemals allein für das Aussehen, für Gruppirung und Dekorirung baueten, sondern daß die Monumente die sie hinterließen, gleichviel ob schön oder unschön, ihr eigenes zweckbewußtes Leben hatten und zu diesem von innen heraus mit verständnißreicher Nothwendigkeit erwachsen waren.

Aufwärts, den Fluß entlang, kehren wir in den felsigen Hohlweg zurück und verlassen durch das Pfortthor mit Bedauern Warwick Castle, diesen großartigen Märchentraum aus einer fernen, fremden, kaum mehr verständlichen, — erhabenen Vergangenheit.



Von der Themse zur Mersey.

Abschied von London.

—⁓—

Es hat einmal ein weiser Mann die Wahrnehmung ausgesprochen: „daß unsere irdische Existenz recht wohl erträglich sein würde ohne die — geselligen „Vergnügungen“.“

Oder sollte vor mir noch niemand diese Weisheit in Worte gefaßt haben, so ist sie doch bereits von tausenden vernünftiger Menschen, vor mir und mit mir, erlebt und erlitten worden. Unter diese „vernünftigen“ Menschen will ich allerdings gegenwärtig nur diejenigen begreifen die, gleich mir, das gewisse Alter erreicht haben, in denen jene „Freuden“ sich von persönlichen Leiden wenig mehr unterscheiden, ja! dieselben sogar häufig im Maße des Erduldens, das sie uns auferlegen, noch übertreffen.

Da diese Prüfungen aber „Vergnügungen“ heißen — vermuthlich blieb der Name nachdem der Inhalt längst entleert war — so darf man weder dabei laut stöhnen noch kann man auf die Theilnahme einer barmherzigen Seele rechnen.

Denn wir müssen diese schwere Bürde tragen mit einer lächelnden Miene als sei sie ein Blumenkranz. Im Kummer hilft uns unsere Religion oder Philosophie und anderer Leute Sympathie; in unseren Schmerzen können wir uns in stoische Resignation hüllen und in die Einsamkeit zurückziehen; eine schwere Arbeit, mit Kopf oder Hand, halten wir aus denn sie hat doch einen vernünftigen, zuweilen sogar einen nützlichen Zweck!

Welche Rettung aber giebt es gegen die Freuden und Genüsse der Londoner Season, wenn dieser Tornado uns einmal mit seinem Strudel erfaßt hat und uns mitleidlos dahin wirbelt im Strome der übrigen ver — gnügten Leute?!

Ein wahrhaftes soziales Ungeheuer ist diese Season geworden. Im Februar erwacht sie aus ihrem sechsmonatlichen Schlafe und schüttelt ihre Schlangenlocken. Bis Ostern ist ihre Lebensweise noch ruhig und schlaff. Dann erhöhet sich der Pulsschlag. Nach Pfingsten tritt ein Fieber ein, das sich täglich verstärkt; es rast vorwärts bis in den Juli. Fort und fort, bis tief in die Hundstage, steigt die Krankheit. Dann plötzlich! erschallt das mächtige Wort: „Goodwood"! (die letzten fashionabelen Rennen) — und ein Kollapsus des tausendköpfigen Monstrums von überraschender Plötzlichkeit macht all' der Qual ein Ende. Stille zieht in Mayfair ein, Piccadilly wird eine einsame Landstraße, Belgravesquare gleicht der Sahara und South Kensington ist wieder so öde geworden wie es vor dreißig Jahren war.

Die Londoner Season hat ausgetobt. Die „arbeitenden Zehntausend" — die an den Dinners, Konzerten, Bällen, Bazars und nächtlichen Opernvorstellungen nicht minder schwer gefrohndet hatten als die „arbeitende Million" am Webstuhl, am Ruder, am Pfluge — sie athmen erleichtert auf wenn endlich der letzte Rundgang ihrer jährlichen Tretmühle zurückgelegt ist. Und ganz in der Stille fragen sie sich: was ist der Zweck, was der Lohn dieser Qual bei Tage und bei Nacht?

Ich habe das Programm solcher Unglücklichen gesehen, — und zu den innerlich und heimlich Unglücklichen in dieser äußerlich so strahlenden und heiteren Welt rechne ich alle — ja alle! — denen nicht mehr die Morgensonne der ersten Jugend diese Welt und ihre Nebel vergoldet. Himmlische Barmherzigkeit! wie waren diese Geschäftskalender auf Wochen hinaus besetzt und wie wuchsen ihnen, anstatt des gestern abgearbeiteten Kopfes, immer neue vervielfältigte Glieder künftiger Arbeitswochen an, — eine wahre Sysiphusarbeit!

Vormittags: spätes Erwachen von einer schlaflosen Nacht, zwecklos verbracht in überfüllten Räumen, in Hitze, Kohlensäure und Staub. Mangel an jeglicher erheiternder Erinnerung, statt dessen: Kopfweh, abgestumpftes Denkvermögen und völlig verstimmte Nerven.

Nach energischer Behandlung mit Sodawasser ergreift der Kranke die Flucht in den Park, um Rotten Row auf und ab zu kantern oder die anderen „Mitglieder des großen Zirkus" in dieser Verrichtung anzustarren. Denn hier ist „ganz London" versammelt, jedenfalls die Mehrzahl der Zehntausend, und der Anblick ist wirklich einzig in der Welt.

Gegen zwei Uhr ein Luncheon, wo den noch schwankenden Lebensgeistern ein neuer Halt oder ein schärferer Sporn mit Port und Sherry verordnet wird. Dem allgemeinen Tagesgespräche von Rotten Row folgt hier der vertraulichere Austausch des intimen Kreises.

Dann Nachmittags ein Konzert — für diejenigen, welche versichern: es *unterhalte* sie —. Stets ist ein Wohlthätigkeitsbazar mit erdrückendem Zulauf offen. Ausstellungen von Kunstwerken und Blumen ziehen mächtig an. Die Glücklicheren fahren nach Twickenham und Richmond, oder nach Hurlingham zum Polospiel und Taubenschießen. Wer nicht am Derbytage das Volksfest auf Epsom Downs besucht, geht jedenfalls zum aristokratischen Cupday nach Ascott. Auf die große Menge

lauert um diese Nachmittagsstunde noch ein anderes Gespenst: die „Afternoon Parties". Ihre wesentlichsten Symptome sind etwa folgende: an einem schwülen Sommernachmittage findet sich eine überzahlreiche Gesellschaft unversehens in einem Drawing Room eingesperrt. Dort arbeitet irgend ein, altes oder junges, musikalisches Genie, dessen geräuschvolle Anstrengungen selbstverständlich jede Unterhaltung verbieten. Allerdings kann ich meine Nachbarin hinunter in das Speisezimmer führen wo uns geeister Kaffee und Erdbeeren mit Schlagsahne winken. Und da die Herren bei solchen Kunstgenüssen meistens stark in der Minderzahl sind kann ich sogar diese Entführung zu wiederholten Malen begehen. Aber das Mittel ist im Grunde von sehr fraglichem Werthe. Denn ich nehme Kaffee, Erdbeeren und Schlagsahne doch nicht ohne die stille Mahnung meines Gewissens zu mir: daß ich mir damit unwiderbringlich meinen gesunden Appetit für das Dinner ruinire!

Nun will es Abend werden und die mühseligen Arbeiterinnen unter den „Zehntausend" eilen nach Hause — zum Ankleiden für die Pflichten der Nacht.

Wieviel Viertelstunden täglich sehen wohl die jungen Mütter unter ihnen während dieser monatelangen Hetzjagd ihre Kinder? Die Ansprüche der Geselligkeit haben ihrem häuslichen Leben in trauriger Weise Eintrag gethan! Gewiß sehnt sich das Herz der modernen Mutter nicht minder nach ihren Lieblingen als es vordem Herkommens war. Aber sie kann sich nicht mehr den Luxus gestatten: diesem Zuge ihres Herzens zu folgen, wie das ihrer Großmutter frei stand. Sie hat ihre Stellung in der Gesellschaft zu wahren, sie hat für den Ehrgeiz ihres Gatten — und ihren eignen — zu wühlen und sich zu plagen. Gesellschaft und gute Bekannte haben den Kindern die Zeit der Mutter abgewonnen. Was soll die arme junge Frau thun? Sie hat für jeden Abend drei Einladungen und muß sich überall wenigstens — zeigen. Indessen die gehetzte

und entfremdete, „auswärtige“ Mama weiß, daß ihre Kleinen der besten Wärterin, ihre Töchter der besten Erzieherin, ihre Söhne der besten Pensionsschule anvertrauet sind. Das ist soweit alles in der Ordnung und kostet sie ein schweres Geld. Aber doch nur: soweit!

Die Bekanntschaft der Eltern mit ihren Kindern kann dabei freilich nur eine ziemlich oberflächliche sein. Wenn sie aber nicht von vorn herein eine innige wurde, — später wird sie es nun und nimmer mehr. Kinderherzen sind anspruchsvolle kleine Egoisten. Wer sich nicht mit langjähriger Mühe und Plage und eigener Arbeit und opfervoller Sorge schon von früh an in ihnen das Wohnrecht und die Heimath erworben hat, der bleibt, wenn er später anklopft, immer nur ein geehrter Gast. Mit wohlbedachter, zierlich gesetzter Rede im Festkleide wieder empfangen und nur das Staatszimmer wird ihm geöffnet, nachdem alles darin sauber abgestaubt und die Schäden und Flecken hübsch verhangen und verheimlicht sind. —

Um acht Uhr Abends schlägt die Stunde des feierlichen Dinners. Für die richtigen „Diners-out“ besteht eine wochenlange Reihenfolge dieser Feste von stets gleichartiger Schwerfälligkeit. Nur dort und dann wird dieses Paternosterwerk des „Ausessens“, dieser gegenseitige Reihetisch unterbrochen, wo und wann — an einem Tage der Rache — das eigne Haus sich zu gleichem Glanze öffnet. Selten gewinnt man einen freien Abend um den Stern Season, von 9 Uhr Abends bis 12 Uhr Nachts, in „Her Majesty's“ zu bewundern und dort in das „Encore“ Gebrüll einzustimmen um nur nicht durch Hitze und Gasluft eingeschläfert zu werden. Früher fortgehen? — daran ist nicht zu denken! Denn einmal wäre es Grausamkeit: der Jugend, die vorn in der Loge sitzt, ihre seltene Freude zu verkürzen und dann ist es überhaupt gegen die menschliche Natur, etwas nicht bis zum Schlusse — auszuhalten, wofür man den Platz mit 35 Mark bezahlt hat.

Kehren wir lieber zu unserem späten Dinner zurück; es ist doch das kleinere Uebel. Noch niemals hat die Statistik festgestellt: wieviel ihrer um diese Jahreszeit allnächtlich in London stattfinden? Sind es hunderte? sind es nicht vielleicht tausende? Die Aera der „Suppers" ist längst fossil in England; die der großen Bälle ist im Sinken; das Zeitalter der Dinners steht auf seiner Höhe! Es ist ein bedeutungsvoller anthropologischer Abschnitt, gleich der Stein- und Bronze-Zeit.

Eine Gesellschaft von mindestens 20 Gästen, die sich im allgemeinen gar nicht, oder nur höchst oberflächlich kennen. Man ißt während der Sitzung von etwa 2 Stunden, an einer Tafel, die für 12 bis 15 Plätze Raum hätte, immer viel zu viel von einer belästigenden Fülle überflüssiger Speisen. Bekanntlich kann man nicht behaupten, daß die englische Küche übermäßig „raffinirt" sei; es klebt ihr, auch in ihrer Modernisirung, immer noch ein großes Theil stofflicher Schwere an. Daneben erwehrt der Gast sich mit Mühe der langen Reihe schwerer Weine, die sich ihm durch die dursterzeugende Anstrengung des fortgesponnenen Sprechens mit einer fremden und einer ein — silbigen Nachbarin aufdrängen. Während des ganzen Verlaufes der konsumirenden Feierlichkeit verläßt uns daneben das stille Bewußtsein nicht, daß wir uns heute einen erhöheten Anspruch auf Kopfweh für morgen und auf einen Gichtanfall für den nächsten November erwerben — jedenfalls auf einen Herbstaufenthalt in Wiesbaden oder Carlsbad.

In London kreuzten sich meine Wege vielfach mit denen eines reisenden Amerikaners. Er war ein liebenswürdiger und gescheiter Mensch, originell und gar nicht yankeehaft. Wir aßen häufig im Athenäum Club zusammen. Er ging niemals zu Dinners.

„Ich kam hieher", erklärte er mir, „mit einem ganzen Sack von guten Empfehlungsbriefen. Auf jeden erfolgte unwandelbar die gastfreundliche Erwiderung: „Dine with me".

Diese stetige Wiederholung derselben formellen langweiligen Dinners fiel mir bald so auf die Nerven, daß ich meine sämmtlichen übrigen Kreditive „stoppte" und nur noch bei mir selber esse. Ich will nichts von dem Futter der braven Leute, ich will sie selbst, in ihrer Häuslichkeit."

Ich hatte keine Empfehlungsbriefe vertheilt und daher auch nicht dieselben traurigen Folgen derselben verspürt. Aber ich hatte doch ausreichende Erfahrungen auf diesem Felde um meinen Reisegefährten aufrichtig zu bemitleiden.

Man behauptet, daß Doktor Livingstone mehr denn einmal die Prüfungen der Dinners während der Londoner Season zu hart fand und mitten darin nach Afrika aufbrach, um durch die Bivouacs in den tropischen Fieberzonen wieder neue Kräfte für die Gastfreundschaft der Civilisation zu sammeln.

Vier Dinners in der Woche sind keine übermäßige Leistung für einen richtigen Westender. Wird jedes Fest, mit Afterdinner und nachfolgendem Thee, zu 4 Stunden angenommen, so ergiebt das 16 Stunden. Rechnen wir nun die Season nur zu drei Monaten für den einzelnen Arbeiter, so hat er 17 volle Arbeitstage zu 12 Stunden dem Moloch Dinnerparties geopfert.

Ist auch die Herrensitzung bei den kreisenden drei Flaschen endlich überwunden so findet man im Drawingroom wohl ein Dutzend neuer Gäste, die geladen sind um den geistreichen Verdauungsprozeß der Tischgäste zu beleben. Der Ankömmling fühlt sich dort ebenso an seinem Platze wie — der bekannte Hund im Kegelspiele. Er wird niemandem bekannt gemacht, zeigt selbst eine äußerst angenehm gestimmte Physiognomie, trinkt eine Tasse Thee und — verschwindet auf Nimmerwiederkehr.

Diese Belustigung heißt eine „small and early Reception".

Aber der Tag ist längst noch nicht zu Ende obgleich es bald Mitternacht schlägt. Zwei Schuldscheine, zwei große gedruckte Einladungskarten, müssen noch heute heimgezahlt werden.

Sie fordern uns weder anspruchsvoll zum „Ball" auf, noch zu dem bescheidneren Vergnügen, das wir in unserem gereinigten Deutsch so höchst geschmackvoll: „Thé dansant" nennen. Diese Karten sagen weiter nichts als daß heute Mrs. X. oder Lady Y. „zu Hause" sein wird. Daß dieser interessante Umstand zu uns in direkte persönliche Beziehungen tritt, wird nicht durch Einschreiben unseres Namens auf die Karte selbst, mit der Aufforderung: zu erscheinen, vermittelt sondern nur durch unsere Adresse unter der diese geheimnißvolle Mittheilung eintraf.

Ein „At Home" ist eine Art von sozialem Proteus. Es hat keinen festbestimmten Karakter der uns sofort in's Klare stellt über dasjenige was wir dort zu erdulden haben. Es wird nicht getanzt, — wir finden keinen Whisttisch, — höchstens etwas Musik. Vielleicht einen abgelebten italienischen Maestro, der durch sein geniales Kratzen auf seinen unsterblichen Landsmann Paganini zurückdeutet; auch wohl irgend eine kunstfertige gefällige Lady aus der Gesellschaft, die englisches Italienisch in Gaumentönen singt. Es sind viele Gäste da. Sie scheinen sich nicht zu kennen und starren einander an als ob sie gewettet hätten: „wer zuerst spricht — bezahlt". Plötzlich fällt uns ein, daß wir noch auf einem Balle erwartet werden und wir verschwinden — mit gegenseitigem aufrichtigsten Bedauern. Man geht übrigens auch dorthin nur einmal — und nicht wieder.

Eine Art von „At Homes" habe ich jedoch kennen gelernt, die außerhalb dieser Kreise, und allerdings weit über ihnen stehen: das waren, an jedem Dinstag Abend, die Empfänge auf der „Treasury" in Downing Street. Zu früher Stunde, von 10 bis 11 Uhr sieht dort der Schatzkanzler in ruhigen, nicht überfüllten Räumen die Menschen, denen daran liegt, ihn zu sehen. Selbstverständlich gehörte ich zu diesen Neugierigen und fand dort stets eine stattliche Anzahl bemerkens- und

kennenswerther politischer oder sonst wie hervorragender Männer, erfreulich untermischt mit Damen, versammelt. Der Hausherr selbst gab sich als ein liebenswürdiger höflicher alter Herr; seine rasch wechselnden Gäste erschienen mir wie lebendige Illustrationen zur Tagesgeschichte von England. —

Der Ball beschließt den wohl angewendeten Tag der Londoner Season-Lust. Dort sitzen Väter, Ehemänner und Mütter; tanzen Töchter und junge Frauen bis 3 und 4 Uhr Morgens. Es ist fürchterlich heiß und die Luft zu einem hohen Prozentsatze vergiftet. Das Gas blendet die brennden überreizten Augen ganz entsetzlich.

Aber die Welt würde Eltern und Ehemänner für „nicht recht gescheidt" oder für herzlose Egoisten erklären wenn sie ihren Töchtern und Frauen dasjenige versagen wollten, was den einen schädlich und den anderen höchst peinvoll ist.

Denn: ein Ball ist ja ein Vergnügen, folglich sind auch drei Dutzend Bälle ein Vergnügen! — Und auf drei Seasons hat ein junges Mädchen herkömmlichen Anspruch zur Begründung des zukünftigen — Lebensglücks.

Und so frage ich nochmals:

welche Rettung giebt's gegen den Wirbelwind der Londoner Season, wenn er uns einmal gepackt und in seine Kreise verwickelt hat?

Flucht! schleunigste Flucht!

Und so geschah's. An einem schönen Junimorgen landete mich mein „Fourwheeler" in Euston Station und ich nahm meinen Cours nach Nordwest in das Baumwollenland von Lancashire, an die Ufer der Mersey.

Ein Fremder, der einige Male längere Zeit hindurch den riesenhaften unausgesetzten Verkehr auf einem der großen Bahnhöfe Londons beobachtet, dürfte leicht den Eindruck empfangen, daß ein sehr erheblicher Bruchtheil der Einwohner der Metropole sich

unausgesetzt in reisendem Zustande befindet. Die Zahl der Züge, die auf den großen Terminus Stationen: Victoria, Charing Croß, Liverpoolstreet und Euston unausgesetzt kommen und gehen ist ganz unglaublich. Dort fand ich jedesmal ein ununterbrochenes Leben und Treiben, wie wenn grade mit dem nächsten Zuge irgend ein ganz besonders wichtiges Ereigniß eintreffen oder abreisen würde. Und das alles ohne Lärm, ohne Drängen, Hast und Verwirrung. Sobald wir anfahren nimmt ein Porter (Packträger) unser Gepäck an sich und beklebt den durch unsere Initialen sehr groß und deutlich gezeichneten Koffer mit dem Namen unseres Bestimmungsortes. Wir gehen an das „Booking Office", in welchem aber nichts gebucht wird denn es ist der Billetschalter. Der Name ist vom früheren Einschreibe-Bureau der Stage Coaches überkommen. Nun suchen wir uns, mit Hülfe unseres Kofferträgers, nach freier Wahl eines der Coupés aus, die uns sämmtlich offen stehen, und belegen mit den vom Bahnhofsbuchhändler frisch gekauften Morgenblättern den Platz. Unser Koffer wird in demselben Waggon in einer kleinen Gepäckabtheilung untergebracht. Wir überzeugen uns von seiner richtigen Einstellung und nehmen unseren Platz ein. Auf diese einfache Weise wird in England das gesammte Reisegepäck befördert. Dem Fremden graust es anfangs, denn er hat ja keinen Gepäckschein! Aber bald gewöhnt man sich auch daran und es ist Thatsache, daß in England von den Millionen zirkulirender Reisekoffer selten einer abhanden kommt. Wäre es der Fall so würden wir davon sicher in den entrüsteten Zuschriften der gekränkten Reisenden an die „Editors" der großen Zeitungen lesen.

Nachdem ich mich bereits eingerichtet und hinter meine Zeitung verschanzt habe, zu deren Aufschneiden eine ganz besondere Kombination von Federmesser und Falzbein erfunden ist, werden noch zwei oder drei Plätze um uns besetzt. Ein „Guard" erscheint um unser Billet zu sehen. Er hat

jedoch heut zu Tage kein weiteres Schutzwächteramt und ist ein einfacher Schaffner. Sein beruhigender Name ist ebenfalls eine Reminiszenz aus der Zeit der Coaches, die der Guard gegen die Highwaymen, die Ritter der Landstraße, zu schützen hatte. Nun ertönt draußen von irgend einer Seite ein ziemlich unhörbares „All right" und ganz unmerklich und allmählich, ohne Läuten, Signalpfeife und Lokomotivschrillen setzt sich der Zug in Bewegung.

Für eine halbe Stunde sind sämmtliche Mitreisende, Damen und Herren, in ihre Zeitungen oder „Magazines" vertieft.

Denn die Engländer sind durchgängig starke Konsumenten von Lesefrüchten. Sie finden dazu, neben Sports, Geschäften und Waschungen, immer noch Zeit weil sie diese nicht mit — Schwatzen vergeuden. Die Leute, selbst die Damen, lesen hier sogar mit Vorliebe Bücher aus denen man etwas lernen kann; ich meine damit: andere als Romane. Wie es bei den Franzosen und Italienern in diesem Punkte steht, darf an dieser Stelle unerörtert bleiben. Von den Deutschen behauptet man in England, daß sie eigentlich nur s c h r e i b e n, und ein ernsthaftes Buch nur dann lesen, — vielleicht sogar kaufen — wenn sie es mit der Feder übertrumpfen wollen. — Ein höchst ungerechtes Urtheil! Wie stark waren nicht die Auflagen, die so manche Kriegserinnerungen aus Frankreich erlebt haben. Und nun gar die Uebersetzungen Zola'scher Kulturbilder! Singt doch schon Heine von den — Franzosen und Deutschen, wenn ich ihn recht verstehe:

Selten habt ihr mich verstanden
Selten auch verstand ich euch.
Doch wenn wir im — Schmutz uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Alsdann beginnt unter den Mitreisenden ein Austausch der verschiedenen Blätter. Denn der „Liberale" kaufte regelmäßig

die Daily News oder die St. James's Gazette, der „Conservative" den Standard oder Abends den „Globe". Als unparteiischer Dritter erscheint wohl, jedoch selten, die Times. Diese Auswechselung wird indessen ausschließlich durch höfliche Pantomimen vermittelt, höchstens hört man das Wort „Paper"? in fragender Betonung dumpf murmeln. Einen Anknüpfungspunkt für weitere Unterhaltung bietet selbst der Dank bei der Rückgabe nicht.

Nach einer halben Stunde etwa hatte ich mein umfangreiches Pensum erledigt. Da das Ohr in diesem traulichen Kreise keine Nahrung fand und auch das Auge rasch müde wurde, durch das enge Fenster des niedrigen Coupés den, mit der Schnelligkeit von mehr als 9 deutschen Meilen in der Stunde vorüberfliegenden landschaftlichen Bildern nachzujagen, so wandten sich meine Betrachtungen unwillkürlich den Menschen zu, die ich soeben in London zurückgelassen und deren Vertreter mich jetzt stumm begleiteten.

Die größte Merkwürdigkeit in England sind doch ohne Zweifel — die Engländer selbst! in ihrer fertigen, kompakten, gleichartigen, insular abgeschlossenen Weise zu leben, zu handeln, zu denken und zu fühlen.

Und auf diesen Gebieten unterscheiden — ja! trennen sie sich von allen kontinentalen Nationen noch viel weiter als durch ihren äußeren Menschen.

Ich glaube: was uns Deutschen an den Engländern am meisten auffällt und fremdartig berührt ist: die Uniformität ihres Denkens und Handelns; allerdings ein schroffer Gegensatz zu unserem zersplitterten Individualismus. Zwar besitzen auch wir eine ähnliche Erscheinung, jedoch bewegt sie sich in engeren Grenzen. Ich meine die Uniformität in der äußeren Haltung, Sprechweise und Lebensanschauung unserer Offizierkorps.

Dem äußeren Gebahren der Engländer fehlt es im großen und ganzen an Wärme und an Grazie. Ihre „Manier" ist frei

von „schlechten Manieren“ aber auch von der äußeren demonstrativen gewinnenden Gefälligkeit des Benehmens, die uns bei unseren übrigen nationalen Nachbaren häufig anzieht und die Unerfahrenen — täuscht. Die Engländer verschanzen sich — meistens wohl ohne es selbst zu wissen — hinter eine natürliche absolute Zurückhaltung des Benehmens, die auf der Oberfläche wie die völligste Gleichgültigkeit erscheint.

Und doch bin ich nirgendwo in der Welt freundlicher und wärmer aufgenommen als in England. Und nirgendwo habe ich im Umgange den echten Schliff des Benehmens verbreiteter gefunden, wie ihn nur ein echter harter Edelstein anzunehmen fähig ist; die einfache phrasenlose und andrerseits auch von unmanierlicher Formlosigkeit, der falschen sogenannten Gemüthlichkeit, freie Höflichkeit, deren Bezeugungen sich mir stets als wahrhaftes, werkthätiges und vernünftiges Wohlwollen erwiesen haben.

Die Erklärung und Vereinigung dieser anscheinenden Gegensätze hat mich vielfach beschäftigt. Sie gründlich zu erörtern hieße — ein Buch über den englischen Nationalkarakter schreiben. Ich will daher hier nur folgende einzelne, unvollständige und abgerissene, Betrachtungen dem Leser vorführen wie sie während der eiligen Fahrt nach Norden an mir vorüberschossen.

Ein grundlegender Zug des englischen Wesens ist die Einfachheit und Aufrichtigkeit im Handeln und Sprechen. Warm oder kalt, schroff oder verbindlich, überhebend und arrogant oder höflich und bescheiden — stets meinen sie es wenigstens ehrlich. Der Engländer beginnt nicht die oberflächlichste Bekanntschaft mit kordialem Handschütteln und konventionellem Lächeln wie der Russe. Er macht eine stumme steife Verbeugung oder ist höchstens „erfreut, meine Bekanntschaft zu machen“. Faßt er aber demnächst meine Hand mit ehrlichem festen Griffe, so weiß ich sicher: ich kann mich an ihr halten. Selbstverständlich bezieht sich dieses vollkommene Vertrauen

zunächst nur auf den persönlichen Verkehr; nicht so unbedingt auf das Geschäft, und noch viel weniger auf die — äußere Politik Englands. Soziale Glätte und gewandte Feinheit ist nicht die Stärke des Engländers, auch nicht einmal das Ziel seines Bemühens — außer vielleicht bei Damen —; meistens ist ihm diese Art sogar ein Gegenstand des Mißtrauens.

Alle Engländer beten zu einem Gotte. Er heißt: „Propriety“, „Korrektheit des gesammten Benehmens“. Dieser Kultus an sich ist gewiß überall sehr lobens- und nachahmenswerth. Er hat Ordnung, Anstand, Rücksichten, Sittlichkeit, Frömmigkeit in seinem Gefolge. Aber in England ist „Propriety“ ein Götze geworden, dem rücksichtslos geopfert wird. Das „allgemein anerkannt korrekte Ding“ zu thun, das ist des Engländers höchstes Streben; er fragt nicht viel: ob es auch das an sich richtige Ding ist. Vor allem gilt es ihm: nicht anders zu sein als die anderen Leute und nicht „unprecedentet“ zu handeln, denn ein Verfahren oder eine Thatsache, die bis dahin noch nicht „da“ waren, — das ist schon an sich ein tadelnswerthes, mindestens ein bedenkliches Vorkommniß.

Ein anderer Gegenstand heiliger Scheu ist alles was „unenglisch“ und „foreign looking“ erscheint. Was irgend dahin schlägt ist von vornherein ein Gegenstand der Verwunderung, des Zweifels, der Heiterkeit und des Mißtrauens. Fremde klingende Namen und Titel imponiren dort nicht im mindesten; desto mehr allerdings die einheimischen. Nichts außerhalb Englands kann so richtig und so gut sein als das englische. — Wiederum ein extremer Gegensatz zu unserer Nationalsünde: der Bewunderung und Bevorzugung des Ausländischen. — Im berühmten Tichborne Prozesse sagte ein ehemaliger Regimentskamerad über den echten Roger Tichborne aus: „Roger hatte sehr viel von einem Franzosen an sich, war aber trotzdem ein vollkommener Gentleman“. Ueber einen englischen Romanhelden sprach einmal ein angesehenes kritisches

Blatt, der „Spectator“, folgenden Tadel aus: „er wohnte in einem Hüttchen von meißner Porzellan, trug Unterkleider von blauem Atlas und log mit der vollen Leichtigkeit eines Ausländers“.

Nicht minder scheu aber als gegen das Ausländische, sind die Engländer vorsichtig und mißtrauisch gegen einander. Ein gefülltes Eisenbahncoupé ist ärger denn ein Trappistenkloster; man hört auch nicht einmal beim Ein- und Aussteigen „Memento mori!“ murmeln. Der Engländer vermeidet ängstlich jede Bekanntschaft, die sich nicht auf eine zuverlässige Einführung oder Empfehlung stützt. So sind sie denn auch nicht — wie das wohl anderswo vorkommt — in Gefahr auf Abenteurer und unsichere Gestalten „hineinzufallen“. Ist man aber des neuen Mannes sicher; ist er „all right“; erweist er sich sogar als ein „perfekt Gentleman“, so schwindet die Kälte rasch und bald fällt sogar unter Herren der Gebrauch des Titels bei der Anrede fort.

Das gegenseitige „Vorstellen“ ist in England nicht so durchgeführt wie bei uns. Das Zusammentreffen unter gewissen Umständen: an einem kleinen Dinner oder als Gäste in einem Landhause, genügt um sich gegenseitig als bekannt zu betrachten. Man nähert sich einander thatsächlich im Gespräche, verkehrt unbefangen, gefällt sich, oder — trennt sich wieder bei der Abreise. Ganz gelegentlich, und oft sogar erst später, erfährt man: wer der Mitgast war.

Trotz der Abneigung gegen alles Ausländische kann dennoch der Fremde, namentlich sobald er fragend und Rath oder Hülfe suchend erscheint, überall auf ein höfliches und hülfreiches Entgegenkommen rechnen. Ich habe niemals irgendwo einen Mitreisenden mit einer Bitte um Auskunft angegangen, ohne daß mir letztere zu Theil wurde. Ja! sehr häufig setzte sich der Angesprochene, wenn er selbst nicht genau unterrichtet war, in Bemühung und Bewegung um mir die gewünschte

Aufklärung zu verschaffen. Ein Zug der Höflichkeit, den ich sonst in der Welt nur bei den Franzosen gefunden habe, ist mir in England als so durchgehend aufgefallen, daß ich ihm einige Worte widmen muß. Es ist die Anwendung des „Danke Ihnen!“. Die jungen Damen, die im Bazar Kleinigkeiten verkaufen oder nur an der Thür Geld einsammeln, erwidern jede Gabe mit: „Danke Ihnen“. Die Ladies die am „Hospital Saturday“ an den Straßenecken den ganzen Tag über Almosen empfangen, haben für jeden Geber ein: „Danke Ihnen“. Aber auch jeder Kauf, jede Bestellung in einem Laden, erhält ihr „Danke Ihnen“. Meine Aufwärterin — sie hieß Bella und sie war das Muster aller Aufwärterinnen — quittirte jede Antwort, jede Auskunft, jede Anweisung mit „Danke Ihnen“. Ich glaube in England fallen täglich tausend „Danke Ihnen“ für eines in — in — Japan. —

Das Vorbild dieser, durch alle Stände gehenden praktischen Höflichkeit ist der Policeman. Er scheint mir alle guten englischen Eigenschaften in sich zu verkörpern. Ruhig, gutmüthig, hilfreich, gemessen höflich, kurz und bündig, erschien er mir überall wo ich allein in der Fremde seinen Weg kreuzte, wie ein Freund. Mit Bädekers Karten und der Anweisung des Policeman kann jeder Fremde sicher und ohne Schwierigkeiten bei Tage in jeder Richtung durch die Häuserwüste von London wandern. Niemals wird er abgewiesen werden als ob er den Stempel der Verdächtigkeit an der Stirn trüge, niemals zurechtgewiesen als ob er ein — Rekrut wäre.

Der auf dem Kontinente reisende Engländer hat meinen Lesern durch sein Aeußeres, namentlich durch seinen Anzug, gewiß schon mehrfach Gelegenheit zu erwünschter Heiterkeit gegeben. Karrikaturen und Uebertreibungen fehlen nirgends in der Welt. Im allgemeinen aber, meine ich, ist der Engländer der bestgewaschene und -gekleidete Mensch in der Welt. Ihre Reit-, Jagd- und Reiseanzüge sind zur Vollkommenheit

in Stoff und Schnitt ausgebildet. Auch der Londoner der höheren und mittleren Stände sieht in der Straße stets sauber und sorgfältig angezogen aus. Man bemerkt niemals auffällige Schattirungen oder lächerliche Schnitte, wie zum Beispiel die widerwärtigen weibischen Hemdkragen, die den Hals bis auf das Grübchen entblößen. Vielmehr herrscht durchgehends eine Neigung zur Nüchternheit in der Farbe vor.

Aber auch hier macht sich die englische Neigung zur Uniformität und die Anbetung des Götzen: „Propriety" in auffallender — eigentlich: komischer — Weise geltend.

Wandern wir an einem regenlosen Wochentage vom Hydepark bis zum Mansionhouse, so werden wir bald von der gesammten alten und jungen Herrenwelt, die unser Auge trifft, den Eindruck einer ernsten fast traurigen Melancholie in der äußeren Erscheinung empfangen. Warum? — Weil in den Jahren 188½ die Göttin „Fashion" dekretirt hat, daß des männlichen Londoners korrekte Kleiderfarbe: „schwarz" sei, mit ganz unmerklichen Schattirungen in benachbartes schwärzliches Blau oder Grau. Zudem sind alle Stoffe, selbst im Juni und Juli, schwer und dicht und niemals wird ein anständiger Engländer sich soweit vergessen, selbst in der drückendsten Hitze den Rock oder Paletot offen zu lassen. Ferner trägt jeder junge und jeder ältere noch schlanke Londoner über einer hohen schwarzen Weste den „Cutaway", ein einreihiges Röckchen oben und unten scharf und gradlinig ausgeschnitten, auf der Brust mit drei Knöpfen geschlossen. Dazu bei Sturm nnd Sonnenschein der unglückliche schwarze Schornstein und ein Regenschirm, der im Regen auch wohl hie und da einmal aufgemacht, übrigens aber in der Mitte erfaßt und mit halbgekrümmtem Arme in einem fest bestimmten Winkel von etwa 45 Graden getragen wird.

Ihre einzige Aufheiterung empfängt diese düstere Gestalt von einer kleinen Kravatte aus blassester Lilaseide. Die ältere,

rundere und würdigere männliche Erscheinung hüllt sich, statt des „Cutaway" in den zweireihigen schwarzen „Frockcoat". Unter tausend englischen Herren die uns begegnen fallen sicher 995 unter die vorstehende, düster angehauchte Skizze. An einem wonnigen Mainachmittage wandelte ich Rotten Row zu. Ich war erstaunt und geschmeichelt, von so vielen mir begegnenden Herren in Piccadilly aufmerksam von Kopf bis zu Fuß gemustert d. h. angestarrt zu werden. Da ich mich nun meines Wissens in meiner äußeren Erscheinung durch nichts vom gewöhnlichen Mittelschlage der Menschheit unterscheide auch mit Frockcoat, Seidenhut und Regenschirm bewaffnet war, so gab mir diese allgemeine Aufmerksamkeit Veranlassung zur Einkehr bei mir selbst. Ich prüfte und verglich. — Endlich hatte ich's heraus. — Das war es! — Ich trug eine weiße Weste, die bescheiden oben aus meinem Rock hervorlugte. Und siehe! es war die einzige weiße Weste an jenem Tage in Piccadilly. Man trug an jenem Tage dieses nützliche Stück noch nicht. — Und aller Augen hefteten sich auf das „inkorrekte Ding" die weiße Weste. — Der unbefangene Fremde ist vor diesem farblosen Gesammtbilde der londoner Herrenwelt geneigt, auf irgend einen besonderen Grund desselben, etwa ein großes Nationalunglück zu schließen, dem durch eine allgemeine männliche Landestrauer Rechnung getragen wird. Unter der heißen Junisonne nahm diese schattenhafte Tracht sogar den Karakter einer allgemeinen Landesbuße für irgend ein großes Nationalvergehen an — vielleicht lag letzteres in der irischen Politik der jetzigen Regierung. — Am 9. Juni 1881 erschien in dem Londoner Klatschblatte „Truth" ein Aufruf zu einer Massenpetition, die allerdings nicht an den Stufen des Thrones selbst nieder-, aber dem Prinzen von Wales an sein menschenfreundliches Herz gelegt wurde. S. k. Hoheit sollte nämlich respektvollst bestürmt werden, die Initiative zur Ablegung des fürchterlichen schwarzen „Schornsteins", zu gunsten eines niedrigen leichten

Hütchens, durch sein persönliches erlauchtes Beispiel zu ergreifen. Es wurde dem Thronfolger im Voraus der Dank von Millionen seiner künftigen Unterthanen votirt, falls er sie von dieser „Abomination“ befreien wolle.

Ein Strohhut, ein heller Sonnenschirm für Herren, ein Paar weiße Unaussprechliche, sind Unmöglichkeiten zwischen Buckingham Palace und dem Tower. Wollte einer der Direktoren der Bank von England so in der Sitzung erscheinen, seine sämmtlichen Kollegen würden — so versicherte man mich — sofort eine Panik ergreifen und sie würden den Bankdiskont um mindestens ½ Prozent in die Höhe setzen. Schon ein Aufknöpfen des Frocks würde den Verdacht erwecken, daß dem Herrn Tages zuvor einer seiner Wechsel protestirt sei.

Diese strenge Gleichmäßigkeit der äußeren Haltung erstreckt sich auf das gesammte Leben des Engländers, auf seine Wohnung, auf seine Küche, auf seine Mahlzeiten. Anständige saubere Manieren beim Essen gehen in England weit tiefer in die mittleren Klassen hinab als — anderswo. Der häßliche Gebrauch des Messers für den Dienst der Gabel ist dort streng verpönt, das Brod bei Tische wird gebrochen, nicht geschnitten. Der Fisch darf überhaupt niemals mit der Stahlklinge berührt werden. Früher half man den unzureichenden Bemühungen der Gabel mit Brod nach; der Königin Victoria danken ihre Unterthanen die wohlthätige Neuerung der silbernen Fischmesser.

Bekanntlich ist es in England „sittlich“ unmöglich, sich den Zucker mittelst der Finger anzueignen; nur die Universität Oxford hat sich von dieser unbequemen Sitte emanzipirt. Dort heißen Zeigefinger und Daumen: die oxforder Zuckerzange. Dagegen ist die uns fast unentbehrliche Erfindung des Theesiebes in England unbekannt. Ganz raffinirt feine Leute führen das Messer beim Schneiden in der Lage der Schreibfeder und die Verwendung von Senf beim Hammelbraten ist ein sicheres Symptom hochgradiger Unkultur.

Darf ich nun auch noch ein Wörtlein über die englischen Frauen sagen — soweit ich sie kennen lernte? Es ist ein kitzliches Kapitel — aber ich hoffe: dasjenige, was ich der Wahrheit gemäß zu berichten habe, wird sich mit der Höflichkeit nicht nur, sondern auch mit der aufrichtigen Dankbarkeit vertragen, in der ich aller der Kreise gedenke, die mich in England gastfreundlich aufnahmen und mir freundlich entgegenkamen.

Unter den englischen Frauen, namentlich denen der höheren Stände begegnet man ziemlich häufig schönen, regelmäßig und edel geschnittenen Gesichtern. Die Nasen sind fein geschwungen, die Nasenflügel zart gezeichnet. Die Oberlippen sind meistens kurz und beide Lippen schmal. Da der Mund nicht weniger kräftig entwickelt ist als die übrigen Züge, so erscheinen die großen weißen Zähne häufiger als vielleicht — beabsichtigt wird.

Wo aber auch — und das ist natürlich die überwiegende Mehrheit — eine Abweichung von dem Ebenmaß der Schönheit in den Zügen, eine Ueberschneidung der Linien vorkommt, so findet diese fast immer in der Richtung des „zu viel" statt und die überlange Gesichtsform, die zu große Nase, das zu kurze Kinn tragen stets einen karakteristischen nicht unedlen Rassentypus. Fast niemals finden wir ein unausgesprochenes, unfertiges, breites, aufgestülptes — ein gewöhnliches Gesicht.

Die Köpfe sind meistens viel größer als das Ideal der Venus von Milo lehrt. Büste, Schultern und Arme sind schön wo noch nicht die Ueberfülle des reiferen früchtereichen Sommers eingetreten ist. In derselben Richtung wie der Kopf, bewegt sich das Maß der Hände und Handgelenke. Die Hand ist — ich kann's nicht verschweigen — wohlgeformt, wohlgepflegt, wohlberingt, aber: — nicht klein noch schmal. Ich habe aus diesem Punkte ein besonderes Studium gemacht und — ich muß meine Ungeschicklichkeit anklagen! — aber, ich habe in England keiner kleinen feinen zierlichen Hand begegnen können.

Der englische Fuß hat — bekanntlich — zwölf Zoll. Er ist stets mit vorzüglichem, ziemlich schweren und derben, höchst rationellem Schuhwerk ohne die thörichten und unanständigen, hohen schmalen Absätze bekleidet, was ihn ohne Zweifel erheblich umfangreicher erscheinen läßt als die Natur ihn formte.

Die Gesichtsfarbe der Engländerinnen ist in der Jugend meistens frisch, klar und rosig. Sie wird aber, eben ihrer Zartheit wegen, durch das anhaltende Leben im Freien und die sehr kräftige, oft hitzige Ernährung in Speise und Trank mit vorschreitenden Jahren leicht derb: roth und in extremen Fällen auch wohl — kupferig.

Trotz all diesen Vorzügen und Reizen haben bei wiederholtem längeren Verkehr in England die dortigen schönen Frauen auf mich dennoch nicht völlig den Eindruck gemacht den ich, aus Jugenderinnerungen, voraussetzte. Es war für mich häufig ein Mangel in den meisten und bewundertsten Erscheinungen vorhanden von dem ich mir nicht sofort Rechenschaft geben konnte. Meine Wahrnehmung betraf übrigens beide Geschlechter. Ich glaube jetzt, daß dieser Mangel an Wirkung, sowohl bei den Frauen als auch bei den, sie an körperlicher Schönheit im allgemeinen bedeutend überragenden Männern, von den Augen ausgeht. Diese sind meistens klein, nicht intensiv gefärbt, ohne erhebliches Feuer und nicht schön umgeben. Sind sie groß so liegen sie häufig zu weit vor und sind in der Färbung verwässert. Nachdem mir dieser Mangel im Nationaltypus bewußt geworden war, bin ich ihm überall als stummer Beobachter nachgegangen und habe meine Hypothese bestätigt gefunden: die Schwäche der englischen Schönheit liegt in der Wirkungslosigkeit der Augen.

Ueber die vielbestrittene Frage: ob die englischen Damen sich „gut" anziehen? geziemt mir, als Laien, die äußerste Zurückhaltung. Wir uneingeweiheten Männer betrachten ja leider! eine schöne „Toilette" immer nur als Mittel zu dem

Zwecke: die Persönlichkeit zu heben und zur Geltung zu bringen. Für uns gilt das Bonbon mehr als seine Flitterhülle, namentlich wenn letztere ihren Inhalt auf die unnatürlichste und lächerlichste Weise entstellt. So ereignet es sich schließlich doch immer, daß die weibliche „Toilette“, in ihren technischen Feinheiten und als Selbstzweck, nur auf die Mitschwestern wirkt — und auch wohl wirken soll: nämlich um diese durch das reine Gefühl selbstloser Bewunderung zu erfreuen und zu erheben.

Also, um kurz von der Sache zu reden: die Morgen-, Straßen-, Reit- und Reisekleidung der Engländerin steht auf einer hohen Stufe. Sie ist praktisch, bequem, haltbar; durch ihre Anlehnung an die männliche Kleidung in Stoff und Schnitt hat sie eine solide Eleganz angenommen. Dabei erscheinen die Damen, gleich den Herren, von früh Morgens an in vollendeter Sauberkeit und Sorgfalt. Die unthätigen trägen schleppenden Schlafröcke, das halbfertige Haar unter der nur halb verhüllenden Morgenhaube, das raupenhafte der ganzen Erscheinung, aus der sich erst gegen Mittag der schillernde Schmetterling entfaltet, — diesen halbsauberen Zustand kennt man in dem rührigen bewegungsreichen Lande nicht.

Die Abendtoiletten der englischen Damen können nicht immer dasselbe unbedingte Lob beanspruchen. Vermuthlich erklärt es sich aus dem geringen Maße an klarem scharfen Sonnenlicht, mit dem das Inselreich von der Vorsehung ausgestattet ist, aber — der Farbensinn der Engländerinnen zeigt sich in der Zusammenstellung der Kleider nicht bis zu derjenigen Vollkommenheit entwickelt, die man unfehlbaren natürlichen „Farbentakt“ nennen könnte. Sie lieben in den schweren Stoffen übermäßig leuchtende — schreiende Kombinationen; sie sündigen sehr vielfach durch Ueberladung mit allerlei werthlosem schweren und disharmonischen Schmuck.

Ein Kleid von blutrother, in's bläuliche stechender Seide mit einer Fülle fleischrother Korallenschnüre überdeckt, ein anderes von karmoisinrothem Sammt mit hellblauer und lachsfarbiger Seide ausgeputzt, haben mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

In den letzten Jahren hat sich auf dem Gebiete der Kleidung eine neue Kunstrichtung aufgethan, die allerdings auch unter den Jünglingen grassirt, jedoch hauptsächlich das schöne Geschlecht ergriffen hat. Die Schule der „Aestethiker" hat für die Reform der Kleidung auf die Bilder alter Meister zurückgegriffen, aus diesen aber, von Titian bis zu den großen englischen Portraitisten des vorigen Jahrhunderts, eine zusammenstellende Auswahl getroffen, die einem willkürlichen „Sammelsurium" sehr ähnlich sieht. Selbst präraphaelitische Linien werden in dieser als „High Art" gepriesenen Bekleidungsschule mit Vorliebe verwendet. Die Farben sind grundsätzlich unrein: verstaubt und verschossen. Ihre Zusammenstellung ist äußerst verwunderlich: apfelgrün und goldgelb, kirschroth mit rosa; auf einem riesigen italienischen Strohhut sah ich einmal gelbe und rothe Klatschrosen von etwa vierfachem Naturmaße. Auch Sonnenblumen in einfacher und Gänseblümchen in zehnfacher Größe sind sehr bevorzugt. Ueberall möglichst viele Kräuseln, Puffen und Fältchen; oben darauf ungeheure Raphael- und Gainsboroughhüte, die tief in den Nacken herabhangen, eine Stellung die, wie bekannt, den Gesichtsausdruck grade nicht geistreicher macht. Die offenbarste Schwäche dieser ästhetischen Richtung liegt darin, daß sie die Verschiedenheiten der Gestalt, der Farbe und vor allem des Alters nicht berücksichtigt; daß sie die Jugend zu ernst, und das reifere Alter — erheiternd, erscheinen läßt.

Ob die neu gestiftete „National Dreß Society" diesen Unfug mit Erfolg bekämpfen wird, steht dahin. Jedenfalls wird sie die bitterste Anfeindung aller derer erfahren in deren

Interesse es liegt, zu einem Kleide 20 Meter, statt deren 6, zu verkaufen.

Eine andere Bewegung, an deren Spitze sich eine vornehme Dame, Lady Bective, gestellt hat, verfolgt die Aufgabe: die englischen Wollstoffe, den französischen gegenüber, in Mode zu bringen. Die Damen wollen zugleich den Züchtern der englischen langen Wollen und den Tuchwirkern von Bradford zu Hülfe kommen. In zweiter Reihe sollen dann auch die englischen seidenen und baumwollenen Stoffe neben den französischen zu Ehren gebracht werden. In einer während des vorigen Winters zu Bradford gehaltenen Rede rühmte sich Lord Bective stolz der That seiner Gattin, die „mit Erfolg gekrönt worden sei“.

„Aber“ sagte mir eine der „Wissenden“ „dann muß man auch die französischen Fassons aufgeben. Und soweit mag wohl einmal eine Mode gehen, die Mode jedoch wird sich stets wieder an das weltbeherrschende Paris lehnen. Wir wollen doch nicht als Karrikaturen umherlaufen; wir dürfen das schon nicht aus Rücksicht auf die Herrenwelt. Die undankbaren Männer wissen gar nicht, wie wir uns um sie quälen. Sehen Sie! vor zwei Jahren mußte alles Haar goldblond sein; voriges Jahr bronzefarben; nächstes Jahr: titianroth!“

Im ganzen fehlt es wohl den schönen Gestalten der englischen Frauen und jungen Mädchen an einer hervortretenden liebreizenden Grazie und Weichheit der Erscheinung. Der Gang wird zu häufig durch eckiges Absperren der Ellenbogen verunstaltet, er ist auch wohl nicht immer streng tanzmeisterlich gestellt. Ihr Tanz — nun, ich will seinen objektiven ästhetischen Werth bei Leibe! nicht herabsetzen, — aber auf uns macht er den Eindruck einer ernsten, mühsamen, in feierlicher Kälte und peinlicher Gemessenheit vollzogenen Arbeit. Die düstre Haltung und Miene der englischen Jugend im Rundtanz würde völlig ausreichen um einer Trauerfeierlichkeit mit entsprechender würdevoller Sammlung beizuwohnen. Sieht man nachher dieselben

Paare, wie umgewandelt, sich in der Polonaise jagen oder sich mit kindlicher Ausgelassenheit im „Sir Roger de Coverley“ (ein der alten Tempête ähnlicher tumultuarischer Tanz) herumschwenken, so macht es den Eindruck als ob Walzer und Polka im Grunde doch importirte und mühsam einstudirte Fremdlinge seien.

Am vortheilhaftesten zeigen sich die jungen Engländerinnen stets in denjenigen Bewegungen bei denen sich Gewandtheit mit einer gewissen Kraftanstrengung paart: im Sattel, auf der Eisbahn, beim Lawn-Tennis.

Soviel vom äußeren Menschen. —

Im Leben des Drawingrooms erscheint die Engländerin, Hausfrau oder Tochter, auf den ersten Anlauf nicht „brillant“. Sie bemüht sich nicht, witzig, oder geistreich, oder wenigstens doch „spitzig“ zu sein. Im Salon hört man fast nie das gewisse prickelnde Geschwätz, gemischt aus pariser Firniß, Minaudiren, Schäkern und Klatsch, welches auf die Länge sämmtliche Theilnehmer so unerfreulich aushöhlt, anstatt ihnen geistige Nahrung zu gewähren. Die junge Engländerin ist fast immer sorgfältig erzogen und gut unterrichtet, sie pflegt regelmäßig irgend eine Kunst. Im ganzen wird wohl mit Stift und Pinsel besseres geleistet als auf dem unseligen Piano. Was aber die englische Hausfrau besonders auszeichnet, ist: praktische Geschäftskenntniß und Theilnahme an den öffentlichen Sorgen und Bestrebungen der Männer. Sie sind Gefährtinnen und Gehülfinnen in der Hauswirthschaft wie in der Wissenschaft, Kunst und in der Politik. Was die englischen Damen in den „Charities“ selbstthätig leisten, habe ich an einer anderen Stelle* bereits besprochen. Die öffentlichen Fragen bewegen und berühren so tief und überwiegend alle Kreise, daß auch die gesammte Unterhaltung eine männliche ist. Den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Vereinigung in England bilden, im

* In den Preußischen Jahrbüchern.

Gegensatz zu den Nachbaren jenseit des Kanals, die Männer. Sie bestimmen die Themata des Gesprächs und die Frauen zeigen sich dabei als kluge verständnißvolle einsichtige Genossinnen, die ihre Mitrede wohl zu wägen wissen und weder in theilnahmlose, häkelnde oder stickende, Schweigsamkeit zusammensinken noch durch vordringliches überlautes Sprechbedürfniß, als Selbstzweck, die Unterredung zu einem Monologe herabdrücken. — — —

Während dieser langen Abschiedsbetrachtung über London, oder eigentlich doch nur über das Westend und seine Zehntausend, hat sich der Zug nach etwa anderthalbstündiger ununterbrochener Fahrt der ersten Haltestelle genähert: Rugby berühmt durch sein großes College, den Rival von Eton. Doch handelt es sich heute für uns nicht um geistige Nahrung; der Magen verlangt sein Recht. Knapp zehn Minuten sind uns hier gegeben, völlig unzureichend für einen rationellen Stoffersatz. Aber der erfinderische Menschengeist hat auch dieses Problem gelöst. Im Erfrischungsraumn erwartet uns bereits ein Haufen flacher appetitlicher Deckelkörbe. Im Inneren sind ein Teller, ein Napf, Bestecke, Glas, Papierserviette und Brod bereits vorgerichtet. Wir füllen den Teller mit kaltem Fleisch, den Napf mit Salat, bemächtigen uns einer Flasche mit Getränk nach Auswahl, bezahlen das Frühstück und tragen den sicher verschlossenen Korb in unser Coupé. Bereits ertönt der Ruf: „Teak Seats! Platz nehmen!“ Aber er schreckt uns nicht denn wir dürfen den Korb entführen, mit Gemüthsruhe leeren und werden ihn erst nach einer Stunde auf der nächsten Haltestelle in Crewe im dortigen Refreshment Room wieder abliefern. Ich hatte zudem noch einen besseren Platz in einem Halbcoupé gefunden; vor mir schlug sich ein Tisch auf und so tafelte ich in der angenehmsten Weise, gehoben durch die Betrachtung der vorüberfliegenden Landschaft.

Solche Art der Beförderung läßt wohl, auch für anspruchsvolle Reisende, wenig zu wünschen übrig. Und dennoch genügt

sie nicht mehr überall. Dieses täglich und regelmäßig reisende Volk, von dem viele Tausende an jedem Morgen und Abend eine bis zwei Stunden Eisenbahnfahrt vom Wohnhause in's Geschäft und wieder zurück durchmachen, will auch während dieser Zeit nicht mehr in die engen, den alten Coaches nachgeahmten Coupés eingepferchi sein. Seit einigen Monaten läuft jetzt zwischen Brighton und London ein „Pullman Train“ für alle diejenigen Cityleute, die sechsmal in der Woche diese Entfernung von zweimal 17 deutschen Meilen in je 90 bis 120 Minuten durchmessen. Lange, mit allem Luxus ausgestattete, elektrisch erleuchtete, künstlich erwärmte amerikanische Wagen erlauben dem Reisenden freie Bewegung durch mehrere Wohn- und Speiseräume den ganzen Zug entlang. So befindet sich jeder in zahlreicher Gesellschaft und ist doch nicht an den Nachbar gekettet, der immer noch möglicher Weise das niederträchtige Verbrechen begehen könnte, uns — anzureden. Dadurch ist die, dem Engländer besonders zusagende Isolirung inmitten der Menge hergestellt, wie sie jede große Stadt, wie sie aber vor allem der englische Club gewährt. Für die Damen sind besondere Räume vorbehalten.

Den schlimmsten Ruf wegen ihres unbezähmbaren Bedürfnisses nach Anknüpfung von Unterhaltungen im Coupé genießen in England die Amerikaner, die stets mit Nutzen reisen und Notizen sammeln wollen. Es zirkuliren über diese transatlantischen Vettern schauderhafte Geschichten. Eine der schlimmsten, namentlich wenn sie wahr wäre, ist folgende: der Yankee sitzt neben einer Dame in tiefer Trauer. Er ist mit des Landes Trachten noch unbekannt, sonst würde er an der Form und Breite ihres Krepps unfehlbar erkannt haben, daß sie Wittwe ist. Jedoch diese feststehende Tracht war ihm fremd und so mußte er natürlich — fragen.

„Sie haben jemand verloren, Ma'am?“

Die Dame bewegt bejahend das Haupt.

„Kürzlich?“

Dieselbe Bewegung.

„Gatte oder Vater?“

„Mann“.

„Gut für Sie gesorgt? Hoffentlich!“

Hier bricht die Dame in Thränen aus und der theilnehmende Frager, als er später den Vorgang erzählte, bemerkte hiezu:

„Sie schien mir ziemlich zurückhaltend zu sein“. —

Wir rollen so sanft dahin in unserer Geschwindigkeit von etwa 50 englischen Meilen, daß es wie Gleiten auf Schlitten oder wie ein Fahren auf Gummirädern erscheint. Zwischen dem Nebengleise ziehen sich häufig schmale, mit Wasser gefüllte Rillen hin, jede wohl einige hundert Meter lang. Die gleichen befinden sich auch unter uns und unsere Lokomotive schöpft irgendwie im Fluge aus ihnen den nöthigen Wasserbedarf. So geht es vorwärts, durch grünes Baumland mit Farms und Feldern, an Parks entlang wo die Brutstätten der Fasanen friedlich am vorüberdonnernden Zuge liegen, wo schwarzköpfige Schafe und rothes Shorthornvieh uns keines Blickes mehr würdigen. Dann erscheint das „Manor“, das Herrenhaus, in würdevoller Absonderung. Nun stürmt der Zug unter einem Kanale fort, der uns schon längere Zeit begleitet hat und der später irgendwo zur Seite abschwenkt. Ueber Landstraßen und Thäler mit kleinen krummen Bächen setzen wir auf unzähligen Viadukten. Die, zu beiden Seiten in der Entfernung aufsteigenden Hügelketten erscheinen dichter belaubt als das Thal; nirgends aber sehen wir einen geschlossenen, forstmäßig bestandenen Waldkörper. Züge fliegen an uns vorbei und wir überholen Züge, zahlreicher als ehedem Fuhrwerke auf den Heerstraßen einander trafen.*

* Während meiner Fahrt stellte ich mir im Fluge nachstehende, höchst oberflächliche Zahlen über des vereinigten Königreichs und

Nun brechen von den Seiten andere Bahnen herein, die Gleise verschmelzen mit den unseren, oder die Bahnkörper kreuzen mit einander häuptlings oder füßlings. Kohlenminen und Schieferbrüche bilden schmutzig-dunkle Flecke in der grünen reinlichen Landschaft. Wir vergraben uns in lange Tunnel mit hohen Luftschachten, dann rasseln wir über Dörfer fort, deren niedrige schwarz-rothe Häuser, unter flachen Dächern mit Epheugiebeln, durch kleine quadratische Fenster zu uns heraufblinzeln.

Nach und nach, jemehr wir gegen Nordwesten vordringen, tauchen die großen häßlichen Fabrikschornsteine auf; erst einzeln in der Entfernung, jetzt bei Dutzenden und ganz nahe. Zwischen ihnen lange dichte Reihen neuer kleiner Häuserchen, alle in derselben leicht gothisch angehauchten Form geknetet. Dann bildet eine neue Kirche oder Kapelle im altenglischen Stile, daneben ein Waisenhaus in buntem Backstein, einen Kern für die Krystallisation des hier anschießenden jungen Fabrikortes. Dichter folgen die Stationen; wir rasen durch große Bahnhöfe, wo Gebäude, Menschen, dunkle und helle Wandflecke nur einen

Preußens Eisenbahnen zusammen, die ich der Nachsicht meiner Leser nicht vorenthalten will:

	Einwohner:	Areal:
Verein. Königreich:	34 Millionen,	5,720 geogr. □ Meilen,
Königreich Preußen:	26 „	6,300 „ „
	Eisenbahnen:	Anlagekapital:
Verein. Königreich:	28,000 Kilometer,	14,500 Millionen *M.*
Königreich Preußen:	18,000 „	5,000 „ „
	1 Kilom. Eisenb. auf:	auf 1 □ Meile:
Verein. Königreich:	1,200 Einwohner,	5 Kilom. Eisenb.,
Königreich Preußen:	1,450 „	3 „ „

Im Vereinigten Königreich beförderten (1880) die Eisenbahnen . . . . . . 604 Millionen Passagiere,
Die drei städtischen Eisenbahnen Londons beförderten insgesammt . 111 „ „

raschen Blitz horizontaler zitternder Striche bilden. Ueber jeden Bahnhof ist eine große Treppe geschlagen zur Verbindung der Landungsplätze auf beiden Seiten der Gleise. Wiederum wird die Gegend ländlich, wieder kommen wir an neugebackenen Villenkolonien vorüber, zu denen alte Parks ausgeschlachtet sind.

Doch jetzt wird das Land schwärzer und schwärzer. An großen Fabrikstädten stürmen wir vorbei, meistens über die Dächer hin. — Ein Halt! — Am Zuge entlang läuft der Ruf: „Tickets, please!“ Es ist die letzte Station vor Manchester. Keine Aussicht ringsum, denn nach einem braunrothen Sonnenuntergang ist mit der Dämmerung ein dichter dunkelgrauer Lancashire Rauch=Nebel herabgesunken. Von hier aus führt die Bahn nur noch auf hohen Viadukten über ein schwarzes Häusermeer hin, dessen Lichter durch den Nebel gespenstisch zu uns herauf flimmern. Ueber ihnen erheben sich hohe Backsteinsäulen mit leuchtenden Spitzen, wie flammende Wachtfeuer endloser Arbeit in den ungeheuren Arbeitshause für 500,000 Menschen: Manchester! Endlich mäßigt der Zug seine Hast, wir gelangen an die Pforten einer unabsehbaren Halle. Dienstfertige Porter sehen vom Perron zu uns hinein. Wir heben einen Finger, einer von ihnen trabt, jetzt in unserem Dienste, an unserer Thür bis zum Halten. Hinaus und zum Koffer! Ein wüster Haufen Gepäck kollert uns entgegen. Der unsrige ist wahrhaftig! darunter. Der Porter schleudert ihn auf ein Cab, wir geben unsere Wohnung an und bemerken dabei kaum, daß ein Policeman die Adresse nebst der Nummer unseres Cabs notirt und, mit geübtem Auge, zugleich sich unsere interessanten Züge einprägt.

— „Go on“! —

Alles stiebt auseinander wie ein nebelhafter Nachtspuk.



Die Hauptstadt des Baumwollenlandes.

Betrachten wir eine geognostische Karte von England so finden wir im Nordwesten, im südöstlichen Theile von Lancashire, einen gewaltigen massiven schwarzen Fleck, der von dort aus noch weiter südöstlich, in verlaufenden Sprenkeln, bis nach Derbyshire hinein vordringt. Das sind die mächtigen Kohlenlager deren Mittelpunkt die Stadt Manchester, deren Hafen Liverpool bildet. Auf diesem goldenen Fundamente hat sich Manchester zu einer Einwohnerzahl von etwa 500,000 Seelen aufgeschwungen. Im Anfange dieses Jahrhunderts zählte es noch nicht ein Fünftel, im Anfange des vorigen noch nicht ein Fünfzigstel dieser halben Million.

Indessen ist Manchester deswegen kein Neuling unter den englischen Städten. Die Römer haben hier bald nach Christi Geburt ein Kastell gebaut, dessen Spuren noch im „Castle-field" auffindbar sind, und vermuthlich waren manches Jahrhundert vor ihnen die britischen Ureinwohner mit ihren Heerden diesem grasreichen Boden nicht fern geblieben. Im Doomsday-Book erscheint bereits „Mamceſtre" als ein nicht unbedeutender Platz. Unter Heinrich VIII. und seinem Nachfolger war Mamceſtre

„die zierlichste, wohlgebauteste, lebhafteste und volkreichste Stadt in Lancashire“ und bereits seiner Webereien halber berühmt. Der städtische Karakter des Ortes muß jedoch damals nicht sehr ausgeprägt gewesen sein, denn im Jahre 1724 schildert Doktor Stukeley Manchester als „das größte, reichste, bevölkertste und geschäftigste Dorf in England. Am Flusse Irrwell, der gleich unterhalb der Stadt in die Mersey fällt, stehen auf einer Strecke von drei englischen Meilen nicht weniger als sechzig „Water-Mills“, durch Wasserkraft getriebene Fabriken. Die Einwohner sind fleißig und erfinderisch, dabei sparsam und haushälterisch. Stets suchen sie etwas Neues herzustellen; sie bekümmern sich nur um ihr Geschäft, leben nach guter alter Väterweise und folgen nicht der neuen extravaganten Art in Kleidung, Dienern, Karossen, Wein und Festen, wie sie jetzt wohl in anderen Städten herrscht. Auf diese Weise haben sich hier sehr schöne Vermögen angesammelt.“ —

Diese Schilderung trifft in ihren Grundzügen noch heute auf die Bewohner von Manchester und ihr geschäftliches Leben und Treiben zu.

Betrachtet man die Stadt als Ganzes, so gleicht sie einer ungeheuren Anstalt, in der alle Ergebnisse menschlichen Witzes und Könnens vereinigt sind zu dem einen Zwecke: die in jeder Hinsicht vollkommenste Industrie der Baumwolle zu verwirklichen. In Vereinigung mit dem benachbarten Liverpool ist Manchester der Mittelpunkt des englischen Handels, denn beide Städte zusammen übertreffen in diesem Punkte bei weitem das riesenhafte London.

Solch ein arbeitender Bienenkorb ist weder malerisch als Ort noch anmuthig als Wohnsitz. Daher ist die eigentliche Stadt Manchester nur ein Platz, in welchem man arbeitet um die Mittel zu erwerben: außerhalb desselben angenehm, frei und ländlich wohnen zu können. Jedoch ist dieses Ziel selbstverständlich nur den Hunderten gesteckt, die es dahin bringen

sich an der Jagd nach dem Reichthum zu betheiligen, nicht der großen Masse, den Zehntausenden der eigentlichen Arbeiter, deren Leben und Streben nicht viel mehr als einen Kampf gegen den Mangel darstellt.

So ist Manchester, trotz mancher stattlicher freier Plätze, vieler grader Straßen und einzelner Prachtgebäude im Grunde eine unschöne Stadt. Sie ist weder alt — ehrwürdig noch neu — anmuthig. In endlosen graden Linien ziehen sich unter der trüben Beleuchtung eines regnerischen Himmels die gleichartigen Reihen geschwärzter Häusermassen dahin, durchschnitten von dem schwarzen dicklichen trägen Wasser der Irrwell. Die prächtigeren unter ihnen sind Komptoire und Speicher großer Handlungshäuser. Diese mächtigen und häufig mit stil- und anspruchsvollen Fronten ausgestatteten „Warehouses" sind die öffentlichen Prachtgebäude der Stadt und die Monumente des Reichthums und Geschmacks der großen Handelsherren. Zwischen ihnen stehen noch alte nüchterne Waarenhäuser aus der Zeit vor sechzig Jahren, aber sie sind baldigem Untergange geweiht und bald werden Portland Street und Albert Square, wo schon jetzt die prächtigsten Baumwollenpaläste sich erheben, es — wie mein „Führer durch Manchester" mit berechtigtem Patriotismus prophezeiet, „— mit jeder Straße im Königreiche, ja! in Europa aufnehmen können und Manchester wird ebenso berühmt durch seine architektonische Pracht werden als es bis jetzt durch seine Fabrikthätigkeit gewesen ist"!

Einstweilen ist die innere Stadt nur von den mittleren Klassen und den Fabrikarbeitern bewohnt. Da die letztere überwiegende Mehrheit der Bevölkerung nicht, wie in London, in gesonderten abseits gelegenen Quartieren haust, da auch die Fabriken und Waarenhäuser über die ganze Stadt zerstreut sind, so zeigen sich die Kontraste zwischen Armuth und Reichthum hier viel stärker und häufiger als in der Hauptstadt. Gewiß ist es eines der bezeichnendsten Bilder von Manchester wenn

Mittags oder Abends diese dichten zahllosen Haufen blasser schmächtiger ärmlicher Männer und Weiber, darunter viel Jugend, aus den Fabriken quellen, die Straßen füllen und die breiten Fußsteige unwegsam machen.

Wendet man sich der Peripherie dieses großartigen aber unerfreulichen Kreises, den Vorstädten zu, so sieht man wie die schwarze raucherfüllte hartherzige Stadt das reinliche grüne Land ringsumher nach und nach anfrißt und verschlingt. Wir gelangen in Stadttheile mit Gärtchen und Gärten, dazwischen ragt an Kirchen und Kapellen eine üppige Fülle. Aber Bäume und Sträucher sind schwärzlich und kränklich. Die alten wilden Waldgesellen, die einst diese Weidegründe und ländlichen Parks beschatteten, sterben einen langsamen Erstickungstod; der rußige Schlamm der Stadtluft verschließt ihnen die Athmungsorgane. Hier bedürfte es einer Vegetation die, wie die Platane, alljährlich ihre alte schmutzige Haut abwirft. Hinter und zwischen diesen Gartenstraßen liegen noch wüste Wiesenstrecken über die wiederum in der Entfernung ein Wald von Schornsteinen sich in der trüben Luft verliert. Je weiter wir vordringen desto größer und reicher erscheinen die Landhäuser; sie dehnen sich zu kleinen Gehöften aus, belebt durch Federvieh und Glashäuser. Wir sind hier wohl anderthalb Stunden Weges vom Mittelpunkte der Stadt entfernt und die vergiftende Wirkung des Rußes ist noch nicht wahrnehmbar. Die Wipfel der alten Eichen sind dicht belaubt, die Rasenflächen frisch grün und selbst die Rose kann mit Erfolg in der noch natürlichen Atmosphäre gezüchtet werden. Hier führen die Familien der erfolgreichen Geschäftsleute, die drinnen dem „König Baumwolle" in irgend einem Stadium seiner Entwickelung dienen, den Tag über ein gesundes stilles Leben während die Herren bald nach 9 Uhr Morgens der Stadt zueilen aus der sie erst um 6 Uhr Nachmittags wieder heimkehren. Der Abend ist der Geselligkeit gewidmet; man

führt hier in gastfreien Häusern eine mehr als reichliche Bewirthung. Nicht weniger aber werden die edleren Seiten des mit der Freiheit reicher Mittel ausgestatteten modernen Lebens hier gepflegt. Die Maler und Musiker erwartet in Manchester stets gastfreie Aufnahme und volle Ernte. Für Kunst, Kunstgewerbe, Literatur und Wissenschaft sind mancherlei Heimstätten gegründet und alle Bestrebungen der Humanität finden in der Hauptstadt des „King Cotton“ reiche werkthätige Unterstützung. So darf man wohl sagen: die Mehrzahl der großen Geschäftsleute, der Spitzen der Arbeit in Lancashire, betrachten den Lohn ihrer vom Glück begünstigten Thätigkeit nicht als Selbstzweck sondern als ein Mittel für Zwecke die über das gewöhnliche materielle Leben hinausreichen. Vor allem wollen sie „eine Familie gründen“. Sie streben hinaus auf's Land und suchen dort für ihre Söhne und Enkel Wurzel zu schlagen und in die Reihen der Landaristokratie einzutreten deren Blut durch diese stetige Auffrischung in heilsamer Fülle und Gesundheit erhalten wird.

Die Manchester-Männer sind ihrer Natur nach dem Fortschritte und der Entwickelung zugeneigt. Sie sind Freihändler. Nicht nur aus nacktem unverdauetem Princip, wie das — anderswo vorkommen soll, sondern deswegen — weil es ihrer industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit entspricht. Cobdens Standbild steht als Schutzheiliger vor der Baumwollenbörse.

Manchester ist zwar nicht grade hochkirchlich und staatskirchlich gesinnt; jedoch herrscht ein sehr reges kirchliches Leben. Die Nonconformisten besitzen hier etwa 200 „Chapels“, unter denen auch viele große stattliche Kirchen. Die Wesleyans allein sind mit 90 Gotteshäusern vertreten, die Independenten mit 33, die Baptisten mit 11, die Unitarier mit 9. Die römischen Katholiken beten in 18 Kirchen. Einige dieser Gebäude sind hervorragende Leistungen der Baukunst und alle stehen hier friedlich nebeneinander, wie so viele verschiedene

Wohnungen eines Vaterhauses. Bei der beträchtlichen Anzahl von deutschen Geschäften in Manchester ist selbstverständlich auch für den deutschen Gottesdienst gesorgt. Ebenso haben die Griechen, die hier den Export der Fabrikate von Lancashire nach der Levante vermitteln, ihre Kapelle.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die „Townhall", das Rathhaus. Ein gewaltiges englisch-gothisches Gebäude; es bedeckt ein ganzes Stadtviertel, und ist gekrönt mit einem 100 Meter hohen Uhrthurm. Hier arbeitet die weitläufige Maschine der Gemeindeverwaltung im Erdgeschosse. Ohne Zweifel sind ihr Betrieb und dessen Ergebnisse erleuchteter als die Bauart der Räume in denen sie wohnt, denn letztere machen einen ungewöhnlich schwerfälligen, dunkel klosterhaften Eindruck. Das Treppenhaus ist vornehm und großartig. Der große Saal, die „Halle", erscheint noch kahl da die Fresken, die ihre Wände zieren sollen, erst im Entstehen sind. Im ersten Stock ist die Dienstwohnung des Mayors, von der ich die Empfangsräume betreten durfte. Ihr Eindruck blieb erheblich hinter den Erwartungen zurück die der schwere, übermächtige Palast als Ganzes erweckt. Die Dekoration der Wände, die Kamine und das Mobiliar leiden an einer seltsamen nüchternen Spärlichkeit. Letztere ist gewiß unbeabsichtigt, denn die reiche Stadt gab für ihr Rathhaus: 16,000,000 Mark aus. Die Wände dieser Räume sind mit den Portraits ausgezeichneter Männer der Stadt und des Landes geschmückt. Vor allem sind die Führer derjenigen wirthschaftlichen Richtung vertreten, die wir als: „Manchesterthum" bezeichnen. Nicht minder aber auch die Staatsmänner des liberalen Englands. Selbstverständlich fehlt Disraely. Es ist dem kontinentalen Auge ein ungewohnter Anblick, unter so vielen großen Männern nicht eine Uniform zu finden; alles im Frack und sogar — ohne Orden!

Auch das Rathssilber durfte ich durch besondere Verwendung eines wohlwollenden Alderman's sehen, in dessen stattlicher

Gestalt mir das Glück an der Pforte des Hauses erschienen war. Es wiegt wohl manchen Zentner, erschien aber mir, der ich die Jugenderinnerung des herrlichen lüneburger Rathssilbers in mir trage, nicht weniger unschön und nüchtern als die Bankethalle, in der es bei feierlichen Gelegenheiten erglänzt.

Die Townhall, dieser karakteristische Repräsentant der Leistungsfähigkeit von Manchester, ist der größere Nachfolger einer „alten Townhall", die im Jahre 1825 im griechischen Stile nach dem Muster des Erechtheions in Athen erbauet wurde. Jedoch die mächtig wachsende Stadt verließ schon vor etwa 10 Jahren wiederum diese zu enge Wohnung und überwies sie dem nützlichen Zwecke einer öffentlichen Bibliothek: „Reference and Lending Library" von 150,000 Bänden, deren weitläufige Leseräume den ganzen Tag über, und selbst an Sonntagen, von 2 bis 9 Uhr für Jedermann geöffnet sind. Täglich werden dort etwa 3000 Bücher ausgegeben; die arbeitenden Klassen bilden ein erhebliches Kontingent der Leser.

Wohnt in der Townhall das Haupt der Stadt, so schlägt doch ihr Herz in der Börse. Das Wachsen dieses Herzens, welches das ihm in stets mächtigeren Wellen zuströmende Blut mehrere Male zu zersprengen drohte, liefert gewissermaßen eine graphische Darstellung der gewaltigen Entwickelung von Manchester. Die erste Börse wurde 1720 erbaut: dann folgten immer umfangreicher anschwellende Häuser: 1806, 1839, 1849; und endlich hat man neben die letztere Behausung eine, sie weit überragende allerneueste gesetzt. Es ist ein übergroßer italienischer Palast. Die Decke des Börsensaales hält 40 Meter im Quadrat ohne eine sichtbare Unterstützung. Ein „Lift" hebt uns aus dem Erdgeschosse hinauf zu einer Gallerie die den Saal beherrscht. Es ist Dinstag Vormittag, die Stunde des „high Change", der höchsten geschäftlichen Springfluth in der ganzen Woche. Der Raum unter uns ist dicht gefüllt; das Gewimmel eines Ameisenhaufens und das summende

schwirrende Getöse eines ungeheuren Bienenschwarms! Fahren wir wieder hinab und werfen uns in den Strudel so bemerken wir unten, daß jeder einzelne der hier Anwesenden eher flüsternd als laut spricht, aber die großen Massen der kleinsten Luftwellen rufen die bedeutende akustische Gesammtwirkung hervor.

Wir befinden uns nun inmitten der industriellen Aristokratie von Manchester. Ein Gedränge eifrig und scharf ausspähender Menschen. Stattliche Männer mit rosigen wohl rasirten Gesichtern; an diesem Orte aber fehlt ihnen die sichere, auf sich selbst ruhende Würde eines herablassenden Alderman's. Magere Yankees mit eigenthümlichen Hüten und struppigen Ziegenbärten. Braungelockte blasse Orientalen. Diensteifrige höfliche Makler. Schneidige junge Commis, die hier ihre Häuser mit gemessenen Instruktionen vertreten. Man hört kein überflüssiges Wort, kein Lachen; jedermann scheint sich mit jedermann durch einen Blick, eine Handbewegung, ein oder zwei gemurmelte Silben zu verständigen. Hunderttausende von Pfunden Sterling werden hier, bei Preisschwankungen von wenigen Pennys auf das Pfund Baumwolle, an einem Morgen umgesetzt und unablässig arbeitet der Telegraph — bald wird das Telephon ihn zur Ruhe setzen — zwischen hier, Liverpool und den großen Baumwollenmärkten der Vereinigten Staaten.

Einen bedeckten Raum von ähnlicher Größe wie die Börse enthält die „Free Trade Hall". Sie verbirgt sich hinter einer lombardo-venetianischen Steinfassade. Die innere große Halle, 45 auf 30 Meter im Geviert, trägt auf der einen Seite mehrere Reihen über einander erhöheter Galerien, auf der anderen eine große Orchesterbühne nebst Orgel. Sie faßt bequem 5000 Menschen. Kleinere Nebenräume für Feste und Zweckessen haben für 6 bis 700 Menschen Raum. Die Free Trade Hall bildet zugleich ein bleibendes Denkmal der siegreichen Bewegung gegen die Korngesetze, durch die Richard Cobden und John Bright zu Führern der Freihandelspolitik emporgehoben wurden.

Die Krone unter allen monumentalen Bauwerken von Manchester jedoch gebührt unstreitig den „Assize Courts" dem neuen Palaste für die Schwurgerichts-Sitzungen. Er wurde im Jahre 1864 mit einem Aufwande von zwei Millionen Mark vollendet. Mit Recht zählt man dieses selten gelungene Gebäude unter die schönsten Erzeugnisse der modernen englischen Gothik. Mit vollkommener Harmonie in den Verhältnissen beidr Fronten des frei und hochliegenden Gebäudes verbindet sich ein ungewöhnlicher Reichthum in der Ornamentik ohne jegliche Kleinigkeit oder Ueberladung. Im Innern thut sich eine prächtige Halle auf, die wohl keiner anderen der neueren und alten stolzen „Halls" in England nachsteht. Die verschiedenen Gerichtssäle sind klein nach unseren Begriffen und durch Gitter und Schranken in unglaublich viele kleinste Abtheilungen zerlegt. Heimlich und geräumig beinahe prächtig sind die Wohn- und Empfangsräume des präsidirenden Richters; nicht minder stattlich sind Bibliothek, Warte- und Speisezimmer der Anwälte durchgeführt. In auffallender beabsichtigter Ungemüthlichkeit — fast wie Sträflingszellen — zeigen sich die Berathungszimmer der Geschworenen. Dieser völlige Mangel an Bequemlichkeit beruhet auf praktischen Erwägungen: er entspringt aus dem Grundsatze der Einstimmigkeit für die Wahrsprüche. Bis zu drei Stunden werden die Herren hier eingesperrt, ohne Getränk und — Rauchen. Haben sie sich alsdann nicht geeinigt so gilt der Fall als hoffnungslos und sie werden unverrichteter Sache entlassen.

Das bedeutendste wissenschaftliche Institut Manchesters ist Owen's College, eine kleine Universität, mit der auch eine medizinische Schule vereinigt ist. Die bildenden Künste werden gepflegt in der „Manchester Royal Institution", eine Sammlung von Kunstwerken verbunden mit Ausstellungen und einer Anstalt für öffentliche Vorlesungen. Einen bedeutenden Platz unter den Erziehungsmitteln Manchesters nimmt die „Mechanics' Institution" ein. Sie enthält eine reiche

Bibliothek, einen Saal für Vorlesungen, und Klassenräume, worin Tages- und Abendschulen für junge Arbeiter beider Geschlechter gehalten werden.

Alle diese, durchgängig großartigen Institute sind durch Vermächtnisse und freiwillige Beiträge in's Leben gerufen.

Zu diesen Bildungsmitteln, (zugleich eine milde Stiftung für frische Luft), gehört vor allem der Peel Park. Er bildet und trägt seinen Namen zu Ehren des berühmten Sohnes von Manchester, Sir Robert Peel, denn der erste Sir Robert war im vorigen Jahrhundert dort ein Baumwollenweber von der großen Firma Peel & Yates, die schon im Jahre 1798 in der Lage war, einen freiwilligen Beitrag von 200,000 Mark „für die Landesvertheidigung" zu zeichnen.

Der im Jahre 1845 angelegte Park enthält 60 Morgen. Er ist der beliebteste und besuchteste Ruheplatz für die arbeitende Welt, und der ausgedehnte Spiel-, Cricket- und Turnplatz für die Jugend. Abends lassen sich hier Musikkorps hören. Auf dem höchsten Punkte des hügligen Terrains steht das Museum, eine Sammlung verschiedenartigster Sammlungen. Vor dem Eingange breitet sich ein prächtiger mit Statuen geschmückter Platz aus. Im Mittelpunkte erhebt sich ein ehernes Standbild des Prinzen Albert, zur Erinnerung an den königlichen Besuch im Jahre 1851, wo auf diesem Platze 80,000 Sonntagsschulkinder „God save the Queen" sangen.

Im unteren Stocke des weitläuftigen Gebäudes ist eine öffentliche Bibliothek. nebst Lese- und Zeitungszimmer. An einer anderen Stelle finden wir eine umfangreiche Leihbibliothek. Die Sammlungen des Museums sind gefüllt mit kunstgeschichtlichen und anthropologischen Merkwürdigkeiten: Assyrien, Aegypten, Mexiko, China. Die Römer und die Kelten haben zu diesem großartigen Volksbilderbuche reichlich beigesteuert. In zwei Sälen ist der Anfang einer modernen Galerie gemacht, deren Lücken einstweilen von kunstsinnigen Gönnern durch Dar-

leihen von bemerkenswerthen und populär verständlichen Bildern ausgefüllt werden. Jährlich wandern 600,000 Menschen durch das Museum obgleich dasselbe an Sonntagen geschlossen ist. Nirgends ist ein wachthabender Aufseher zu sehen und noch nie fand eine Entwendung statt.

Als ich den Direktor frug: ob man hier nicht der, in Manchester beliebten Neuerung des Oeffnens derartiger Institute am Sonntage folgen wollte? lehnte er diese Zumuthung entschieden ab und zwar aus folgendem praktischen Grunde:

„Wir hatten am letzten Sonnabend (vor dem Pfingstfeste) 27,000 Menschen hier im Gebäude. Die Arbeiter sind täglich von 5, spätestens 6 Uhr arbeitsfrei, am Sonnabend sogar von 1 Uhr an. Bis 9 Uhr Abends haben wir offne Thüren. Es ist also für jeden der kommen will hinreichend Zeit gelassen. Einen Ersatz für — oder gar ein Gegenmittel gegen die „Publichouses" können wir nicht bieten, denn Besehen und Kunstgenuß macht durstig und so würden wir die uns umlagernden Kneipen nur füllen statt sie zu leeren".

Es läßt sich nicht läugnen: — greifen wir einmal in unseren eigenen Busen! — in dieser Argumentation liegt eine auf tiefer Kenntniß des menschlichen Durstes beruhende, große praktische Weisheit.

Die Clubs und das Clubleben in Manchester sind großartige Nachbildungen der Londoner Clubs, jedoch mit einigen karakteristischen Zügen, die sich aus den Bedürfnissen und Gewohnheiten der hier vorwiegenden Welt entwickelt haben. Die Geschäftsstunden erleiden durchgängig gegen 2 Uhr eine Ebbe; dann schwillt eine zweite Fluth der Thätigkeit an, die Korrespondenzen des Tages werden expedirt und um 5 Uhr tritt der Feierabend ein. Jener Ebbe entspricht die mittägliche Strömung zu den Clubs. An kleinen Tischen sind hunderte von Mitgliedern gleichzeitig mit ihrem hastigen Mahle, sei es ein frühes Mittagessen sei es nur ein substantielles Lunch,

beschäftigt. — Es giebt politische Clubs beider Parteien: der Clarendon und der Reformclub. Im letztern speist man in einem unabsehbaren Saale. Der Club zählt 1200 Mitglieder von denen jedes 300 Mark Eintritt und 70 Mark Beitrag entrichtet. Dort finden wir zahlreiche Billard- und Spielzimmer, in denen geraucht wird, aber keine Bibliothek. Der aristokratische „Unionclub" nimmt nur 250 Mitglieder auf, diese zahlen 1000 Mark Eintritt und 200 Mark Beitrag. Erst ganz neuerdings hat dort der sittenverderbende fortschrittliche Zeitgeist ein Rauchzimmer, oben im Hause, durchgesetzt.

Im ganzen sollen die vornehmen Clubs von Manchester sich nicht zahlreicher Abendgäste zu rühmen haben.

Ich bin jedoch dort noch der Gast eines anderen Clubs gewesen, der auf der, keineswegs plutokratischen, Grundlage eines Beitrages von 10 Mark, und für jüngere Mitglieder, solche unter 21 Jahren, von 5 Mark jährlich aufgebauet ist. Ich bitte die Leser, mir dahin zu folgen. Sie sind sämmtlich, insbesondere die **jungen**, kraft der Statuten willkommen und bedürfen auch weiter keiner Einführung als ihres eignen Wunsches: — hineinzugehen. Ein stattliches Haus in Peterstreet mit einem künstlerischen dorischen Peristyl über der Hausthür. Im Perystile steht:

„**Young Men's Christian Association**"

Was ist das? Eine „**Herberge zur Heimath in Clubform**", scheint mir die zutreffendste und verständlichste Definition zu sein. In England gehört ohne Frage der „Club" zu den erziehenden, sittenverfeinernden und gegen die, dem englischen Karakter nicht fremde, exzessive Rohheit arbeitenden Elemente der Volksbildung in allen Schichten der Gesellschaft. Es lag daher nahe wenn wohldenkende Männer, welche die furchtbaren Gefahren, erkannt hatten die der männlichen Jugend durch das wüste ungesellige Kneipenleben in der großen arbei-

tenden Stadt droheten, — wenn solche patriotische Männer versuchten, das Bildungselement des Clubs auch für „die religiöse sittliche und soziale Wohlfahrt“ der tausende von jungen Leuten in Wirksamkeit zu setzen, welche die ungeheure Arbeitsmaschine Manchester in ihren unendlichen feineren und gröberen Werkstätten, Comptoiren und Fabriken beschäftigt, ohne daß ihnen das Familienleben schützend zur Seite steht. Daß diese stellvertretende Heimstätte nur auf einer positiv christlichen — nicht aber: konfessionellen, oder sogenannten: kirchlichen — Grundlage aufgebauet werden konnte, war den Stiftern klar. Denn, abgesehen von allgemeinen und tieferen Gründen für einen solchen Ausgangspunkt, bot er sich auch praktisch als die einzige Handhabe dar an welcher die Jugend dieser Klassen wirksam und nachhaltig erfaßt werden kann. Alle die sekundären sittlichen Halte, welche die wahrhaft gute Erziehung durch die Familie giebt: die Standespflichten, der „Ehrenpunkt“ und der Gesetzeskodex des „Gentleman“, alle diese dürfen bei dieser hart arbeitenden Jugend, wenigstens im allgemeinen, nicht mit Sicherheit vorausgesetzt werden.

Ich will nun möglichst kurz erzählen was ich in diesem „Vereine christlicher Jünglinge“ gefunden habe. Sollte meine Schilderung kundigen Lesern zu warm erscheinen, so gestehe ich gern, daß ich in Wahrheit dort warm geworden bin; in einer gesunden reinen, gleichmäßig von Rohheit wie von Muckerthum freien Sphäre.

Das Mutterhaus in Peterstreet besteht seit 8 Jahren. Es erhielt alljährlich einen, stetig steigenden Zugang an Mitgliedern und hat deren nach und nach: 6500 aufgenommen. Gleichzeitig sind in verschiedenen Stadttheilen 5 Zweigclubs gegründet, die den Mitgliedern ebenfalls offen stehen. Hierin liegt wohl der beste Beweis, daß die, zum Eintritt aufgeforderte Jugend die Vortheile dieses Clubs zu schätzen weiß. Es ist das um so erfreulicher wenn wir sehen, in welchem

ausgiebiegen Maße das religiöse Leben in diesem Clubhause gepflegt wird.

Im Jahre 1880 wurden im Mutterhause 855 allgemeine Andachtsübungen gehalten an denen über 42,000 Mitglieder theilnahmen.

Die Bibelklassen im Haupthause waren von 2600, diejenigen in den Zweigclubs von 6500 jungen Männern besucht. Letztere finden sich in folgender Weise zusammen. Einige Mitglieder der Gesellschaft, die sich diesem Zweige der Straßenmission gewidmet haben, vereinigen sich zum Gebete, dann vertheilen sie sich in die nächsten Straßen mit Einladungszetteln, „Invitation Slips“. Diese händigen sie vorübergehenden jungen Leuten ein und bewegen sie: einzutreten. Der Bibelstunde folgt eine Andacht „Devotional Meeting“. Dann erhalten die Missionaire Thee und gehen Abends nochmals auf den Seelenfang aus. Diese Bibelstunden und Andachten werden im Mutterhause und in den Zweigclubs wöchentlich 52 gehalten.

Am Sonntage wird eine Abendmission gehalten zu der sich (1880) über 10,500 Zuhörer einfanden.

Am Sonnabend Abend findet ein Young Men's Meeting statt zu welchem ebenfalls in den Straßen durch Zettel geworben wird.

Zu allen diesen Andachten werden besondere „Slips“ ausgegeben auf denen sich eine Liste der Vortragenden, Geistlichen und Laien, sowie der Texte befindet.

An jedem Mittage von 12 bis 1 findet eine Mittags-Gebet-Versammlung statt in einem Raume, an dessen geöffneter Thür jedermann auf dem Wege zu den Speisesälen vorübergehen muß. Auch hier traten im Laufe des Jahres über 12,000 Gäste ein.

Außerdem finden in verschiedenen Zimmern Morgen-Nachmittags-, Enthaltsamkeits-, Missions-Andachten statt, dazu

ein spezieller Missionsgottesdienst der von einem aktiven Offizier, Rittmeister Graves vom 20. Husarenregiment geleitet wird.

Von den verschiedenen „Slips" sowie an Traktätchen, Prospekten und Flugblättern werden jährlich 4,000,000 vertheilt.

Neben diesen rein religiösen Uebungen wird eine bedeutende Anzahl von Unterrichtskursen abgehalten: in den Grundlagen sämmtlicher Realfächer, in alten und neueren Sprachen, in der Muttersprache, im Gesang, in der Stenographie und Buchhaltung. Nebenher werden Debattirübungen angestellt, eine vortreffliche Schulung die leider! in unserer schreibenden Bildung völlig brach liegt. Sodann öffentliche Vorlesungen: z. B. was wir essen und trinken? das Auge, das Ohr, die Botanik der heiligen Schrift, und ähnliche.

Der große Lesesaal wird täglich von etwa 1000 Mitgliedern besucht; diese finden dort 200 Zeitungen und Zeitschriften. Die Leihbibliothek enthält gegen 6000 Bände.

Innerhalb des Vereins haben sich eine Anzahl besonderer Clubs gebildet: der Schwimmer, der Schachspieler, der Fußgänger und selbstverständlich zur Pflege des Cricket. Im untersten Theile des Hauses ist ein großer Raum den gymnastischen Uebungen gewidmet, daneben Bäder zu den bescheidensten Preisen.

Der Restaurant gab im Jahre 1880: 78,625 Mahlzeiten aus. Ich sah dort eine wohlbesetzte Abtheilung für Vegetarianer; dort essen täglich 70 junge Leute zu Mittag. Dieser Betrieb setzte etwa 70,000 Mark um und liefert einen Ueberschuß, trotzdem der Alkohol in jeglicher Verhüllung vollständig aus dem Vereine verbannt ist.

Der Vorstand hält stets eine Liste guter und billiger Wohnungen für seine jungen Mitglieder bereit und bemüht sich, ihnen Beschäftigung zu verschaffen. Verirrte Schafe, für die im Mutterlande kein Platz mehr ist, werden auf Kosten des Vereins nach den Kolonien versandt.

Die in England sehr lebhafte Bewegung zur Herstellung von Anstalten für Reconvalescenten hat auch hier ein „Sea-Side Home", zu Llandudno in Wales, in's Leben gerufen. Dasselbe nahm im Jahre 1880: 304 Gäste zu sehr mäßigen Preisen auf.

Die Jahresrechnung weist nach, daß das Institut für seine laufenden Ausgaben völlig auf eigenen Füßen steht. Nur die Bauschuld lastet noch schwer auf dem jungen Unternehmen; jedoch zeigt sich auch hier begründete Aussicht auf Hülfe, da allein im Jahre 1880 dem Baufond an Geschenken: 250,000 Mark zugewandt sind. Außerdem hat der zeitweilige Präsident, Mr. Herbert Philipps ganz kürzlich seine Hypothek an dem Grundstücke von 100,000 Mark dem Club, so lange derselbe existire, übertragen.

Es wäre gewiß von Interesse, ähnliche deutsche Institute mit dieser Schöpfung der „Baumwollenkrämer" von Manchester vergleichen zu können. Leider sind mir dergleichen bis jetzt unbekannt geblieben.

Nahe der Baumwollenbörse, in St. Ann's Square, steht das eherne Bild Richard Cobdens. Und mit Recht ehrt ihn Manchester als seinen größten Wohlthäter, denn er war es, der zuerst den Arbeitern durch Aufhebung der Kornzölle (1846) billiges Brot schaffte und der durch den französischen Handelsvertrag (1860) eine Bresche in die bisherigen Schutzzölle der meisten Kontinentalstaaten legte, eine Bresche, die sich — wie wir alle wissen — nach und nach in dem Maße erweiterte, daß unter dem neuen Evangelium des Freihandels England die Beherrscherin des Baumwollenmarktes, — wie des Eisenmarktes — und damit so ziemlich aller Märkte des ganzen Erdkreises wurde. In unvorhergesehenen und kaum begreiflichen Sprüngen entwickelte sich nun der britische Handel mit Baumwolle, und gleichzeitig deren Fabrikation als Gespinste und

Gewebe. Von dieser gesammten ungeheuren Industrie fallen etwa zwei Drittel auf Lancashire, das heißt: auf Manchester und eine Reihe von etwa 30 Tochterstädten, die in seiner Umgebung, auf zwei bis zu etwa sechs Meilen Entfernung, aus der Erde gewachsen sind. Wohl wenige dieser Namen werden bis zum Ohr meiner Leser gedrungen sein. Sollten sie vielleicht von Rochdale gehört haben? — eine noch immer wachsende Stadt von 70,000 Einwohnern; oder von Oldham? — es zählt bereits weit über 100,000 Seelen. — Es folgten nun zwanzig Jahre eines sprungweisen Aufschwungs in Manchester deren Intensität in den Jahren 1872 bis 74 ihren Höhepunkt erreichte.

Die Stadt Manchester ist also gewissermaßen das Haupt eines „cottonokratischen" Städtebundes. Zwar arbeitet immer noch eine bedeutende Anzahl der allergrößten „Mills" in der Stadt selbst, aber den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit und Bedeutung findet die Mutterstadt mehr und mehr als der große Zentralmarkt für Kauf und Verkauf der ungeheuren Massen aller Waaren, welche die Umgegend bedarf und hervorbringt. Unter diesen ist „Cotton" allerdings unbedingt der „König", denn die Wollfabriken sind verhältnißmäßig unbedeutend und die früher blühenden Seidenwebereien sind durch den Handelsvertrag mit Frankreich so ziemlich zerstört, in Anwendung des großen und für alle schwächeren Industrieen so heilsamen Prinzips der Freihändler: stets und unbedingt auf dem billigsten internationalen Markte einkaufen zu wollen.

Meine Leser werden nicht geneigt sein, von mir eine Geschichte und Statistik der Baumwollenindustrie in Manchester entgegen zu nehmen. Jedoch kann ich ihnen die Verhältnisse dieser merkwürdigen Stadt nicht wohl veranschaulichen ohne einige Zahlen.

Zu deren Erläuterung will ich vorweg bemerken, daß im Jahre 1770 die Spinnmaschine, die „Spinning Jenny", als-

dann 1787 die „Webemaschine“ und im Jahre 1800 die „selbstarbeitende Spinnmaschine“ erfunden wurden.

Der Import roher Baumwolle in England betrug

im Jahre	1751:	1,5 Millionen Kilo,
„ „	1780:	3,4 „ „
„ „	1790:	15,5 „ „
„ „	1800:	28,0 „ „
„ „	1822:	82,0 „ „
„ „	1856:	510,0 „ „
„ „	1880:	550,0 „ „

Also, das Jahr 1880 zu 300 Arbeitstagen gerechnet: 1,800,000 Kilo täglich. Von jenen 550 Millionen wurden etwa 85 Millionen Kilo roh wieder ausgeführt.

Der Export der Gespinste und Gewebe aus England hatte den Werth von

im Jahre	1701:	460,000 Mark,
„ „	1780:	7,000,000 „
„ „	1781:	20,000,000 „

(Es waren zwischen 1780 und 1781 die epochemachenden Arkwright’schen Maschinenpatente von den vereinigten Fabrikanten abgelöst.)

Im Jahre	1800:	100,000,000 Mark,
„ „	1856:	760,000,000 „

In Lancashire betrug

	1760		1860
der Werth der Jahresproduktion:	4 Mill. M	—	1700 Mill. M
der Preis von 1 Kilo Garn Nr. 42:	22 „	—	1 M 80 Pf
„ „ „ 1 „ „ „ 100:	76 „	—	5 „ — „

Im Jahre 1860 arbeiteten in Lancashire 1979 Fabriken mit 21,5 Millionen Spindeln, 300,000 Dampfwebestühlen und 200,000 Pferdekräften. Es wurden etwa 400,000 Arbeiter beschäftigt, was einer Fabrikbevölkerung von mindestens 1 Million Menschen entspricht.

„Während wir unsere Häfen, getreu den großen und alleinseligmachenden Lehren des Freihandels“, so klagen die Engländer, „den Produkten und Fabrikaten aller Nationen öffneten, konnten wir es leider nicht erreichen, daß diese großen Grundsätze überall und dauernd zur Geltung kamen. Zuerst die Amerikaner, dann verschiedene europäische Kontinentalstaaten sind wiederum dem nächtlichen Phantom des Schutzzolls verfallen!“

So ist es, in Verbindung mit den schlechten Ernten, in England dahin gekommen, daß der Ueberschuß des Importes über den Export für das Vereinigte Königreich von

300 Millionen Mark im Jahre 1871 auf
2000 „ „ „ „ 1878 gestiegen ist.

Diese Erscheinung wird allerdings von den echten Freetraders mit Freuden begrüßt. Nach ihnen ist sie ein Zeichen des Reichthums und der Prosperität. Die Differenz werde durch die Zinsen beglichen, die England von seinem im Auslande angelegten Kapitale beziehe. Bei anderen, weniger prinzipien-starken Leute erregt dieser steigende Unterschied jedoch ernste Bedenken, denn selbst die ungeheure Anhäufung von Reichthümern, die in England stattgefunden hat, kann auf die Länge der Zeit solche Aderlässe nicht ertragen. Sie sehen also eine Verminderung des Nationalreichthums voraus und fragen: Wie sollen dabei namentlich das Wohlleben und der Luxus bestehen, an die sich die gesammte Nation als solche gewöhnt hat? Frankreich, Deutschlvnd, Rußland verschließen ihre Thüren oder verlangen wenigstens, als „umnachtete“ Schutzzöllner, ein erhöhtes Eintrittsgeld. Die schlimmsten Sorgen jedoch bereiten ihnen die Vereinigten Staaten. Und diese wollen sich nicht einmal durch die Broschüren des Cobden Clubs bekehren lassen! Allerdings gehen diese im Grunde stets von der naiven Idee aus, daß sie andere ebenfalls erwachsene Nationen über deren eigene Interessen zu belehren, berufen und im Stande sind. — Bis

jetzt wurde ein guter Theil des amerikanischen Weizens und der rohen Baumwolle in englischen Geweben (und Eisen) bezahlt. England muß also Fabrikate verkaufen, denn es muß Weizen kaufen, da es nicht die Hälfte seines jährlichen Bedarfes selbst erzeugt. Während in den Vereinigten Staaten für jeden Einwohner zwei Brodportionen wachsen, erzeugt England nur ½, Irland nur ¼ Portion auf den Kopf. Jetzt (1881) erfährt England aus dem offiziellen Berichte seines Generalkonsuls zu New York, daß drüben bereits 11 Millionen Spindeln und 230,000 Webstühle arbeiten, daß diese 250 Millionen Kilo Baumwolle verzehren und gegen 200,000 Menschen beschäftigen. Im Süden der Vereinigten Staaten sind die Baumwollenernten bedeutender als je zur Sklavenzeit; 1881: 6,400,000 Ballen, 1860: (die stärkste Ernte während der Sklavenzeit) 4,800,000 Ballen; und das Mississippithal füllt sich mit Fabriken.

Ein Stillstand aber, oder gar ein Rückgang in der Ausfuhr der englischen Baumwollenwaaren würde ungezählte Millionen Kapital vernichten und unter der Fabrikbevölkerung Nothstände hervorrufen gegen welche die sogenannte „Baumwollen-Hungersnoth" während des amerikanischen Bürgerkrieges nur leichte Schatten warf, obgleich damals während 2¾ Jahren, allein in Lancashire die bisherige Armensteuer um 55 Millionen Mark erhöht werden mußte.

Unter dem Drucke dieser Verhältnisse hatte in England eine Bewegung eingesetzt, die — namentlich der neueren schutzzöllnerischen Politik Frankreichs gegenüber — den unbedingten „Freetrade" in „Fairtrade" verwandelt wissen, das heißt: Diffenrenzial- und andere sogenannte Kampfzölle einführen will. Allein diese Bewegung erscheint nach einigen kurzen Lebenszeichen bereits wieder erstorben zu sein. Denn die Engländer, wenn sie auch vor gläubigen Ohren das schöne Wort „Freihandel" lockend ertönen lassen, wissen im Stillen

ganz genau, daß ein bestimmtes Land nicht nach Belieben schutzzöllnerisch oder freihändlerisch wirthschaften, daß es nicht die volkswirthschaftlichen Doktrinen eines anderen Landes zu sich übertragen kann, wie etwa eine Armeereform oder ein Prozeßgesetzbuch.

Die Engländer unterscheiden sich auch in diesem praktischen Punkte wesentlich von gewissen anderen Ländern, wo jene Meinung selbst unter aufgeklärten und erfahrenen Männern noch merkwürdig verbreitet zu sein scheint. Sie wissen, daß der Standpunkt jedes einzelnen Landes ihm durch seine Lage, seine natürlichen Verhältnisse und seine wirthschaftliche Entwicklung angewiesen ist. Sie halten daher den oft gehörten Vordersatz: „ich bin zwar im allgemeinen für Freihandel —“ für einen bedeutungslosen — Gemeinplatz; etwa von gleichem Werthe wie: „ich bin im allgemeinen für Freiheit, Bildung, Tugend oder Frieden —“.

„Was aber“ — mit dieser Frage wollen wir Manchesters eventuelle düstere — wenn auch vielleicht allzu rauchfreie — Zukunft verlassen — „was wird aus Lancashire werden wenn einmal General Grant's Prophezeiung zur Wahrheit wird: „in hundert Jahren sind wir die ersten Freihändler der Welt, weit mehr als England es alsdann sein wird“?

„Was wird England thun, wenn einmal das, dem Cobdenschen Evangelium gegenüber so völlig ungläubige Nordamerika seine eigene Baumwolle selbst spinnt und webt — und zwar auf seinen eignen Maschinen; wenn es außerdem seine unermeßlichen Eisenschätze einmal mit eigenen Kohlen selber verhüttet?“ —



Rochdale.

Spinnen und Weben. Leben der Arbeiter. Equitable Pioneers. Ein Abendfest im Arbeiterclub.

Rochdale ist etwa 17 Kilometer von Manchester entfernt. Auf dieser ganzen Strecke, soweit das Auge des Eisenbahnreisenden reicht, ist das ländliche England fast vollständig verschwunden. Stets ist man auf beiden Seiten der Bahn von Niederlassungen und Vorrichtungen begleitet, die beweisen, daß das Land ringsum vom „König Cotton" erobert und in Besitz genommen wurde. Seltsam nimmt sich hier und da ein noch echtes altes Dorf aus, mit Feldwegen, Weidekoppeln und Vieh. Es gleicht dem hinschwindenden Indianerstamme des amerikanischen Westens, den die fremden Bleichgesichter von einer Station zur anderen verdrängen, immer enger einschränken und zuletzt aufsaugen. Trotz der Morgennebel konnte ich auf meiner Fahrt über 200 hohe Fabrikschornsteine zählen: — am Horizonte und in größerer Nähe, beinahe alle durch Gleise mit dem Bahnkörper verbunden — und wo diese modernen Ritterburgen sich ganz nahe herzudrängen da verdichten sie sich zu einem Bahnhofe.

Rochdale selbst, jetzt eine Stadt von etwa 70,000 Einwohnern, liegt auf Thal und Hügel. Die moderne politische Gemeinde hat hier ebenfalls nach und nach eine stattliche Reihe alter selbständiger ländlicher Niederlassungen aufgesogen, die jetzt unter ihren alten Namen Stadttheile oder Vorstädte bilden. Jedoch sind sie noch durch weite Strecken ländlicher, täglich stärker von Backstein und Mörtel angefressener Weidegrundstücke getrennt. Auch Rochdale selbst, die Ansiedelung im Thal des Flüßchens Roche, war ursprünglich ein Dorf unter der Lehnsherrlichkeit eines normannischen Großen. Der letzte von ihnen fühlte wohl kaum in sich einen starken sympathischen Zug zu den armen Arbeitern und reich werdenden Arbeitgebern, die in seine Aecker und Weiden eindrangen. Sein romantischer Flug führte ihn an die fernen Gestade der Hellenen und so verkaufte Lord Byron Rochdale, um dem Freiheitskampfe der Griechen seine werkthätige Sympathie in guten Wechseln und klingender Münze zuzutragen.

Ich darf voraussetzen, daß meine sämmtlichen Leser wissen: wie eine große Spinn- und Webe-Fabrik sich äußerlich darstellt? Schmutzige, sechs Stockwerk hohe, jedes Reizes baare Backsteinkasten mit 40 öden Fensterhöhlen Front um einen oder mehrere ziemlich wüste Höfe gestellt; in der Mitte des einen ein teichartiges Bassin mit warmem verunreinigten, nicht fein riechendem Wasser, in einem anderen ein Schornstein gegen 30 Meter hoch. Aeltere Zwischengebäude zeugen von den kleinen bescheidenen Anfängen des heute großartigen Baumwollenpalastes und in einem der niedrigsten unscheinbarsten Häuschen finden wir den Herrn und Leiter des gesammten Betriebes in wenigen engen trübseligen, keineswegs einladenden Räumen.

Es ist das Bild einer, aus kleinen Anfängen allmählich und mühsam emporgewachsenen Fabrik, welches jetzt vor meiner Erinnerung schwebt. Nicht die massige symmetrische Figur einer, aus einem Gusse frisch auferbaueten riesigen Aktienschöpfung, wie ich sie

ebenfalls in Lancashire gesehen habe; vollständige Dörfer mit Kanal, Spinnpalast, zwei Reihen koketter Beamtenwohnungen in Gärten, 4 Reihen Arbeitercottages hinter Gärtchen, Kirche, Pfarrhaus, Hospital, Club, und so weiter. Ein in seiner Art anmuthiges und ermuthigendes Bild für Aktionäre und solche die es — werden sollen. Derartige „Mills“ sind in Rochdale nicht zu finden; die ganze Stadt und jede einzelne Fabrik tragen den Karakter des Mannes, der sich aus kleinen Anfängen durch eigne Kraft stufenweise emporgearbeitet hat und vielleicht heute noch nicht völlig oben angelangt ist.

Die Spinn- und Weberei, die wir jetzt durchwandern wollen, heißt „One Ash“, wohl nach einem Baume der ursprünglich den kahlen flachen Hügel krönte auf welchen sie sich jetzt breit hingelagert hat. Ihr Eigenthümer ist Mr. John Bright, bis vor kurzem Kanzler des Herzogthums Lancaster und der Vertreter des vorgeschrittensten Liberalismus in Mr. Gladstone's Ministerium. Doch wollen wir heute weder dem Politiker, noch dem „Quäker“, noch dem genialsten Redner Englands unter den jetzt Lebenden einen Besuch abstatten sondern nur dem großen Spinner, Weber, Teppich- und Velvetwirker.

Unter der freundlichen Führung seines Sohnes, Mr. Albert Bright, der neben dem Vater hier der zweite im Kommando ist, treten wir zuerst in die große Halle wo eine prächtige spiegelblanke Dampfmaschine von 1000 „indizirten“ Pferdekräften und mit einem Schwungrade vom imponirendsten Durchmesser die bewegende arbeitende Kraft für alle Zweige des Geschäftes erzeugt und vertheilt. Ein Meister und ein Gehülfe nebst zwei Heizern führen, zähmen und warten dieses Ungeheuer, dessen Schwungrad durch sein betäubendes Sausen, Brüllen und Tosen alle weiteren wißbegierigen Fragen an Ort und Stelle abschneidet.

Von dort öffnen sich uns die fast endlosen Räume in denen sich der Prozeß der Entwickelung des schmutzigen, in einen

kompakten Klumpen zusammengepreßten Baumwollenballens zu den feinsten weißen Garnen vollzieht. Oeffnet man die Säcke sowie sie aus dem Schiffe kommen so fällt die Wollmasse — deren Verwendung, statt der Schafwolle, der alte Herodot schon vor 2300 Jahren erwähnt — in dichten, durch Sand und Staub verunreinigten Knollen heraus. Diese werden nun aufgelockert, zerzaust, ausgestäubt und von den ihnen anhaftenden Samenkörnern und Hülsen gereinigt. Ein Tuch ohne Ende bringt die rohen Klumpen, nachdem sie häufig mit anderen Sorten von verschiedener Stärke und Länge der Faser gemischt sind: Ostindien mit Amerika und Aegypten, zwischen Einziehwalzen hindurch in ein Gehäuse in welchem sich ein halbes Dutzend rasch drehender Flügel befinden. Diese fassen die Baumwolle, zerzausen sie, schleudern sie umher und scheiden die gröbsten Unreinigkeiten aus; diese fallen durch ein Sieb zur Erde. Der Strom der gelockerten Baumwolle selbst geräth in die Wickelmaschine. Hier erhält sie die Form einer lose zusammenhangenden sehr dünnen Watte und wird auf eine breite Siebwalze gerollt die vermöge eines inneren Luftzuges den leichten Stoff stark zu sich ansaugt.

Es treten nun die Kratzmaschinen heran, mit Drahtspitzen besetzte Walzen. Diese strecken die verwirrten Fasern der Watte grade und geben ihnen eine gleichmäßige und gleichlaufende Anordnung. Es ist im Grundprinzipe etwa das Verfahren wie wenn ein krauser verwirrter Kinderkopf mit Kamm und Bürste hübsch manierlich gestrichen und geglättet wird. Das neue saubere Vließ löst sich jetzt als feiner weißer Schleier von der Siebtrommel ab und gleitet, indem es sich zusammendrückt, in einen Trichter aus welchem es als schmales rundliches lockeres Band wieder hervortritt.

Letzteres breitet sich nochmals aus und wird von neuem gekämmt. Aus dieser Behandlung gehen dann verschiedene Bänder hervor von denen einige die langen, andere die kurzen Fasern enthalten.

Mehrere dieser Bänder vereinigen sich jetzt über einer Streckmaschine zu einem viel längeren und festeren Bande. Mit diesem geht alsdann eine Reihe verwickelter Manipulationen vor sich. Man heißt sie: das Vorspinnen und ihr Zweck besteht darin, den von der Strecke kommenden dicken und groben Strang stufenweise auszuziehen, zu verdünnen und zu einem, immer noch groben, Faden zu drehen den man das Vorgarn nennt. Stets erscheint dabei wiederum der dünne Schleier, immer zarter, glänzender und schmaler, und immer wieder wird er in einen neuen, noch zarteren und noch festeren Faden zusammengedrillt.

Nun beginnt die Feinspinnerei auf der Mule-Spinnmaschine. Ich unternehme nicht, diese wunderbare äußerst zusammengesetzte und dabei in ihrer jetzigen Vervollkommung, wieder sehr einfache Maschine eingehend zu beschreiben; zumal es sehr fraglich ist: ob mir selber ein ausreichendes Verständniß ihres Wesens aufgegangen? — Aber einige Aeußerlichkeiten des Prozesses möchte ich dennoch erwähnen.

In einem, vermittelst der staubigen und warmfeuchten Atmosphäre fast endlos erscheinenden Saale stehen mehrere lange Reihen von Mule-Maschinen einander gegenüber, getrennt durch einen freien Raum, einen langen Hauptweg von einigen Metern Breite. Jede einzelne „Mule" besteht aus einem festen Gestell, auf dem in Reihen mehrere hundert gefüllte Spindeln auf Spulen sitzen. Von jeder Spindel läuft ein Faden herab in einen eisernen Kasten der auf 4 Rädern ruhet, also einem Wagen vergleichbar. Auf diesem Wagen sitzen Reihen von leeren Spindeln an denen jene Fäden befestigt sind nachdem sie zwischen vielerlei Walzen hindurch gequetscht und gestreckt wurden. Jeder Wagen läuft auf Schienen die den erwähnten Hauptweg durchschneiden. Läßt man nun den Wagen gegen die Mitte des langen Querganges zu ausfahren so wickelt er ein Stück von etwa 2 Metern von den vollen Spindeln ab.

20*

Dieses wird zugleich dadurch gestreckt und gedrehet, daß gewisse dünnere Walzen rascher umlaufen als andere dicke und dadurch an dem Faden zerren den sie von den letzteren übernehmen. Das große Kunststück besteht nun darin, dieses Zerren in richtiges Verhältniß zum Stapel und der Kohäsion der Baumwolle zu setzen damit der Faden nicht reißt. Fährt der Wagen wieder zurück, so stehen die vollen Spindeln still, es drehen sich aber die leeren und wickeln das ausgesponnene Stück Garn auf. Der am Gestell wieder eintreffende Wagen stößt dort an, die vollen Spindeln drehen sich von neuem, die leeren stehen fest, er fährt wieder aus, — und wiederum beginnt das endlose Spiel.

Auf einer solchen Maschine befinden sich zwischen zwei und fünfhundert Spindeln, je nachdem fein oder grob gesponnen wird. Danach bestimmt sich auch die Zahl der Umdrehungen der Spindeln die bis zu 8000 in der Minute gesteigert werden kann.

Durch die vervollkommnete Selbstthätigkeit dieser Spinnmaschinen ist man dahin gelangt, daß mehrere solcher Wagen, zusammen bis zu 2000 Spindeln tragend, von einem Spinner beaufsichtigt werden. Meistens sah ich neben diesem nur zwei junge Mädchen als Gehülfinnen; ihr echt weibliches Hauptgeschäft ist, die gerissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Wie aber werden sie an diese Pflicht erinnert inmitten dieses sausenden Schnurrens und Rasselns? Sehr einfach. Jeder Faden läuft einmal auf seinem Wege über ein kurzes Stückchen Schiene. Dieses ist nur in einem Punkte unterstützt und in seinem schwankenden Gleichgewichte so empfindlich, daß es des Druckes des Fadens bedarf um darin zu verharren. Sobald daher dieser reißt, schlägt die Schiene um und greift dabei irgendwo in irgend einer Weise so wirksam ein, daß der ganze Webstuhl plötzlich zum Stillstande kommt.

Ich könnte noch bei allerlei, für den Laien zauberhaften Sonderbarkeiten an diesem welterobernden Wagen verweilen,

will mich aber damit abfinden, hier nur von der selbstarbeitenden Bürste zu erzählen. Der Schleier nämlich aus welchem das letzte feinste Garn gesponnen wird, läuft über eine Walze dicht unter einer Bürste her, die dem Gespinnst noch einmal allerlei kleine Fädchen und sonstige Ungehörigkeiten abnimmt. Selbstverständlich bedarf diese Bürste von Zeit zu Zeit der Reinigung. Diese erfolgt jedoch nicht durch die Hand des Wärters, sondern alle drei Minuten etwa ertönt im Innern des Wagens ein vernehmliches Knacken. Eine zweite Bürste taucht an einem gegliederten Eisenarme aus der Tiefe auf, schwingt sich in elegantem Bogen der ersten Büste zu, und reinigt diese mit aufopfernder Dienstfertigkeit von ihrem Unrath. Dann fährt sie wieder mit einem stattlichen Schwunge selbstlos in die Tiefe hinab, um nach einigen Minuten von neuem zu erscheinen. Wer jedoch dort unten an dieser zweiten Bürste wieder den nämlichen Liebesdienst verrichtet — das ist mir verborgen geblieben.

Auch das Aufwinden der Garne auf den Haspeln in Gebinde wird durch Maschinen ausgeführt und dieser Raum leitet uns von selbst hinüber in die der Weberei gewidmeten Säle.

Während bei den Spinnern uns das Geschwirr von 10 bis 12 000 unisonen Spindeln zum Schweigen brachte, empfangen uns die Weber mit dem überwältigenden Geklapper und Gerassel von einigen hundert Stühlen. Das Sausen unzähliger Treibriemen, das Auf- und Niederschlagen der Ketten, das blitzschnelle Hin- und Herschießen der Schiffchen verbindet sich zu einem tosenden Chaos das jeder Beschreibung spottet. Jede Frage und Erklärung ist hier unmöglich. Trotzdem hangt in jedem Saale, neben der Parlamentsakte über die Arbeitstunden, eine gedruckte Vorschrift, daß die Arbeit schweigend verrichtet werden muß. In einem Saale gehen schmale leichte Calicostühle, in einigen anderen arbeiten gewaltige Kraftstühle an den schweren Teppichen durch die Mr. Bright's Mill sich

einen bedeutenden Ruf erworben hat. Für letztere werden die einzelnen Fäden der Kette vorher in künstlich berechneten Apparaten mit den beabsichtigten Farben quer bedruckt. Eine besondere Abtheilung ist der Darstellung von Plüschen und Velvets gewidmet.

Ueber das Appretirverfahren, die Künste des Sengens, Scheerens, Bleichens, Streckens und Kalanderns ließe sich noch vielerlei berichten. Jedoch möchte ich meine Leser vor dem Zustande bewahren in welchem ich selbst diese kleine Welt nach einigen Stunden der Wanderung verließ: dem Zustande hoffnungsloser Verwirrung in Kopf und Gedächtniß. Ich will daher den Besuch in One Ash mit wenigen soliden festen Zahlen schließen, die einige Anhaltspunkte für das Größenmaß der Thätigkeit in dieser Mill und in vielen anderen geben mögen:

Es arbeiten dort etwa 1500 Menschen mit 40,000 Spindeln, 1150 Webestühlen und einer Dampfmaschine von 1000 Pferdekräften. Verarbeitet werden wöchentlich: 25,000 Kilo Baumwolle, 200 Kilo Seide und 25,000 Kilo zugekaufte Garne. Der Kohlenverbrauch ist 224,000 Kilo und an Löhnen werden durchschnittlich 25,000 Mark ausgezahlt. Die niedrigsten Löhne sind bei voller Arbeitszeit für Männer: 20 Mark; sie steigen bis auf 30 Mark und höher. Die Frauen verdienen 20 bis 25 Mark. Jedoch ergab das Abrechnungsbuch einiger Weberinnen, daß in der jüngsten Zeit wegen verminderten Absatzes der Teppiche nur drei bis vier Tage gearbeitet wurde, wodurch sich ihr Verdienst auf 10 bis 11 Mark wöchentlich kürzte.

Sämmtliche Arbeiter und Arbeiterinnen trugen ein bleiches unfrisches Aussehen, das sich durch die heiße feuchte, stets mit Staub erfüllte Atmosphäre ausreichend erklärt. Der feine Baumwollenstaub liegt als allgemeiner Nebel in allen Sälen und belästigt die Athmungsorgane in solchem Grade, daß nach einem Aufenthalte von einer Stunde unsere Stimmritzen wie mit Watte belegt und völlig tonlos waren.

Mr. Bright's Spinnerei gehört zu den kleineren. Eine andere ausschließlich spinnende Mill in Rochdale, die mir freundlich geöffnet wurde, arbeitet mit 80,000 Spindeln, und in einer der allergrößten und neuesten in unmittelbarer Nähe von Manchester sah ich 150,000 Spindeln in Thätigkeit. Letztere zahlt wöchentlich an 600 Arbeiter: 10,000 Mark Löhne aus.

Ich nehme an daß, trotz meinem ernstlichen Bestreben oberflächlich zu sein, die vorstehende Skizze eines großartigen und verwickelten Fabrikbetriebes dem Leser nur ein höchst dürftiges und unklares Bild hat liefern können. Wenden wir uns daher von der technischen zur rein menschlichen Seite des Lebens in Rochdale, zur Lebensweise und dem Haushalte des Arbeiters. Begleiten wir ihn an einem Werktage an seine Arbeit, in sein Häuschen, bei seinen Einkäufen, in seinen Club.

Um 6 Uhr Morgens ertönt die weithin schallende Glocke, welche die Arbeiter an ihr Werk ruft. Es ist um die Zeit der Nachtgleiche und die aufgehende Sonne beleuchtet die hohen Backsteinobelisken und die 6 Reihen nach Osten gewendeter Fenster des Palastes in dem der König Cotton herrscht. Das weite Eingangsthor ist zum Empfange seiner täglichen Gäste bereits geöffnet. Das Fabrikgehöft ist durch den Abhang des flachen Hügels der es krönt, von den Reihen kleiner Häuschen geschieden, die sich auf der Stadtseite längs seinem Fuße hinziehen. Die Bewohner sind an Pünktlichkeit gewöhnt, denn sie wissen, daß um 6 Uhr die Maschine in Gang gesetzt wird und daß einer der Geschäftsherren, nebst dem Stabe seiner Aufseher stets pünktlich am Platze ist. Die Verspäteten trifft eine kontraktliche Ordnungsstrafe. Auf das Glockenzeichen öffnen sich gleichzeitig die Thüren aller umliegenden Häuschen und mehrere Hunderte, in ärmliche Werkeltagstracht gekleidete Menschen: Männer, Knaben, Mädchen, auch einige wenige Frauen, strömen eilig und ohne müßiges Geschwätz der großen

Pforte zu. Die männlichen Arbeiter erregen auf dem Pflaster, soweit dieses vorhanden, ein mächtiges Klappern durch den vereinigten Lärm ihrer Holzschuhe; die Arbeiterinnen sind über den Kopf in dicke bunte Wollshawls gehüllt, ihr Schutz gegen die Feuchtigkeit des heimathlichen Nebellandes wie gegen die Strahlen einer seltenen klaren wirksamen Sonne. Die Mütter bleiben meistens zu Hause und sorgen für Herd und Kinder.

Nun geht die Arbeit, die wir bereits beobachtet haben, bis 8 Uhr vorwärts und nach einer kurzen Pause, in der das Frühstück — Kaffee und Weißbrod — eilig beseitigt wird, weiter bis zur Mittagsstunde um 12 Uhr. Dann füllen sich die Straßen wieder mit einer weniger eiligen Menschenmenge die in die Wohnungen zurückströmt. Es folgt das Mittagbrod. Am Sonntag gab es einen großen Braten; Montags erscheint dieses „Joint" kalt, Dinstags und auch wohl Mittwochs giebt es einen Fleischpudding, gemischt mit Brod oder Kartoffeln; für die nächsten Tage wird noch ein kleiner Einkauf in Schweinewaare gemacht. Die Gemüse sind sehr primitiv zubereitet, lediglich in Wasser, unglaublich monoton und viel zu stark abgekocht. Eine wohlschmeckende nährende Suppe ist im allgemeinen in der englischen Volksküche nicht bekannt, ebensowenig sind es Ragouts, gemischte Gemüse und die Verwerthung von stickstoffhaltigen Hülsenfrüchten. Dagegen herrscht übermäßige Fleischnahrung vor. — Dann raucht der Mann eine eilige Holz- oder Thonpfeife und um 1 Uhr beginnt die Arbeit von neuem bis 5 Uhr; nur am Sonnabend ist der Nachmittag frei.

Alle eilen nach Haus, waschen sich gründlich und kleiden sich um. Gegen sechs Uhr wird das Abendbrod gerüstet, in Gestalt eines substanziellen Thees mit Weißbrod, Käse, Eiern und vor allem: gebratenem Speck.

Vielleicht erscheint uns diese Ernährung viel besser und reichlicher als wir sie für den „hungernden Weber von Lancashire" erwartet hatten. Nach dem englischen Maßstabe, selbst für

die unteren arbeitenden Stände, ist sie bescheiden, namentlich im Verhältnisse dessen was den englischen Dienstboten in den größeren Häusen gewährt wird. Hier folgt ein der Wirklichkeit entnommener Küchenzettel aus einem mir befreundeten Hause, zu dessen Führung einschließlich der Kinderstube und des Stalls zehn dienende Wesen erforderlich waren. Ich sage: erforderlich — nicht: nothwendig waren; denn vermöge der übertriebenen und komisch streng abgegränzten Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen „Ressorts" bedarf man dort stets dreier Individuen wo bei uns zwei genügen und mäßig beschäftigt sein würden.

Also: 8 Uhr Morgens: Thee mit Milch und Zucker Brod, Butter und gebackenem Selchfleisch.

1 Uhr Mittags: ein Braten (Ochs oder Hammel) mit Kartoffeln, eine süße Schüssel (Pie) und Bier.

5 Uhr Nachmittags: Thee mit Buttertoast.

8 Uhr Abends: Kaltes Fleisch, Käse und Bier. —

In eine Arbeiterfamilie, deren Kinder bereits mit in die Fabrik gehen, fließt wöchentlich eine Einnahme von 35 bis 40 Mark. Bescheidener ist die Einnahme dort wo der Mann allein für Frau und erst erscheinende Kinder arbeiten muß.

In wie weit das materielle Leben der Arbeiter sich gehoben hat, dafür spricht schlagend die Steigerung folgender wichtigster Einfuhrartikel:

Zucker wurde verzehrt auf den Kopf der Bevölkerung: vom Jahre 1800—1845: 8 bis 9 Kilo; 1845—1856: etwa 13 Kilo; 1863: 18 Kilo; 1873: 26 Kilo; 1876: 30 Kilo.

Thee wurde verzehrt: 1840: 1/2 Kilo; 1870: 1,9 Kilo; 1876: 2,25 Kilo. —

Treten wir ein in eines der besseren Häuschen dessen saubere, mit Vorhängen geschmückte und durch Blumentöpfe belebte Fenster uns heiter einladen. Die Hausthür führt direkt in das einzige große Wohnzimmer; hier befinden sich auch

der Kamin und der Kochofen. Vor demselben sitzen Mutter mit Tochter, der Abendthee ist gerüstet und man erwartet den Hausherrn. Ein hohes Möbel, halb Schrank halb Anrichte trägt Teller und allerlei buntes Steingut. Zwischen den Flechtstühlen fehlt ein weiter Armsessel nicht, mit buntgeblümtem Zitz überzogen. Im Hintergrunde des Zimmers steht — doch dieses ist eine seltene Ausnahme — ein Pianino für einen musikalischen Sohn. Einige ältere Lithographien und neuere Buntdrucke zieren die Wände.

Eine Thür führt in einen kleinen hinteren Raum, in welchem die schmutzigen Küchen- und Hausarbeiten erledigt werden. Von dort gelangt man in einen winzigen Hinterhof. Im oberen Stock befinden sich zwei Schlafzimmer, das gößerer nochmals durchgeschoren, um Eltern, Töchter und Söhne zu scheiden. —

Wir betraten dann eine ärmlicher aussehende Wohnung. Hier herrschte zwar ebenfalls nothdürftige Reinlichkeit, aber der Mangel an jeglicher Behaglichkeit und sogar an nötigem Hausrath, die abgetragene geflickte Kleidung der blassen erschöpften jungen Frau und der vier kleinen bleichen, skrophulös fetten Kinder bewies, daß des Mannes Verdienst nur knapp ausreichte um „den Wolf von der Thür fern zu halten“, wie die Engländer sagen.

Durch meinen gütigen Gastfreund und Führer, einen der angesehensten Männer von Rochdale und früheren Mayor der Stadt, erfragten wir allerlei häusliche kleine Geheimnisse, die dem Fremden verschlossen geblieben wären.

Das erstere, einladende und saubergehaltene Haus trägt eine wöchentliche Miethe von 4 Mark, das zweite ärmliche von 2,50 Mark. Es giebt selbst noch billigere, alsdann aber recht elende Wohnungen. Die Armensteuer im ersten Hause beläuft sich auf 9 Mark jährlich, außerdem ist eine Wegesteuer von 6 Mark zu zahlen. Die Arbeiterfamilie giebt also im Jahre 125 bis 200 Mark für ihre Wohnung aus und dazu etwa 10 Procent an öffentlichen Lasten.

„Woher?“ frug ich im Weitergehen meinen Führer, „stammt der krasse Abstand zwischen jenen beiden Haushaltungen. Ist der Unterschied der Löhne so beträchtlich, daß er jene beiden Familien wie durch eine unausfüllbare wirthschaftliche Kluft scheidet?“

„Die Verschiedenheit der Löhne“ erwiderte er „fällt erst in zweiter Reihe in's Gewicht. Sie finden viele Familien in denen der Mann allein arbeitet, in den besseren Wohnungen. Die Kluft die Sie bemerkten ist allerdings unausfüllbar —: der Branntwein hat sie gerissen. In den schlechten Häusern wohnen die Schnapstrinker, in den besseren die nüchternen Leute, wenn sie sich auch ein Glas Bier nicht versagen. Als einen weiteren sozialen Uebelstand möchte ich daneben das hier häufige allzu frühe Heirathen bezeichnen wozu die hohen Löhne allzu junge Paare leicht verleiten. Aber selbst die guten Löhne der letzten Jahre,“ fuhr Mr. S. fort „würden unseren Arbeitern wenig nützen wenn sie nicht in der Lage sind ihre sämmtlichen Lebensbedürfnisse billig und gut einzukaufen und wenn sie nicht verhindert sind zu borgen. Folgen wir den Männern und Frauen die jetzt in anständiger Kleidung aus den Häuschen treten und sich dem Innern der Stadt zuwenden. Sie sollen dort sehen: wo und wie unsere Arbeiter einkaufen.“

„Schwingen sich fleißige und intelligente Arbeiter wohl zu Fabrikherren auf?“ frug ich im Weitergehen. „Früher war das nicht selten der Fall“ erwiderte Mr. S. „und man darf wohl annehmen, daß die älteren Fabrikanten, welche die jetzigen großen Geschäfte zu jener Zeit begründeten als wir in Lancashire von der Hand- zur Dampfarbeit übergingen — daß alle jene Männer aus den Arbeitern und kleinen Handwerkern hervorgegangen sind. Jetzt jedoch erfordern die Mills ein zu großes Anlagekapital, — es beträgt etwa 20 Mark auf 1 Spindel. Die Zahl der kleineren Mills ist sogar in den letzten zwanzig Jahren bedeutend zurückgegangen. Jetzt machen Arbeiter, besonders Mechaniker die sich auszeichnen, auf eine andere

Weise ihren Weg. Man giebt ihnen einen kleinen Antheil im Geschäft. Die bedeutendsten Fortschritte in unsrer Industrie verdanken wir solchen Köpfen: begabte praktische „Routiniers“, ohne mathematische oder gar technische Vorbildung. Ihre Erfindungen und Verbesserungen beruhen lediglich auf Beobachtung der Maschinen, die für sie gewissermaßen ein lebendiges selbstarbeitendes Wesen sind, das sich erziehen läßt. Selbst die Söhne bedeutenderer Fabrikanten werden von unten auf in der Praxis ausgebildet. Dann schickt man sie wohl einmal auf eine polytechnische Schule nach Deutschland.“

„Im allgemeinen leben unsere Fabrikherren in Lancashire immer noch so sparsam und häuslich wie man es ihnen vor Alters bereits nachlobte. Ein hübsches Landhaus, ein geräumiger Garten mit Glashäusern, gutes Fuhrwerk. Für die Töchter wird eine Gouvernante gehalten; die Söhne sind irgendwo auf Schulen. Einmal im Monate nimmt der Hausherr seine Gattin auf den Tag mit nach Manchester. Von regelmäßigem Besuche der Konzerte, Theater oder gar Bälle — ist keine Rede.“

Wir wanderten jetzt eine lange Straße hinab, die von dem Hügellande steil in's Thal der Roche hinunterfiel. Durch die stetig zunehmende Verdichtung und Erhöhung ihrer Häuserreihen wie durch die anwachsende Zuströmung der mit uns desselben Weges ziehenden Menschengruppen, erwies sie sich als eine der Hauptadern des städtischen Verkehrs. Bald folgte rechts eine Reihe stattlicher, mit lebhaften Läden besetzter Häuser und zuletzt gelangten wir auf eine mit hin und wider strömenden Männern und Frauen dicht gefüllte Kreuzung, über welcher sich ein bedeutendes Eckgebäude mit zwei langen Flügeln und überragendem Thurme erhob.

„Wo sind wir hier?“ frug ich. „In Toad Lane!“ antwortete Mr. S. „Ich vermuthe: die „Krötengasse“ in Rochdale ist Ihnen nicht unbekannt.“

„Wie sollte sie!“ rief ich erfreuet. „Also endlich bin ich nun

an der Stelle, die ich schon vor zwanzig Jahren zu sehen wünschte als ich V. A. Hubers Reisebriefe aus England las, — bei den

Equitable Pioneers.

Wer sind sie? und wie wurden sie?

Im Jahre 1820 setzte in England eine sozialistische Bewegung ein, deren Keime sich aus zwei Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts ableiteten: aus der Ueberwältigung der Handarbeit durch das Maschinenwesen und aus den sozialistisch-kommunistischen Lehren, die sich an die französischen Namen: Baboeuf, St. Simon und Charles Fourrier knüpfen.

Der Apostel dieser neuen Bewegung in England war Robert Owen, ein schottischer Fabrikant. Mit ungewöhnlicher Begabung verband er einen Reformeifer der leider zu enthusiastisch war um sich nicht, nach einem glänzenden mehrjährigen Aufschwunge, selbst zu überschlagen. Er war ein „Weltverbesserer"; er wollte die menschliche Gesellschaft, durch richtige Anwendung ihrer immanenten materiellen Kräfte, zu dem machen was sie, seinem Ideale nach, sein sollte. Es ist hier nicht der Ort, Robert Owens Geschichte zu erzählen da der Schauplatz seiner Thätigkeit nicht Rochdale war. Genug! nach einer Reihe glänzender chimärischer Projekte auf dem Gebiete der kooperativen Selbsthülfe schloß, etwa um das Jahr 1840, die enthusiastische Periode dieser sozialen Bewegung mit einer Reihe verderblicher „Krache", welche auch Robert Owen selbst und seine gesammte weltweite Thätigkeit unter Schutt und Ruinen begruben. Er lebte zwar noch zwanzig Jahre länger, war aber von jener Katastrophe an schon ein todter Mann.—

So erschien im Jahre 1844 die einst so hoffnungsreiche Bewegung der „Kooperation", der auch Rochdale nicht ganz fremd geblieben war, völlig erloschen zu sein. Kooperation war also damals keine unbekannte Sache, aber sie war schlimmer als das: sie war verrufen, wie ein seeuntüchtiges Schiff.

Und dennoch glomm in Rochdale ein lebensfähiges Fünklein unter der Asche weiter.

Im Jahre 1843 versuchten es die Flanellweber zu Rochdale mit einem allgemeinen Strike behufs Erhöhung ihrer Löhne. Der Strike mislang, aber in diesen harten nordenglischen Köpfen hatten die verrufenen sozialistischen Ideen Robert Owens feste Wurzel gefaßt. Während des Kampfes war der alte Gedanke: daß der Arbeiter bei Theilung des Gewinns, dem Kapitale gegenüber, unbillig verkürzt werde — in einigen derartigen Köpfen wieder lebendig geworden. Achtundzwanzig von diesen steckten sich zusammen um aus eigenen Mitteln und auf eigene Rechnung eine Fabrik zu gründen und zu führen. Gedachte achtundzwanzig Köpfe saßen auf den Schultern armer unwissender und zeitweilig hungernder Spinner und Weber. Ein ganzes Jahr hindurch schossen sie ihre sauer ersparten Pfennige ein. Endlich hatten sie 560 Mark bei einander, 20 Mark auf den Kopf.

Mit dieser Summe ließ sich keine Fabrik gründen. Sie eröffneten daher einstweilen in der engen steilen und schmutzigen Krötengasse einen Laden für Lebensmittel und Haushaltsbedürfnisse.

Die Statuten der neuen Gesellschaft hatte eines ihrer Mitglieder verfaßt: Charles Howarth, ein Baumwollweber. Er schob in dieselben einen neuen Gedanken ein: daß der Ueberschuß aus den Verkäufen jedem Mitgliede nach dem Betrage seiner Einkäufe zu Gute kommen sollte.

Dieser neue Gedanke war ein schöpferischer. In ihm lag der Ursprung der gesammten jetzigen Antheils-Wirthschaft, alles dessen, was wir heute in Deutschland als „Genossenschafts-Wesen“ kennen.

Die 28 Männer von Rochdale nannten sich: „Equitable Pioneers“. Die Uebersetzung: „Billige Pionire“ würde die Bedeutung des Wortes „Equitable“ nicht völlig decken. Sie

würde auch zu dem Mißverständnisse Anlaß geben, daß es sich dabei etwa um möglichste Billigkeit der Preise handle.

Mir steht keine bessere Uebertragung zu Gebote als: „die gerechten und billigen Pionire“.

Die Ableitung des Namens „Pioneers“, den die neue Gesellschaft sich beilegte, ist zweifelhaft. Es wird behauptet daß in alten Zeiten einmal eine Pionirkaserne auf dem Platze gestanden habe wo jetzt der neue Laden eröffnet werden sollte; sowie: daß bereits bei einem großen Strike im Jahre 1830 an derselben Stelle ein kooperativer Laden gewesen sei. Zweifellos aber ist, daß die Achtundzwanzig ihrem Namen diejenige Bedeutung beilegten in welcher er bereits früher in England gebraucht war und im Westen der Vereinigten Staaten noch gebraucht wird: „Wegbahner“ — „Pfadfinder“.

Im Dezember 1844 wurde der neue Laden eröffnet. Die ersten Vorräthe bestanden in Graupen, Mehl, Kartoffeln, Bohnen, Speck, Oel, Butter und Käse. —

Wie entwickelte sich nun das ärmliche erbärmliche Kind, welches die 28 Väter an jenem Sonnabend Abend im Dezember 1844 so unverzagt in die Welt setzten?

Zahlen beweisen!

Im Jahre:	betrug die Zahl der Mitglieder:	betrug das Kapital:	betrug der Geschäftsumgang:	betrug der Gewinn:
		ℳ	ℳ	ℳ
1844	28	560	—	—
1845	74	3,620	14,200	440
1850	600	45,780	263,580	17,600
1855	1,400	220,640	898,040	62,180
1860	3,450	754,200	3,041,260	318,120
1865	5,326	1,575,560	3,942,680	503,120
1870	5,560	1,605,820	4,460,420	504,180
1875	8,415	4,513,640	6,113,140	964,240
1880	10,500	7,926,000	9,000,000	960,000

Die Statuten der Equitable Pioneers bezeichnen als deren Zweck: „Einrichtungen zu treffen — sowohl für den pekuniären Vortheil als auch für die Hebung der gesellschaftlichen, intellektuellen und häuslichen Lage ihrer Mitglieder — durch Sammlung eines ausreichenden Kapitals in Anteilen, (Aktien) von je 20 Mark, um folgende Zwecke zu verwirklichen:

Einen Laden — Wohnhäuser — Fabriken und ländliche Grundstücke zur Beschäftigung arbeitloser Mitglieder; — endlich ein Temperance Hotel.

Jedes Mitglied muß fünf Antheile erwerben, keines darf deren mehr als hundert besitzen.

Im Geschäfte der Gesellschaft wird nur gegen baar verkauft.

Der Gewinn wird folgendermaßen vertheilt:

1. den Antheilen werden 5 % Zinsen gutgeschrieben,
2. der Rest wird unter die Mitglieder nach dem Betrage ihrer Einkäufe vertheilt,
3. Vierteljährlich werden 2½ % des Ueberschusses zu Erziehungszwecken bei Seite gelegt.

Aus diesem Fond wurde eine Leihbibliothek gebildet und ein Lesezimmer eingerichtet. Die Benutzung desselben kostet monatlich 25 Pfennig.

Im Juni 1881 fand ich in der großen „Central-Leih-Bibliothek" in der Krötengasse: 12,762 Bände.

Folgende Ueberſicht der Nachfrage in den verschiedenen Abtheilungen scheint mir bemerkenswerth für die geistige Richtung unter den Mitgliedern.

	Bände:	Umlauf jedes Bandes während des Jahres 1880:
A. Theologie, Sittenlehre, Metaphysik	623	1 Mal
B. Künste und Wissenschaften .	779	3 "
C. Geschichte und Biographie .	2411	1 "
D. Naturgeschichte	427	2 "
E. Soziale und politische Philosophie	683	1,5 "
F. Poesie und Drama . . .	641	2 "
G. Geographie und Reisen . .	908	2 "
H. Romane und Erzählungen .	3043	10 "
I. Vermischte Literatur . . .	3247	12 "

Außerdem besteht eine „Central-Nachschlage-Bibliothek" mit 18 Zweigbibliotheken. Alle zusammen enthalten 1700 werthvolle und umfangreiche Werke.

Zugleich fand ich eine stattliche Sammlung von Globen und Atlanten sowie von Teleskopen, Mikroskopen und Stereoskopen. Letztere werden gegen unbedeutende Miethe ausgeliehen.

Die Lesezimmer waren wohl besetzt, namentlich von jungen Leuten. Außerdem sind Unterrichtsklassen und passende Vorlesungen für die Mitglieder eingerichtet. —

Nachdem das Geschäft in Toad Lane zwölf Jahre lang bestanden hatte und der wöchentliche Umsatz auf 20,000 Mark gestiegen war (1856) erhoben sich unter den 1600 Mitgliedern der Gesellschaft Klagen über das allabendliche Gedränge in den beschränkten Räumen.

Der Prozeß der Fortpflanzung durch Spaltung begann und setzt sich regelmäßig bis in die neueste Zeit fort. Jede der vielen Ortschaften aus denen Rochdale sich nach und nach zusammen geschlossen hat, verlangte einen „benachbarten" Laden und jetzt bestehen deren 18, in Vereinigung mit den 18 Lesezimmern.

Auf dem Platze des ursprünglichen Mutterladens in der Krötengasse erhebt sich heute ein stattlicher, beinahe großartiger, „Central Store“. Die Kolonial- und anderen Küchenwaaren liegen zu ebener Erde aus, darunter in weiten Kellern die Vorräthe für sämmtliche Zweiggeschäfte. Eine breite Treppe führt in den ersten Stock wo in einer weiten Halle alles zu finden ist was die weiblichen Pionire für sich und ihr Haus an Kleidern und Putz bedürfen. In den Nebenhäusern straßaufwärts finden wir das geschäftsleitende Bureau, das Lesezimmer, die Bibliothek und einen großen Saal mit 1400 Sitzplätzen für die Generalversammlungen. Gegenüber stehen die Fleisch- und Brodläden. Der gesammte Bau kostete gegen 270,000 Mark.

In weitläufigen Werkstätten, etwas abseits am Flüßchen Roche, stellt die Gesellschaft ihren Bedarf an fertigen Kleidern, Schuhwerk und Holzschuhen her. Sie betreibt dort eine Schlächterei für frisches Fleisch und verarbeitet große Massen von Schweinegut. Daneben arbeitet eine Bäckerei für Weißbrot und Bisquit, nebst einer Tabaksmanufaktur. Außerdem wird Hausrath, Küchengeschirr und Brennmaterial feilgehalten.

Jedem Käufer wird neben der Waare ein Werthzeichen über den Betrag, den er gezahlt, ausgeliefert. Am Ende des Vierteljahres werden diese kleinen in große Zeichen von 20 Mark Werth umgetauscht. Nach letzteren berechnet sich dann der einzelne Antheil an der Dividende. Diese wird grundsätzlich nicht über 3 Prozent im Vierteljahr gesteigert: erweist sie sich höher so werden irgendwo die Preise der Waaren herabgesetzt.

Während des Tages sind die Läden ziemlich leer. Nur vereinzelte Käuferinnen treten ein; es sind Familienmütter, die nicht mehr in den Fabriken arbeiten. Abends nach 6 Uhr erscheint erst die Masse der Kunden. Um 7 Uhr ist die Straße dicht gefüllt von Männern — noch mehr von Frauen und

Kindern. Ueberall an den Ecken hört man heiteres Gespräch und lautes Lachen. Politik, Arbeitserfolge, Maschinen und die Angelegenheiten des Store, nebenbei auch gemüthlicher Nachbarklatsch, tragen wesentlich zur Erfrischung der Gemüther bei. In den Läden strömt es aus und ein wie in einem Bienenkorbe; zeitweilig bildet sich an den Thüren eine längere geordnete Reihe geduldig Wartender. Namentlich an den Lohntagen, am Sonnabend, ist das Gedränge arg. Drinnen maßen die Verkäufer schon Tages über vorsorglich Syrup aus und machten Zuckerpakete. Die einzelnen Geschäfte wickeln sich rasch ab. Jeder Kunde kennt die Waare in „unserem Shop" und weiß, daß sie echt und gut ist. Daher sehen wir unter den Käufern viele Kinder. Es findet kein Vorschlagen und Feilschen statt, kein „Anführen" der unwissenden und schwachen. Alle werden, ohne Unterschied der Person, gleichmäßig ehrlich bedient. Nur in den Abtheilungen für Stoffe und fertige Kleider entwickelt sich wohl einiges Wählen und Prüfen unter Anleitung einsichtiger und zuverlässiger Verkäuferinnen.

Die „Equitable Pioneers" zählen viele Haussöhne und Töchter zu ihren selbstständigen Mitgliedern. Dadurch bekommen diese früh Geschmack am Sparen. Sie sparen ohne fühlbare Entbehrung und erfreuen sich der Annehmlichkeit: selbst Geld zu besitzen. Sie kaufen gern für ihre Freunde und verdienen daran die kleinen Summen, die sonst der Krämer erhielte. So legen viele ein Kapital für zukünftige eigene Einrichtung zurück. Ein Mädchen gilt für eine „gute Partie" wenn man weiß, daß sie bereits ein Guthaben beim „Store" besitzt. So unterstützt dieser die häusliche Erziehung besser als alles Predigen von Selbstüberwindung, denn hier wird von der Jugend kein täglicher kleinlicher — widernatürlicher — Heroismus der Entsagung verlangt.

Folgender Fall wird das finanzielle Ergebniß der kooperativen Wirthschaft für das einzelne Mitglied wohl am besten erläutern.

In Rochdale betrug die jährliche Dividende lange Zeit hindurch 2,50 Mark auf jede 20 Mark Einkäufe. Ein Arbeiter, bereits ein altes Mitglied, hatte vor 8 Jahren ein Guthaben von 180 Mark. Seit jener Zeit hat er fortgefahren seine sämmtlichen Haushaltsbedürfnisse in „seinem Laden" zu kaufen. Er hatte niemals bare Einzahlungen geleistet. Jetzt besitzt er ein Guthaben von 1000 Mark und hat nach und nach 1800 Mark bar herausgezogen! Er kennt jetzt keine Schulden mehr und bezahlt bei seinen Einkäufen nicht mehr 10 und mehr Prozente Zuschlag für die Gewährung langer Kredite. Je besser er lebt desto mehr erübrigt er. Sein jährlicher Gewinn auf seine Einkäufe war: 320 Mark.

Woher stammen diese überraschenden Vortheile?

Die „Cooperators" kaufen und verkaufen, sie geben und nehmen keinen Kredit. Sie haben billige Läden, keine glänzende Erleuchtung, keine überflüssige Ausstattung mit verderbender Ware, viele Kunden und wenig Personal. Endlich: die Gesellschaft kauft stets im großen, „wholesale", ein.

Neben der materiellen Besserung in Wohnung, Kleidung und Nahrung ist auch die angestrebte soziale und intellektuelle Hebung der Arbeiter von Rochdale in hohem Grade erreicht. Sie gediehen in dem Maße als ihre Beharrlichkeit und Klugheit, ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit sich entwickelten.

Ihre tüchtige erfolgreiche Leistung in dem schwierigen Unternehmen erwarb ihnen Theilnahme — Achtung — Vertrauen. Dadurch gewann ihre Selbstachtung. Sie rechneten sich nicht mehr zu den rettungslos Armen und Elenden, sie begannen etwas auf sich zu halten. Sie richteten sich auf, und ihre Kräfte stiegen mit der Erleichterung ihrer Bürde. Sie haben sich selbst aus Last — trägern zu Menschen gemacht. Mit dem „Eigenthum" erwachte das Streben nach Bildung, nach Vorwärtskommen; zugleich der echt konservative Sinn für Erhaltung des befriedigenden — oder doch leidlichen — Be-

stehenden. Das Leben erschien ihnen jetzt wirklich lebenswerth. Alle bösen Instinkte wurden gemildert, alle guten gestärkt.

Nebenbei wirken auch in Rochdale die „Clubs für gegenseitige Hülfe" welche etwa unseren Unterstützungs-, Kranken- und Sterbekassen entsprechen. Die größte dieser Gesellschaften sind die „Odd Fellows" die in England Hunderttausende von Mitgliedern zählen. Diese Verbindungen beschäftigen sich weder mit Politik, noch mit der Kirche, noch mit der Lohnfrage und dem Verhältnisse zwischen Arbeiter und Arbeitgeber wie es sich praktisch in den Strikes ausdrückt. Auf diesem Felde herrschen die „Trade's Unions". Ihr Bestreben geht im wesentlichen auf Erhöhung des Lohnes und Verkürzung der Arbeitszeit. Lange Jahre hindurch suchten sie ihr Ziel durch massenhafte Einstellungen der Arbeit zu erreichen. Allmählich jedoch erkannten die Führer daß, wenn sie dadurch auch die Fabrikherren vielleicht sehr wesentlich schädigten, sie die Arbeiter ganz bestimmt und vollständig ruinirten. Die Trade's Unions betrachten daher jetzt den Strike nicht mehr als Anfang des Kampfes sondern als letztes äußerstes Mittel. Glaubt eine Union, daß die Konjunktur eine Erhöhung der Löhne zulasse, so theilt ihr Sekretär diese Auffassung ganz geschäftsmäßig dem Sekretär der „Master's Union" mit. Führen die Verhandlungen nicht zur Einigung so wird der Schiedspruch eines unbetheiligten angesehenen Vertrauensmannes eingeholt. Nur dann wenn man sich weder einigen noch von dem Ungrunde seiner Ansprüche überzeugen kann, kommt es zum allgemeinen Strike. Für diesen Kampf werden von den Unions fortwährend Kriegskassen aus Beiträgen sämmtlicher Mitglieder angesammelt. So sollen die „Engineers" einen Fond von 6 bis 800,000 Mark in ihren Bankdepots liegen haben.

Wird die Arbeit nicht gleichzeitig in sämmtlichen Fabriken eines Bezirkes eingestellt so beantwortet die Master's Union diese Feindseligkeit mit einem allgemeinen „Lock out"; das heißt:

sie schließen sämmtlich ihre Fabriken zu. So geschieht es wenigstens in Rochdale.

„Im allgemeinen", erklärte mir Mr. S., „haben wir Arbeitgeber die Strikes nicht ernstlich zu fürchten. Da wir den großen Markt übersehen, die Arbeiter aber nicht, so wird es zum ernstlichen Strike nur dann kommen wenn wir wegen in Aussicht stehender ungünstiger Konjunkturen die Löhne und die Arbeitszeit einschränken müssen, oder aber die geforderte Erhöhung nicht bewilligen können. Alsdann aber entgeht uns durch eine Pause von einigen Wochen in der Erzeugung unserer Fabrikate regelmäßig kein erheblicher Gewinn. Das wissen auch die Leiter der Unions jetzt. Sie sehen ein, daß die beiderseitigen Interessen im Grunde identisch sind, und so kommt es regelmäßig nicht mehr zum Aeußersten. Wir haben jedoch früher Strikes gehabt, die viele Monate dauerten. Die Organisation der Trade's Unions umfaßt fast sämmtliche Arbeiter des Königreiches. Ihr zu widerstehen ist dem Einzelnen unmöglich. Würde er seinen wöchentlichen Beitrag verweigern, würde er gegen die Befehle der Oberen arbeiten, so ist er vervehmt, recht- und friedlos. Für Politik, Weltverbesserung oder allgemeinen Umsturz interessiren sich die Unions nicht, sie sind nichts weniger als Sozialdemokraten. Sie bestreben sich auch nicht etwa, die Leistungen ihrer Mitglieder zu verbessern, wie man vielleicht aus ihrem Namen: „Gewerkvereine" schließen möchte. Sie kämpfen nur auf dem Arbeitsmarkte den endlosen Kampf zwischen Angebot und Nachfrage. Dabei hüten sie sich ängstlich vor Verletzung des Gesetzes, denn sie wissen: sie bedürfen, um ausharren zu können, der Gunst der öffentlichen Meinung, obgleich sie jede staatliche Einmischung durchaus ablehnen." —

Als mein Gastfreund, Mr. S., mich im Centralbüreau in der Krötengasse als einen Deutschen vorstellte, der nach Rochdale gekommen sei um die Equitable Pioneers von An-

gesicht zu Angesicht kennen zu lernen, genoß ich einen Vorzug, dessen ich mich allerdings in meinem bescheidenen Leben kaum jemals zu erfreuen gehabt hatte, nämlich: als ein Fremder von Auszeichnung, als eine ihrer Seltenheit wegen willkommene und schätzbare Erscheinung betrachtet zu werden. Und dieser günstige Eindruck, den ich hervorrief, warf seine Strahlen wiederum auf mich zurück, denn die zeitweiligen Nachfolger der „Achtundzwanzig“ fühlten sich verpflichtet, den Fremden aus Deutschland, ihren — wie sie behaupteten — ersten Besuch von dort her seit 1862, „wo der Berliner Professor Huber hier war“, gastfreundlich zu ehren.

Mr. S. erhielt — oder erwirkte — daher für mich eine Einladung, den

Workmen's Club

in Rochdale am nächsten Abend zu besuchen.

Dieses, durch ganz England in Stadt und Land verbreitete Institut war mir nicht mehr unbekannt. Ich hatte es in dem ackerbautreibenden Süden, in Manchester und in Rodes, einer anderen Tochter der Hauptstadt des Baumwollenlandes kennen gelernt.

In Manchester selbst sind diese Arbeiterclubs wesentlich politische Institute. Die liberale Partei hat deren vier in's Leben gerufen, ebensoviele haben natürlich auch die Konservativen gestiftet. Politisch wie finanziell hangen die einen vom Reformclub, die anderen vom Clarendon ab. Man bauet den Arbeitern die Häuser, sie zahlen jährlich einen Beitrag von 10 Mark, und das Institut erhält sich selbst. Bei den harten Wahlkämpfen die sowohl in Manchester als in dem, örtlich damit verschmolzenen Salford unausgesetzt hin- und her wogen, bedürfen beide Parteien derartiger Hebel. Das Geld spielt dabei eine Nebenrolle, da den Liberalen die letzte Parlamentswahl in Salford, wo es galt: den altgewohnten konservativen Kandidaten aus dem Sattel

zu heben, rechnungsmäßig 180,000 Mark kostete; in Manchester selbst ging es nicht unter 260,000 Mark ab.

Bei Mr. Schwabe in Rodes war der Arbeiterclub ein Anhängsel der großen Färberei und Druckerei, die wir noch kennen lernen werden. Der Fabrikherr hat hier ebenfalls das Haus gebaut und liefert Gas und Kohlen. Jedes der 230 Mitglieder zahlt einige Pfennige wöchentlich. Ich fand in Rodes ein geräumiges Billardzimmer, eine Bibliothek, einen Lesesaal, in dem etwa 60 verschiedene Blätter aufliegen. Bier und Karten sind gestattet, kein Branntwein. Aus dem Billard, den Beiträgen und den Lebensmitteln, namentlich aus dem Kaffee frühmorgens vor der Arbeit, wird durchschnittlich eine Einnahme von 140 Mark in der Woche erzielt.

Der Club in Rochdale jedoch ist nach seinen Statuten ein unabhängiges geselliges Institut; er zählt etwa 900 Mitglieder; in der überwiegenden Mehrzahl sind diese auch Co-operators und Mitglieder des Store. Die Gesetze der Gesellschaft entsprechen völlig denen der großen aristokratischen Clubs; jedoch ergiebt sich der Maßstab für die Reduktion aller Verhältnisse aus dem Beitrage von 5 Mark jährlich, ohne jedes Eintrittsgeld. Unter den Mitgliedern befinden sich einige kleinste Fabrikherren, sowie Maschinisten und Mechaniker die 60 Mark wöchentlich verdienen. Die große Menge aber besteht aus Arbeitern mit 25 bis 30 Mark Lohn.

Ich konnte füglich nicht erwarten, daß der Abendbesuch im Workmen's Club mir eine besondere Ausbeute bringen würde und war daher überrascht, als wir uns dem Hause näherten, an dessen Thüren eine dichte Menschenmenge zu finden. Ein stämmiger breiter Herr in kurzem Velvetrocke erwartete uns. Es war der Präsident Mr. Dixon, ein kleiner Fabrikant, der sich selbst vom Arbeiter herauf gebracht hatte, ein „selbstgemachter" Mann. Das Haus war eng und bar an jedem Luxus. Im ersten Stock traten wir in einen Raum, dessen Schmuck die

Anschauungen und Neigungen der Gesellschaft deutlich kund gab. Ueber dem Kamin prangte das Bild eines der letzten Präsidenten der Vereinigten Staaten und ihm gegenüber an der Wand eine riesige Karte von Nordamerika. Die Mitglieder des Vorstandes stellten sich ein und begrüßten uns, in erster Reihe den allgemein hochgeachteten Mr. S., Exmayor, Alderman, Besitzer von 80,000 Spindeln und Arbeitgeber für 7 bis 800 Menschen, die unter den Anwesenden zahlreich vertreten waren.

Von dort aus wurden wir durch ein bewegtes Gedränge in den großen Versammlungssaal geführt; hier ließen dichte Reihen dicht besetzter Stühle einen mittleren Gang nothdürftig frei. Wir gelangten an's andere Ende des Raumes und erhielten unsere Plätze auf einer erhöheten Stufe, rechts vom Chairman M. Dixon angewiesen. Zu seiner anderen Seite stand ein großer offener Flügel.

Der Präsident eröffnete die Verhandlungen mit einer Ansprache an die erwartungsvolle, aus Männern und Frauen ziemlich gleichmäßig gemischte Versammlung, indem er die zwei Gäste des Abends einführte und mich insbesondere vorstellte. Dabei lehnte er es jedoch ab meinen Namen zu nennen, da weder er selbst im Stande sei ihn zu erfassen, noch die Versammlung ihn würde festhalten können. Ich nickte dazu verständnißvoll und, aus mannigfacher Erfahrung, bestätigend. Der Mann würzte seine Worte durch trockenem Humor und sprach völlig im Geiste seiner Zuhörer.

Dann begannen die musikalisch-deklamatorischen Vorträge und jetzt erst wurde es meiner bescheidenen Seele klar, daß dieses Fest wesentlich mir zu Ehren veranstaltet sei. Man wollte sich offenbar den „German Baron“ einmal ansehen womöglich auch ihn anhören, der in Rochdale erschienen war um den Store in Toad Lane kennen zu lernen.

Das erste vortragende Mitglied war ein junger Mann, der im unverfälschten, mir daher fast unverständlichen Lancashire

Dialekte ein komisches Gedicht vortrug, eine Ansprache an den Prinzen von Wales gelegentlich der feierlichen Ueberreichung von ein Paar Holzschuhen. Die Verse enthielten einige wohlgemeinte schalkhafte Ermahnungen, deren Beziehungen mir natürlich vielfach entgingen, aber der gutmüthige Humor des Tones und die beifällige Aufnahme der eingewobenen Scherze sprach für die Beliebtheit des populären Thronerben auch in diesem Kreise. Es folgten allerlei Gesänge, selbst Duetts, die ein vom Club besoldeter Künstler am Flügel begleitete.

Eine junge Frau, die wir heute morgen in Hemdsärmeln an einem von Mr. Brights Webstühlen haben schaffen gesehen, trug ein ernstes Gedicht mit einem guten Theile natürlicher, richtig gefühlter Deklamation vor. Nun wurde Mr. S. das Wort ertheilt um mich des Näheren einzuführen und er entledigte sich dieser Aufgabe in einer für mich nur allzu vortheilhaften Weise die — wie ich fürchte — die Erwartungen der Zuhörer zu einer Höhe spannte zu welcher ich mich selbst allerdings leider! nachgehends nicht aufschwingen konnte. Mr. S. flocht noch einige Worte über die verschiedene Lage deutscher und englischer Arbeiter ein, über das damals unserem Reichstage vorliegende Unfallversicherungsgesetz und beglückwünschte England daß, bei allem politischen Radikalismus, die Pest der Sozialdemokratie sich dort nicht eingenistet habe.

Inzwischen hatte ich die Zeit benutzt um die Versammlung vor uns ein wenig zu studiren. Der allgemeine Eindruck war: anstandsvolle Ruhe und wirkliche innerliche gespannte Aufmerksamkeit. Es war diesen Zuhörern offenbar ein geistiger Genuß, und wohl auch eine erfreuliche Befriedigung, den in ihrer Stadt so hoch stehenden Redner als ihren Gast in ihrem Hause zu sehen. Die Männer, sämmtlich anständig gekleidet, hatten eher ein blasses als ein derbes luftkräftiges Aussehen; dabei zeigten sie den Ausdruck eines entschiedenen festen, vielleicht auch harten und eckigen Sinnes. Meistens hager, etwas finster

und unnahbar, sahen sie aus als ob sie unter der allgemein menschlichen Haut noch eine andere aus feinem Eisendraht trügen. Sie machten mir im ganzen keineswegs einen hochkirchlichen Eindruck; weit mehr wie nüchterne Dissenter, wohl gar — Unitarier.

Im Club sind alkoholische Getränke zu haben, jedoch beschränkt sich, nach der Jahresrechnung, die Konsumtion von Gin und Brandy auf ein Minimum.

Die Frauen waren meistens dunkel, einfach und ohne auffälligen geschmacklosen Ausputz gekleidet. Es soll dieser geläuterte Geschmack eine der guten Wirkungen der Rathschläge sein welche von den verkaufenden Damen im Store ausgehen und welche — —

Hier wurde ich in meinen Betrachtungen durch den Chairman unterbrochen —

Der gefürchtete Augenblick war gekommen, — mir war das — nur widerwillig erbetene — Wort ertheilt um nun auch mit eignen Lippen die Versammlung anzusprechen, die mir zu Ehren hier erschienen war.

Es mag füglich dahin gestellt bleiben: welche Ansicht ich persönlich über meine Gaben und Leistungen als Redner bei mir entwickelt habe. Jedenfalls that ihnen das fremde Idiom eine derartig peinliche Zwangsjacke an, sobald ich mich in demselben außerhalb der engen Grenzen täglicher Unterhaltung bewegen sollte, daß ich die Unmöglichkeit eines Vortrages von irgend welchem materiellen Inhalte von vorn herein begriff. Indessen — gesprochen werden mußte! „Ich bekannte mich daher sofort und ohne Weiteres offenherzig zu dem, in meiner Heimath ziemlich verbreiteten, Fehler: ein sehr schlechtes Englisch zu sprechen und bedauerte folglich, von dem mir ertheilten Worte nur einen höchst eingeschränkten Gebrauch machen zu können, denn die „Ladies and Gentlemen“ würden mich weder in meiner Sprache noch auch in ihrer eigenen verstehen, falls ich ihnen einen „Speech machen“ wollte. Ich müßte mich

also leider! darauf beschränken, ihnen für ihre freundliche Aufnahme zu danken und sie zu versichern, daß dieser Abend stets unter den freundlichen Erinnerungen, die ich aus England heimtrage, eine hervorragende Stelle einnehmen solle."

Was ich sagte war jedenfalls wahr und wird es auch — denke ich — bleiben. Indessen kann ich mir nicht verhehlen, daß der Erfolg meiner Rede den damit für mich verbundenen Mühseligkeiten keineswegs völlig entsprach. Kein beifälliges: Hear! Hear! belohnte mich beim Niedersitzen. Wenn auch nicht durch den Gehalt, so fühlten die Zuhörer sich offenbar durch die geringe Zahl meiner Worte unerfreulich enttäuscht.

Nun, ich hoffe: es war meine erste und — letzte englische Rede!

Das Fest näherte sich nach einigen weiteren Vorträgen seinem Schlusse und ehe wir schieden stimmte die Versammlung in vollem Chor ein schönes uraltes schottisches Abschiedslied an, dessen Wirkung durch meinen Versuch einer Uebertragung zweifellos so sehr verlieren wird, daß ich vorziehe, auch das Original hieher zu setzen:

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to min'? (mind)
  Should auld acquaintance be forgot
  And days o' lang — syne (long since)
For auld lang — syne, my dear
For auld lang — syne
  We'll take a cup o' kind-ness yet
  For auld lang — syne.

Soll 'n alter Freund vergessen sein,
Für immer aus dem Sinn?!
  Soll 'n alter Freund vergessen sein,
  Und Tage lang — lang hin?!
Auf lang — lang hin, mein Freund,
Auf lang — lang hin —
  Woll'n trinken 'n Becher Freundschaft noch
  Auf lang — lang hin. —

Als wir schieden entließ uns die Reihe der Männer durch die wir der Thür zuschritten, mit freundlichem Farewell! und herzlichem Händeschütteln. Ein frischer alter Herr aber in weißem Bart, der augenscheinlich der auswärtigen Politik mit verständnißvoller Theilnahme gefolgt war, erhob den Ruf: „Long live Emperor William and Prince Bismarck!“

Ein dreimaliges kräftiges: Hepp! Hepp! Hepp! Hurrah! fiel ein und geleitete mich und meinen Dank bis an die Hausthür des Workmen's Club zu Rochdale. —



Ein Feiertag in Derbyshire.

Chatsworth, der größte Herrensitz Englands.

Es ist ein modernes Haus und ein modernes Geschlecht dessen Schwelle wir heute betreten. Die Eigenthümer von Chatsworth zählen nicht unter die normannischen Barone; sie haben nicht einen Fußbreit ihres Besitzes erobert; man nennt sie nicht unter den Führern der Kreuzfahrer; sie fochten und bluteten nicht unter hervorragendem Namen in den Kämpfen der beiden Rosen. Ihre Familiengeschichte ist zwar von eingreifender Bedeutung für Englands Schicksale geworden, aber erst seit kaum drei Jahrhunderten. Als große regierende Familie sind die Cavendish „neu".

Ebenso ist ihr Haus neu. Es hat nichts von der abweisenden Strenge, von der ungastlichen Härte der großen Adelssitze aus den Zeiten der Plantagenets und Tudors, die mehr einer Festung und einem Gefängnisse gleichen als einer menschlichen Wohnung. Es hat auch nichts von der düsteren schweren Pracht der Schlösser aus dem Zeitalter der ersten Stuarts, die unter dem Gattungsnamen des „Elisabethstils"

zusammengefaßt werden. Chatsworth ist ein moderner, heiterer und lichter Palast aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Es trägt keine flankirenden und beherrschenden Thürme, es enthält keine dunklen verworrenen Gänge, kein unerwartetes Treppauf Treppab, keine engen Fenster in 3 Meter dicken Mauern, keine Schlupfwinkel für verrätherisches Horchen, keine vermauerten — und vergessenen — Schornsteine für unerklärliches Rumoren von Poltergeistern und Familienkobolden.

Chatsworth ist ein „italienischer" Palast, aber ein großartiger, — ein außergewöhnlich großartiger, — ein königlicher Palast, wie er in Potsdam, München und Florenz stehen könnte, gebaut mit allem Prunke seiner Zeit von einem sehr prachtliebenden, fein kunstsinnigen, und außerordentlich reichen vornehmen Herrn; fortgeführt und unterhalten in demselben Maßstabe von dessen gleichgesinnten Nachkommen. Schloß, Gärten und Park sind — so zu sagen — das getreue Abbild der völlig modernen, geistig begabten und gebildeten, fürstlich vornehmen, politisch und kirchlich liberalen (im englischen Sinne des Wortes) Whigfamilie Cavendish.

Sie erscheint zuerst auf der Bühne des englischen Welttheaters zur Zeit der Einziehung der Klöster und namentlich der Klostergüter unter Heinrich VIII.; unstreitig die wichtigste Umwälzung im englischen Grundbesitze und seiner sozialen wie politischen Bedeutung, die zwischen der Eroberung (1066) und der Reform Bill (1832) eintrat. In jener Zeit finden wir unter den Beamten des Schatzamtes auch William Cavendish, den Sohn eines wohlhabenden aber keineswegs hervorragenden Landsquires in Suffolk. Er arbeitete längere Jahre mit Eifer und Erfolg im „Vermehrungs-Hofe", eine Behörde die den allezeit nothwendigen aber allezeit schwierig zu erfüllenden Zweck verfolgte: die Staatseinnahmen zu erhöhen. In jenen guten alten Zeiten verband man vernünftiger und billiger Weise „dem Ochsen wenn er drosch nicht das Maul." So erhielt

William Cavendish, der seinem Könige und Herrn pflichtmäßig behülflich war das, in den etwa 1000 englischen Klöstern aufgespeicherte fette Korn auszudreschen, im Jahre 1540 eine königliche Schenkung von verschiedenen säkularisirten Abteigütern. Diese vermehrte er durch allerlei vortheilhafte Käufe — die der Staat seinen Getreuen gegen ein Butterbrod losschlug — und war nun unter Eduard VI. und Mary Tudor bereits ein bedeutender Grundbesitzer.

Doch nicht er selbst sollte der Gründer der Größe seines Hauses sein sondern eine — Dame.

Zweimal war er bereits Wittwer, ohne Söhne, geworden da gewann er das Herz einer jungen wohlhabenden kinderlosen Wittwe, Mrs. Elisabeth Barley, geborene Hardwick, die bereits ihres Bruders und ihres Mannes Güter ererbt hatte. Diese außerordentliche Frau nun machte es sich zur ausschließlichen Lebensaufgabe, den Namen und Besitz der Cavendish zu einer, in der Raschheit ihrer Entwickelung beispiellosen Größe emporzuheben. Sie konzentrirte, durch Kauf und Verkauf, ihres Mannes zerstreute Besitzungen sämmtlich in die einzige Grafschaft Derbyshire und erwarb demnächst auch Chatsworth. Dort riß sie das alte Wohnhaus nieder und baute ein größeres und stattlicheres, mit innerem Hofe und Eckthürmen. Als William Cavendish im Jahre 1557 starb hinterließ er sein ganzes Vermögen ausschließlich seiner Wittwe, mit Uebergehung seiner Söhne und Töchter —. Das war Lady Elisabeths dritte Erbschaft. Die Wittwe heirathete alsbald einen wohlhabenden Grundbesitzer Sir William St. Loe. Diesen vermochte sie, im Ehekontrakte sein gesammtes Vermögen, mit Uebergehung seiner eigenen Töchter, seinen Stiefsöhnen Cavendish zu hinterlassen — die vierte große Erbschaft. Er starb bald, und die dreifache Wittwe machte jetzt zum Schlusse die „größte Partie" des Königreiches: George Talbot, Earl of Shrewsbury. Durch die kurz darauf folgende Vermählung von je zwei

Kindern der beiden jungen Ehegatten wurden diese Familienbande noch enger verknüpft.

Der arme Graf Shrewsbury hatte schwer unter der Herrschaft seiner schönen — und noch mehr energischen Gattin zu leiden. Er beklagte sich bei der Königin Elisabeth. Diese jedoch trat auf die Seite ihrer Namensschwester und so mußte er — stille halten. Er war während funfzehn Jahren zum Hüter der gefangenen Mary Stuart bestellt und brachte seinen bedenklichen Pflegling mit nach Chatsworth wo er an der Seite seiner Gemahlin zu leben hatte. Diese Existenz war nicht auf Rosen gebettet. Ein Geschichtschreiber der Talbots entwirft von der Gräfin Shrewsbury folgendes — nicht eben schmeichelhaftes Bild: „Sie war Baumeister und Güterschacherer, Geldverleiher, Landwirth, und daneben noch Händler in Blei, Kohlen und Holz. Soweit sie hierdurch nicht in Anspruch genommen wurde intriguirte sie, abwechselnd mit Elisabeth und mit Mary (Stuart), stets aber zum Schaden und Schrecken ihres Gatten."

Als die „berühmte" Gräfin Shrewsbury starb, erbte ihr Sohn William fast ihr gesammtes ungeheures Grundvermögen. Dieser brachte es bereits bis zum Earl of Devonshire und gehörte zu den ersten „Abenteurern", die in Virginien und auf den Bermudas Pflanzungen und Kolonien anlegten.

Sein Sohn schlug geistig nicht der wirthschaftlichen Großmutter nach. Er war einer der kolossalsten Verschwender seiner Zeit. Daneben ein großer Sprachgelehrter sowie Beschützer der Literatur und der schönen Künste. Als er starb hinterließ er eine mächtige Schuldenmasse und etwa 30 große Prozesse. Alles was Elisabeth Hardwick so mühevoll erworben, schien wieder unrettbar verloren. — Wiederum rettete und erhöhete eine Frau das Haus Cavendish. Seine Wittwe, eine kluge nüchterne und praktische Schottin, nahm die Verwaltung des von ihrem Manne nachgelassenen Chaos in die Hand, — und

hinterließ ihrem Sohne die väterlichen Güter im wesentlichen unverkürzt. Dieser war eine, seiner Mutter gehorsame Null. Sein jüngerer Bruder jedoch galt für einen der besten Generale der Kavaliere, bis sein übler Stern ihm Cromwell gegenüberstellte. Der Protektor schlug ihn vollständig, stieß ihn über den Haufen und jagte ihn mit seinen Mannen in einen Sumpf in welchem Cavendish nach tapferster Gegenwehr im Einzelkampfe niedergestochen wurde. —

Bis dahin waren die Cavendish nur die reichsten Edelleute des Landes und brave Soldaten gewesen.

Mit Wilhelm von Oranien schlugen sie eine höhere Laufbahn ein, in der sie sich bis heute glänzend bewährten. Sie wurden eine der großen regierenden Whig-Familien, das heißt: Vorkämpfer parlamentarischer aristokratischer Freiheit, im Gegensatze zur königlichen Gewalt.

Der Enkel des Verschwenders schloß sich im Unterhause der „Landespartei" an, deren anerkannter Führer Lord William Russel war.* Er trat mit diesem aus dem Geheimen Rathe und zog ebenfalls in der „Gazette" den königlichen Donnerkeil auf sich herab, daß Se. Majestät die erbetene Entlassung „von ganzem Herzen" bewilligt habe. Er folgte zwar Russel nicht in dessen politischen Intriguen, die jenen in das angebliche Ryehouse Complot verwickelten und auf das Schaffot führten. Jedoch trat er muthig als Zeuge für den Freund auf; er drang in das Gefängniß und wollte dort mit dem Verurtheilten die Kleider wechseln um ihm zur Flucht zu verhelfen. Später führte er als Earl of Devonshire die Opposition gegen Jakob II. im Oberhause. „Er hatte dazu alle Eigenschaften" sagt Macaulay. „An Reichthum und Einfluß stand er keinem der englischen Noblemen nach, und die allgemeine Stimme bezeichnete ihn als den ersten Gentleman seiner Zeit. Seine Pracht, sein Geschmack, seine Talente, seine klassische Bildung, sein lebhafter

* Bilder rc. S. 83—85.

Geist, die Grazie und Urbanität seines Benehmens wurden auch von seinen Feinden anerkannt. Obgleich ein Feind des Papstthums und der weltlichen Willkürherrschaft war er doch extremen Maßregeln abgeneigt. Seine Lobredner konnten leider! nicht behaupten, daß seine Moral von der weitverbreiteten Verderbniß seines Zeitalters unbefleckt geblieben sei." —

Selbstverständlich war Cavendish dem Könige Jakob II. und seinem Hofe ein Gegenstand des Widerwillens und Hasses. Ein irischer Bravo, Oberst Culpepper, war angestiftet worden den Earl bei Hofe zu insultiren. Devonshire, als vornehmer Herr, strafte seinen Gegner mit Verachtung. Als dieser aber seine beleidigenden Blicke nach einiger Zeit wiederholte, riß dem stolzen Peer die Geduld. Er ergriff vor versammeltem Hofe den überraschten Bravo bei der Nase, führte ihn aus dem Zimmer und züchtigte ihn draußen mit seinem spanischen Rohre nach Verdienst. Für diesen Bruch des königlichen Burgfriedens wurde er in's Gefängniß der King's Bench gesetzt und mit einer Buße von 30,000 £ belegt, was in heutiger Zeit etwa 150,000 £ (3 Millionen Mark) entsprechen würde. Der Earl entwich aus der Haft und zog sich nach Chatsworth zurück. Der Sheriff von Derbyshire rückte dort mit einem neuen Haftbefehle an; aber der Earl, umgeben von seinen Pächtern, drehte den Spieß der Gerechtigkeit um, verhaftete den Sheriff und behielt ihn als geehrten Gast bei sich, während er mit dem Könige verhandelte. Er bot diesem ältere königliche Schuldscheine über 60,000 £ an, welche Summe die Cavendish seinem Vater und Bruder, Karl I. und II., in ihren Nöthen vorgestreckt hatten. Jakob II. jedoch litt auf diesem Punkte nicht an sentimentalen Vorurtheilen; er erkannte die Familienschuld einfach nicht an und verlangte Zahlung. Man fand den von Devonshire ausgestellten Schuldschein später, nach des Königs Flucht, in dessen Nachlaß und Wilhelm III. zerriß ihn.

Als dieser landete erhob sich der Earl mit der Mann-

schaft von Derbyshire und unterstützte den Oranier auf das Wirksamste, nicht ohne eigene Gefahr für Vermögen und Kopf, falls Jakob siegte. — Mit den Russels zusammen erhielten die Cavendish die Herzogswürde.

Während seiner Verbannung vom Hofe begann der Earl in Chatsworth das großartige Werk, welches wir heute im Fluge durcheilen und bewundern wollen, denn es sind uns nur wenige Vormittagsstunden für diese umfassende Aufgabe zugewiesen. Der Nachmittag soll wiederum einer völlig anderen Welt, der schattenhaften romantischen Vergangenheit angehören.

Hier aber ist absolute Gegenwart! Heute begegnen wir keiner der Erinnerungen an denen Derbyshire so besonders reich ist: keltische Steinkreise, römische Läger, sächsische Königsgräber, normannische Kastelle.

Der Derwent, ein klarer frischer Sohn der Muschelkalkformation des nördlichen Derbyshire, durchströmt ein weites grünes Thal, dessen sanft ansteigende Gelände zu beiden Seiten mit saftigen Matten und herrlichen Bäumen besetzt sind. Diese breiten sich in der Ebene als einzelne prächtige Riesenexemplare aus, weiter hinauf vereinigen sie sich zu Gruppen und an den Rändern der Höhen bilden sie reiche geschlossene Waldungen. Die unteren offenen Grasflächen sind durch Weidevieh belebt, dann zeigt sich vertrautes Dammwild, und oben in den Dickungen stehen die Hirsche bis sie Abends in's Freie auf die einsameren Wiesen heraustreten und an die Trinkplätze zum Flußufer herabziehen. Und alles was wir hier ringsum sehen, ist Park. Er enthält über 1900 Morgen, also etwa die zehnfache Ausdehnung des allbekannten Schloßgartens in Biebrich. Seine Umfangslinie ist 19 Kilometer, also beinahe 2½ deutsche Meilen lang.

Diese außerordentlichen Größenverhältnisse, verbunden mit vollkommener Durchführung in der musterhaftesten Haltung und Pflege, mit der überall gleichmäßigen Verwendung ungemessenen

Reichthums und außergewöhnlicher Pracht auf jedem Punkte, in Haus, Gärten, Park — diese in ihrer Vereinigung so sehr seltenen Vorzüge sind es hauptsächlich, die es lohnend machen Chatsworth zu besuchen, wenn wir das moderne Weltwunder vielleicht auch mehr mit dem drückenden Gefühle der Uebersättigung und Ermüdung, als in der reinen gehobenen Stimmung des sympathischen Wohlgefallens verlassen werden.

Hoffentlich finden wir dann gegen diese Ueberwältigung und Abspannung noch irgendwo in der Nachbarschaft ein freundliches Heilmittel. —

Während wir auf dem sauberen Parkwege am Derwent hinauf fahren erhebt sich plötzlich drüben an einer breiten, zum Flusse abfallenden Terasse das Schloß vor unseren überraschten Augen. Es ist ein sogenannter italienischer Palast im sogenannten jonischen Styl, quadratisch um einen inneren Hof gebauet. Ein niedres Rustiko-Erdgeschoß trägt die Hauptfront von etwa 40 Metern Breite; der Mittelbau ist vorgeschoben und mit vier schlanken canellirten jonischen Säulen geschmückt. Darüber folgt ein verzierter Fries und ein Giebel dessen Feld das Wappen der Cavendish trägt: drei „sichernde" Hirschköpfe, mit dem redenden Motto: Cavendo tutus. Oben schließt ein flaches Dach ab, mit Balustern, Vasen und Figuren. Diesem Hauptgebäude, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, ist im Jahre 1820 ein niederer nördlicher Flügel angefügt, der in einem originellen, sehr hohen „italienischen" Thurm endigt. Dieser trägt auf seiner Höhe einen offnen griechischen Tempel über den wieder eine reiche Balustrade um das flache Dach läuft. Ein eigenthümliches Gemenge von Ideen und Stylen. Diese ganze Gebäudemasse ist von einem Vorhofe umgeben zu welchem ein hohes gewölbtes Prachtthor führt, mit Säulen geschmückt und durch schwere Gitter in kunstvoll geschmiedetem vergoldeten Eisen abgeschlossen.

Wir schreiten durch die goldene Pforte und finden beim

Eintritte in den Palast sofort eine ungewöhnlich hohe, groß-fürstliche Pracht entfaltet. Ueberall Marmor an Wänden und in Säulen, reich gemalte Decken, hervorragend kunstvolle Holz-skulptur, Statuen, Vergoldung, Portraits ersten Ranges, ein-gelegte Möbeln; alles schwer — kostbar — staunenswerth. Trüge man die Schätze, Kunstwerke und sonstigen Raritäten aus den verschiedenen Schlössern in München zusammen und vervollständigte sie durch die besten Stücke der Schatz-kammer, Nationalgallerie und Pinakothek, so würde es — etwa ausreichen.

Selbstverständlich läßt sich eine solche Ansammlung von Werthen nicht in ihren Einzelheiten beschreiben, selbst wenn ich deren Katalog, und der Leser die Ausdauer besäße ihn entgegen zu nehmen. Aus einer unteren Eingangshalle kommen wir auf breiten marmornen Treppenfluchten in die große „Halle" und von dort in die lange Reihe der Staatsgemächer. Die Thüren sind hier mit bunten Derbyshire Marmor kunstvoll eingelegt. Huldigend dem klassischen Geschmacke jener Zeit vergaß man in den Deckengemälden nicht Olymp noch Parnaß; weder das Urtheil des Paris, noch die Ueberraschung von Ares und Aphrodite im Netz, noch den Aeronauten Phaeton mit seinem durchgehenden Gespanne. Ein besonderes Interesse verdienen die kunstreichen Holzschnitzereien: ein Spitzentuch, Medaillons mit Portraits, ein Netz nebst Fischen und Wildpret; um einen Kamin eine Guirlande von Drosseln und Rebhühnern. Die verschiedenartigen Stellungen der todten Vögel, das schlaffe Herabfallen ihrer Flügel, die Weichheit der verwirrten Federn ist unglaublich treu und zart in dem derben stumpfen Holz-material ausgeführt. In einem besonderen Raume sehen wir eine schöne Auswahl von Fossilien. Sie sind von der Mutter des jetzigen Herzogs, einer hervorragenden Mineralogin, selbst zusammen gestellt. Zahllose breite alte Tische sind mit Elfenbein-schnitzereien, mit alten Gläsern, Porzellanen, Majoliken und

Filigranen beladen. Die bekannten großen russischen Malachitstücke, Geschenke des Kaisers Nicolaus, fehlen selbstverständlich auch hier nicht. Eine Komode aus dem persönlichen Gebrauche Ludwig XVI., und die Krönungsstühle englischer Könige versammeln ein andächtig staunendes Publikum. Ueberall sind Buhl's Marketerien und kunstvolle italienische Inkrustationen in den seltensten und reichsten Schaustücken vertreten. Die Nennung der Preise, auf welche das eine oder andere von „Kennern" geschätzt wird, schmettert uns vollständig in das durchbohrende Gefühl unseres finanziellen Nichts zurück.

Eine lange Galerie enthält über eintausend Originalzeichnungen der größten Meister. Kein bedeutender Name fehlt. Jedoch ist die ganze Sammlung, bis auf drei Probestücke, durch einen Vorhang gegen das Licht und unsere profanen Blicke geschützt. Alle Familienportraits tragen ebenfalls die ersten Signaturen ihrer Zeit. Zu ihnen gesellen sich Karl V., Philipp II. und selbstverständlich auch die langjährige widerwillige Bewohnerin dieser Stätte — wenn auch nicht dieses Hauses: die liebreizende nnd gefährliche schottische Königin.

Die Bibliothek enthält in verschiedenen Räumen und Abtheilungen: 25,000 Bände, darunter einen Homer auf Pergament gedruckt — Inkunabeln — Editiones Principes der besten Klassiker — die Urdrucke Shakespeares in Quart — Manuskripte — Mönchskalligraphie —, und sofort in's erdenklich Unendliche.

Ein unter allen diesen Schätzen hervorragendes Stück ist der berühmte Liber veritatis von Claude Lorrain. In dem, über drei Finger dicken Bande hat der Maler die Skizzen aller seiner Bilder, und noch viele andere nicht ausgeführte Entwürfe gesammelt.

Der Eßsaal, 20 Meter lang und 10 Meter breit. Bunter Marmor, Jaspissäulen, Kamine aus Carara von Westmacot mit Figuren, welche die Gaben der Ceres, der Pomona und des Bachus darbieten.

Wir betreten ein Marmorbad, groß genug für moderirte Schwimmübungen. Von hier aus erreichen wir bald die Galerie der Skulpturen, wo uns Meisterwerke von Thorwaldsen (die Venus Victrix), von Schadow (die Venus Filatrix) und anderen bedeutendsten, neueren italienischen wie englischen Künstlern fesseln. Von Canova finden wir die Hebe, die Laura und Madame Lätitia. Außerdem erwarten uns noch eine Walhalla mit 200 geschichtlichen Portraits, die zwei Seiten des großen Gebäudes in Anspruch nimmt, der Billard- oder Musiksaal, und zuletzt die prächtige Kapelle.

Es muß wahrhaftig eine schwere Aufgabe für moderne Menschen durchschnittlicher Gestaltung und einfachen Sinnes sein, diese mit Kunst und Kunstfertigkeit überfüllten und in jeder Hinsicht „übermäßigen" Räume zu bewohnen. Denn schon sie zu durchsehen erweckte in mir einen lebhaften nervösen Augen- und Kopfschmerz. Hoffentlich besitzen die Herren aller dieser Herrlichkeiten irgendwo in ihrem eigenen Palaste ein paar Stübchen, in denen sie, wie andere gewöhnliche Sterbliche, leben können, ohne daß ihnen vor ihrer eignen, in ihren Staatsräumen aufgestapelten „Gottähnlichkeit bange" wird.

Meine uneingeschränkteste Bewunderung zolle ich jedoch unserer Führerin. Welcher Gesundheit muß sich diese stattliche Dame in schwarzer Seide erfreuen, die seit Jahren wöchentlich an drei Tagen und an jedem dieser Tage wiederum dreimal ihre andächtige Heerde durch die endlosen Räume treibt und ihnen den endlosen Katalog wie ein Orgelwerk hersagt, ohne daß ihre haltungsvolle Erscheinung besorgliche Anzeichen einer erschütterten Konstitution trug.

Mit dem Gefühle langersehnter Erlösung trat ich endlich aus der Skulpturen-Galerie in die Orangerie hinaus; wiederum ein Raum von 36 Meter Länge, 9 Meter Breite und 7 Meter Höhe. Jedoch sind hier die Kunstschätze schon so ziemlich durch schöne alte Orangenbäume, einst der Kaiserin

Josephine in Malmaison gehörig, gemildert. Große baumartige Kamelien und Rhododendren nebst anderen Exotikern stellen die Nähe des Gartens in erfreuliche Aussicht und wirklich werden wir hier von der redefertigen Beschließerin ihrem Nachfolger, einem kundigen Gärtnerburschen ausgeliefert.

Verlassen wir die gewürzreiche, fast betäubende Atmosphäre der Orangerie so thut sich der italienische Garten vor uns auf, ein langes Rechteck mit streng geschnörkelten erhabenen Beeten, dazwischen und rund umher ein Wald von Pfeilern mit römischen Büsten, von ernsten hockenden ägyptischen Figuren, chinesischen Vasen und allerlei anderen tropischen Ungethümen. Für Sachverständige ist diese Abtheilung als kulturhistorisches Bild aus zweihundertjähriger Vergangenheit von Bedeutung, da der Garten noch heute sorgsam nur mit den Gewächsen besetzt wird, welche die Kunstgärtnerei zur Zeit seiner Schöpfung verwendete. Seinen Hintergrund bildet ein langgestrecktes Kamelienhaus.

Weiter bringt uns unser Führer zu der Stelle, auf der die große Fontaine von Chatsworth der „Emperor" springt, wenn nämlich — das Publikum dem hohen Herrn dieser Bemühung werth erscheint. Heute ist das natürlich nicht der Fall und so kann ich von ihr nur berichten, daß ihr Strahl genau 99 Meter emporschießt. Ob höher als in Potsdam, Herrenhausen und Wilhelmshöhe? — ist mir verborgen. Rings umher liegen alle die bekannten Wasserkunststücke an denen die Roccocozeit Freude fand. Selbstverständlich fehlt auch die Trauerweide aus Kupfer nicht unter der man hinterrücks und unversehens von allen Seiten mit einem unwillkommenen Regenbade angefeuchtet wird, während die Felsen ringsum ebenfalls Strahlen entsenden — das Entzücken der Sonntagsgäste aus Sheffield. Die wesentliche Schönheit aller dieser Künste jedoch beruht in der Wassermenge, die man ihretwegen in den Garten führen mußte und die dann als Sturz über

Felsen, als kleine Teiche und als gewundenes murmelndes Bächlein die hübschesten Motive zur Landschaftsgärtnerei geliefert haben.

Vorwärts geht es jetzt, rastlos und unaufhaltsam, in und durch die Felsschlucht. Außerordentlich große Blöcke, bis zu 6 und selbst 10 Metern Höhe, sind hier auf welligem Boden zusammengeschleppt. Dazwischen winden sich enge Fußpfade, Wasser tröpfelt herab, dunkle Taxus mit blühenden Rhododendren erzielen eine gelungene Farbenwirkung. Ich suchte nach Edelweiß in diesem Gebirge — aber vergebens. Uebrigens ist das Ganze durchaus nicht kleinlich oder dürftig. Unter einigen alten Eichen ist eine völlig unwegsame Wildniß aus Felstrümmern aufgestellt in der es dem gymnastischen Fremden erlaubt wird, sich durch gemsenartiges Klettern zum Schaden seines Schuhwerks hervorzuthun.

Damit wären wir nun endlich an der eigentlichen Berühmtheit der Gärten von Chatsworth angelangt: am Großen Glashause, dem Conservatory. Lange Jahre war es der größte Blumenpalast Englands — Länge: 100 Meter, Breite: 48 Meter; Höhe in der Mitte: 23 Meter. Jetzt ist es durch das Palmenhaus in Kew* an Größe überholt, nicht aber durch die Schönheit des Innern, im Wuchs und in der Anordnung der Pflanzen, erreicht. Denn hier ist keine Sammlung, sondern eine Auswahl. Aber die weltgeschichtliche Bedeutung unseres Glasriesen liegt nicht auf dem Gebiete der hohen Gärtnerei. Sein Erbauer, der damalige Obergärtner des Herzogs, Mr. Joseph Paxton empfing hier den Gedanken zu dem Glaspalaste der ersten Weltausstellung von 1851, von dem dann der Crystalpalace in Sydenham und die gesammte zahlreiche Familie der Glas-Industrie-Paläste abstammen. Der Querdurchschnitt der Halle stellt etwa ein Kleeblatt dar: zwei gewölbte Langschiffe, in der Mitte ein erhöhtes drittes. An jeder Langseite öffnet

* Bilder u. s. w. S. 61.

sich ein weites Thor. Zwischen ihnen durchschneidet ein breiter Fahrweg die Mitte des Gebäudes. Oben rundum läuft eine Galerie, zu der in einer, von einem Bächlein umspülten Felsgruppe die Treppe hinaufführt. Von dort aus hat man einen unbeschreiblichen, mährchenhaften Einblick in den unabsehbaren Palmenwald, der sich bis hoch hinauf an die Glaswölbung um uns ausbreitet. Soll ich hier unbekannte, verwirrende Pflanzennamen aufreihen? Von den kleinsten Wasserpflanzen, die hier in einem warmen Teiche versammelt sind, bis zum größten Riesen der Tropen, von der Banane, diesem Kraute des Paradieses, in dessen „Feigen-Blatt" unsere Voreltern ihren Sündenfall zu verhüllen strebten (es ist 4 Meter lang und 0,60 breit) — bis herab zum zierlichen Papyrus und dem kleinsten Farrnkräutchen, wächst alles hier in ursprünglichster Schönheit und frischer Kraft, denn alle diese Pflanzen vegetiren hier im freien Boden ohne den beengenden Zwang des Kübels.

Eine unterirdische Eisenbahn zirkulirt um das ganze Gebäude und bedient die Heizungsapparate.

Das Gewächshaus von Chatsworth ist ohne Zweifel eine der schönsten und großartigsten Schöpfungen unserer Zeit; sein Besuch allein lohnt die Fahrt hieher. —

Wir schleichen uns an den drei Orchideenhäusern und am Tempel der Victoria Regia vorbei, die hier zuerst von Paxton aus Samen gezogen wurde. Wir hören mit entsprechender Ehrerbietung: daß die offnen Gartenanlagen 150 Morgen bepflanzter Flächen enthalten, davon 75 Morgen Rasen; daß durch sie hin 10 Kilometer breite Hauptwege laufen, und daß dieses ganze Reich durch den Obergärtner nebst einem Stabe von 60 Gärtnern regiert wird. Endlich gelangt die kleine Heerde, die mit uns durch die Gärten getrieben ist, wieder an das große Eingangsthor. Wir entrichten unserem Hirten das Weidegeld und können nun endlich als vernünftige Wesen mit freier

Selbstbestimmung und ohne „Führer" im Parke umherstreifen. Dem Himmel sei Dank!

Es ist menschenunmöglich, die Reichthümer der Kunst und Natur, die uns des Eigenthümers freigebiger Sinn hier öffnete, in eben diesem Sinne, oder überhaupt mit vernünftigen Sinnen zu genießen, wenn man durch alle diese Herrlichkeiten mit einem dichten Haufen zufälliger anderer Besucher in maschinenmäßiger Eile, wie eine zu vierzehntägiger Intimität verurtheilte Stangen'sche Reisegesellschaft getrieben wird, gedrängt bereits vom nachfolgenden Fremdentrupp, ohne einen Moment des Aufenthaltes, des Abschweifens, der Ruhe. Noch niemand hat mit den Augen angestrengt arbeiten und bedeutende Eindrücke in erfreulicher Weise aufnehmen können, ohne eine Ruhepause und ohne dabei — zu sitzen. Und diese nothwendige Ruhepause erlaubten uns unsere hastigen Führermaschinen nicht ein einziges Mal seitdem wir das goldene Thor von Chatsworth — drei Stunden zuvor — betraten. Wer also nicht ein sehr hartgesottener Merkwürdigkeitsjäger ist dem rathe ich dringend, sich auf irgend einem Wege einen besonderen Eintritt zu besonderer Stunde zu verschaffen; wenn aber nicht — dann lieber auf die Herrlichkeiten von Haus und Garten in Chatsworth von vorn herein zu verzichten.

Denn auch der offene Park allein genügt vollständig um uns einen frohen lohnenden Tag zu bereiten.

„Wo aber" werden die Leser fragen „wo werden die Früchte und Gemüse in dieser großartigsten Gärtnerei Europas gezogen?"

Ich will uns nicht, zur Antwort, durch die Küchen- und Obstgärten führen. Ich will nur, während wir hinter dem Schlosse bergauf wandern, unser Gedächtniß mit einigen Zahlen beschweren die den Kundigen einen Maßstab für die Ausdehnung auch dieses Betriebes liefern mögen.

Der Küchengarten, etwa 2 Kilometer abseits vom Schlosse im Parke gelegen, enthält 18 Morgen.

Wegen des ungünstigen Klimas in Chatsworth, namentlich wegen der späten harten Frühlingsfröste, findet die gesammte Obstzucht, mit alleiniger Ausnahme der Kirschen, in Häusern oder an glasbedeckbaren Mauern statt. Weinhäuser giebt es 13, und 3 andere in denen ausschließlich Weinstöcke in Töpfen gezogen werden. Diese stellt man dann mit den reifen Trauben in prächtigen Vasen auf die Tafel. Ananas reifen hier alljährlich 500 Stück in 6 Häusern. Es werden 3000 Töpfe mit Erdbeeren getrieben. An Gemüsen liefert der Garten in die Küchen: 2000 Stück Broccoli, 12,000 Knollen Sellerie, 6000 Köpfe Endivien, die Spargel von 1½ Morgen und den Rhabarber von fast ½ Morgen. Von letzteren verzehrt man in England, wie ich glaube zur Beruhigung der Leser bemerken zu sollen, nicht etwa die Wurzeln, die in der Pharmokopoe eine so hervorragende wohlthätige Rolle spielen, sondern die jungen Blättertriebe, und sie sind bei weitem nicht so schlimm als ihr Name.

Inzwischen haben wir uns ansteigend den dichteren Baumbeständen genähert unter denen ein eilig herabplätscherndes Wasser uns entgegenkommt. Bald sind wir im Walde und klettern aufwärts in einer steilen engen Felsschlucht, in der neben uns der Bach in vielen kleinen Fällen herniederrauscht. Aber wir hören ihn mehr, als daß wir ihn in seinem Niedergange beobachten können, denn zu seinen beiden Seiten erhebt sich dichtes Rhododendrongebüsch, dessen in einander geneigte Spitzen ein undurchdringliches Dach über der Schlucht bilden. Dieser ganze Buschwald steht jetzt in voller bläulicher Blüthe und über ihn breiten sich, von Stufe zu Stufe, hohe alte Libanoncedern. Zwischen diesen drängen sich Eichen, Birken und andere heimische Waldbäume an das Licht. Ein wunderbarer, traumhafter Pfad. In meinen Erinnerungen an Chatsworth nimmt diese blühende Schlucht im Cedernschatten unbedingt den besten Platz ein. — Oben auf der Höhe steht ein alter

viereckiger Thurm mit vier runden schlanken Eckthürmchen. Er heißt der „Hunting Tower" und soll errichtet sein damit die Damen von hier aus den Gang der Hetzjagd am Gelände des anderen Flußufers verfolgen konnten. Die Aussicht ist herrlich; sie beherrscht nahezu den ganzen Park. Zu unseren Füßen liegt das mächtige Schloß dessen gesammte Masse wir jetzt erst übersehen. Unter ihm gleitet der Derwent in sanften Windungen dahin. Drüben sieht eine alte Kirche aus den Parkbäumen hervor. Sie steht inmitten eines kleinen Dorfes. Es heißt Edensor und ist vor etwa vierzig Jahren aus einigen Dutzend den bäuerlicher Mustercottages, jede in einem Gärtchen gelegen, von Sir Joseph Paxton zusammengestellt. Leider ist die niedliche Schöpfung etwas zu früh in's Leben gerufen ehe noch die nationale Schönheit des altenglischen Cottagestyles richtig erkannt war. Denn statt des karaktervollen heimischen Holzgiebels sehen wir dort eine bunte Mischung von Schweizerhäuschen, englisch-italienischen Villen und Miniaturgothik. Der gesammte Eindruck des Musterdorfes ist dadurch ein unruhiger, geleckter und willkürlich gemachter, — der kalt läßt.

Unser Rückweg von Chatsworth führt uns im Thale des Derwent entlang durch eine malerische Landschaft. Die große Aehnlichkeit mit den Jurakalkthälern der fränkischen Schweiz trägt. Rasch rollen wir dahin denn die vorgerückte Zeit treibt zur Eile wenn wir das Luncheon im berühmten alten Peacock zu Rowsley nicht versäumen wollen.

Indem wir, diesem praktischen Ziele zustrebend, dem großartigsten Landsitze Englands den Rücken kehren lassen wir die neuere und neueste Geschichte seiner Herren noch rasch an uns vorüberziehen.

Der Sohn des Erbauers jenes unschätzbaren Palastes, der uns heute verwirrt und überwältigt hat, der zweite Herzog spielte keine selbstthätige hervorragende politische Rolle. Er war nur der Chef des großen Whighauses. Aber er wurde

der Großvater eines Enkels, der den Namen Cavendish auch in der Wissenschaft unsterblich gemacht hat. Denn dieser Enkel, Henry Cavendish, war der Entdecker der Zusammensetzung des Wassers und dadurch einer der Begründer der neueren Chemie als Wissenschaft. Seine Abneigung gegen einen „standesgemäßen“ Lebensberuf hatte ihm das Mißfallen seiner Familie zugezogen. Nur ein Oheim erkannte des Neffen Werth und verschaffte ihm durch letztwillige Zuwendung eines erheblichen Vermögens die ersehnte Unabhängigkeit. Der Gelehrte brachte es in strengster Zurückgezogenheit zu hohen Jahren und vergalt seiner Familie ihr Uebelwollen, indem er ihr ein Vermögen von 24 Millionen Mark hinterließ.

Der dritte Herzog galt für einen Mann von äußerlich nicht glänzenden aber sehr achtungswerthen soliden Gaben und Eigenschaften. Er war in der Politik ein eifriger Anhänger Sir Robert Walpoles. Eines Tages besuchte ihn dieser in Devonshire House (Piccadilly), ein äußerlich schlichtes, innen reiches und mit herrlichen Gemälden, namentlich Vandyks geschmücktes Gebäude. Da Walpole den Hausherrn nicht fand ließ er folgendes Epigramm auf dem Tische zurück:

Ut dominus domus est; non extra fulta columnis
Marmoreis splendet; quod tenet intus habet.

So wie der Herr ist das Haus; nicht prunkt es mit marmornen Säulen
Auswärts jeglichen Schatz hält es im Innern verwahrt.

Des vierten Herzogs Leben verfloß in denselben Linien wie das seines Vaters. Doktor Johnson, sein politischer Gegner, stellt ihm das werthvolle Zeugniß aus: „Er war kein Mann von hervorragenden Gaben, aber er war seinem gegebenen Worte streng getreu.“ Dem jungen toristisch gesinnten Könige Georg III. war sein „Master of the Horse“ (eine politische Hofcharge die mit dem Ministerium wechselt) stark zuwider und bei Hofe nannte man ihn spöttisch den

„Fürst der Whigs". Bei nächstem Ministerwechsel strich ihn der König eigenhändig aus der Liste der Mitglieder des Geheimen Rathes. Devonshire starb ehe die Whigs wieder ins Amt kamen und ersparte so dem Könige die Beschämung der Wiedereintragung.

Der fünfte Herzog zeichnete sich hauptsächlich durch seine Gattin aus, Georgiana Spencer, die „schöne" Herzogin von Devonshire. Sie gehörte zu den großen politischen Damen ihrer Zeit, betheiligte sich persönlich an den Wahlbewegungen und gewann einst, für ihren Freund Fox, die Stimme eines Fleischers in Westminster durch einen — Kuß.

Ihre Opferwilligkeit wurde durch folgendes artige Epigramm gefeiert:

> Des Devon's Fee, mit Schönheit reich geschmückt
> Naht sich zum Kampf für Fox, im Ernst und Scherz;
> Doch seid gewarnt, wenn ihr den Dieb erblickt:
> Sie wirbt um eure Stimm' und nimmt — das Herz.

Der sechste Herzog hatte das Verdienst, unter den Untergärtnern in Kew das große Talent des jungen Paxton zu entdecken, der als der weltberühmte Sir Joseph Paxton und als herzoglicher Güterdirektor in Chatsworth lebte, schuf und starb. Der Herzog selbst starb unverheirathet. Man sagte, er habe die Fortsetzung seines eigenen Blutes in der Familie Cavendish vermeiden wollen, da er sein Leben lang von der Sage verfolgt wurde: er sei ein untergeschobenes Kind.

Der siebente, jetzt lebende Herzog hat niemals eine thätige politische Rolle gespielt, aber sein ältester Sohn, der Marquis of Hartington zählt bekanntlich schon seit mehreren Jahren zu Englands leitenden Staatsmännern. Mit nicht gewöhnlichen Talenten vereinigt er hervorragende Eigenschaften des Karakters und eine echte Vornehmheit, die ihm die allgemeinste Anerkennung im öffentlichen Leben, und die persönliche achtungs=

volle Sympathie selbst seiner politischen Gegner erworben haben. Er — wenn irgend ein Mann — ist der berufene Nachfolger Gladstones.

Auf Lord Hartington beziehen sich in vollstem Maße die Worte, mit denen ein neuerer Historiker die Geschichte dieser ausgezeichneten Magnatenfamilie schließt:

„Seit dreihundert Jahren waren die Cavendish stets — Gentlemen. —



Haddon Hall.

Ein verlassenes Haus.

Die klare eilige Derwent nimmt im sauberen Dörfchen Rowsley ein ihr gleichartiges Nebenflüßchen auf, die Wye. Die verschiedenen Thäler und Wässer, welche hier zusammenstoßen, und zu ebener Erde durch bescheidene alte Brücken überschritten, hoch oberhalb dieser durch zwei aus Tunneln hervorschießende Eisenbahnen in kühnen Bögen übersprungen werden, geben hier ein wechselvolles und lebendiges, ein völlig modernes Landschaftsbild. Mitten in dieser Welt der Gegenwart steht ein prächtiges kleines Stück Vergangenheit, unser gastliches Wirthshaus zum Peacock. Die niedrige, oben mit schweren breiten Giebeln abschließende, fast quadratische Cottage ist aus dunklen Dolomit-Kalkquadern al rustico aufgeführt. Niedrige Stockwerke, breite gedrückte Fenster mit kleinen halbblinden Scheiben in diagonaler Bleifassung, und eine Fülle uralter zum Dache aufrankender Epheustämme rundum, geben dem würdigen Gasthause den vollsten Anspruch auf unseren Glauben wenn es über seiner engen Eingangsthür als die Zeit seiner Erbauung das Jahr 1651 nennt. Und er ist kein müder Invalide, dieser gastliche Pfau; er rühmt sich voller

Lebenskraft, aber alter Herkunft. Der Hausflur ist rings mit schwarzen Truhen besetzt und auf einem eichnen standfesten Kredenz glänzen blanke Zinnkrüge neben altenglischen soliden irdenen Trinkgefäßen.

Eine wohlwollende Frau Wirthin, in wohlhabendem schwarzen seidnen Kleide — es ist offenbar der Dienstanzug der führenden und repräsentirenden Damen dieses Landes durch den sie, dem anspruchsvollen Fremden gegenüber, von vorn herein ihre Stellung wahren — und mit schwerer langer goldner Uhrkette um die stattlichen Schultern, weist uns alsbald in das bürgerlich-altmodische Wirthszimmer. Das eine Ende der gedeckten Tafel finden wir bereits von drei englischen Gentlemen besetzt. Mit meinem deutschen Reisegefährten, der mir zu Ehren für heute der Baumwollenbörse in Manchester entflohen war, wende ich mich, mit gebührender Ehrerbietnng vor der würdevollen Isolirung des eingeborenen Kleeblattes, dem anderen Tischende zu und bald erscheint vor uns ein herzhaftes kaltes Lunch in Gestalt eines völlig ausgewachsenen zwölfpfündigen Lendenstücks, begleitet von den bekannten (warmen) englischen salz- und schmalzlosen Kartoffeln in der Größe eines gesunden Säuglingskopfes, nebst einer reichen Auswahl in Mustards, scharfen Saucen und Pickels. Demnächst begrüßen uns die Kinder des Ortes, frische Forellen mit Kopfsalat, und zuletzt ist es gestattet uns, wie eine Einquartierung hungriger Mäuse, in die Tiefen eines enormen schweren Käses aus dem benachbarten Cheshire zu versenken.

Während wir unserer Seits das Mahl mit allerlei guten und klugen Reden würzten herrschte unter dem Dreiblatte drüben tiefes angestrengtes Schweigen. Wir jedoch wußten ganz genau worüber die drei Herren sich so eifrig ausschwiegen. Hier gab es für sie nur *ein* Thema: der Forellenfang. Ihm dankt der Peacock seine anständige und beständige Kundschaft. Eine weite Strecke des Flußbettes steht seinen Besuchern stets für den

Angelsport zur Verfügung, und alljährlich erscheinen die alten Stammgäste für einige Wochen wieder um in der Derwent, Wye und in den kleineren Gebirgsbächen ihrem Geschäfte nachzugehen. Bekanntlich gehört nun der Angler — ganz abgesehen von der ihm anhaftenden klassischen Definition — nicht grade zu den unterhaltenderen Menschen — wenigstens nicht für Dritte; und so schieden auch wir nach einer guten halben Stunde aus der traulichen Tafelrunde, ohne daß die Stimmen unserer ehrenwerthen Mitgäste sich uns auch nur mit einem Laute offenbart hätten.

Aber wir hatten Ursache, ihnen dafür dankbar zu sein. Denn ihr gutes Beispiel schlug auch in uns diejenige Stimmung an, die sich für den heutigen Nachmittag geziemte, den wir im Bereiche des schweigenden Märchens von Haddon Hall verleben sollten.

Durch ein anderes grünes Thal fahren wir am Flüßchen Wye hinauf. Die Gegend ist still, die Hügel zu beiden Seiten mit alten Bäumen zwischen Weidegründen bedeckt. Völlig unerwartet zeigt sich jetzt drüben eine breite vielfältige Gruppe grauen alten gezinnten Gemäuers: Thürme, unter ihnen schwere viereckige ineinander geschobene, vor- und zurückspringende Gebäude, von dichtem Epheu umschlungen. Sie liegen auf halber Höhe des jenseitigen Waldabhanges, auf einer vortretenden breiten Felsstufe und schauen finster ins stille Thal hinab. Kein Laut, außer dem Knirschen unserer Räder im Kies auf der Brücke, die uns über den Fluß bringt, stört die Ruhe des Ortes. Vergebens blicken wir umher nach lebenden Wesen: Menschen oder wenigstens doch befreundeten Hausthieren.

Hier herrscht das Schweigen des Friedhofes. Die ganze Umgegend ist verlassen und ausgestorben. Waren einmal Menschen hier, so sind sie längst verstummt oder fortgezogen.

Unser Fuhrwerk ist jetzt den Hügel hinan geklommen und aus einem alten Häuschen, durch ein mit hohen geschorenen

Taxusfiguren geschmücktes Gärtchen, tritt der Wächter der Burg zu uns heran. Sein Schlüsselbund rasselt und ein kleines enges Pförtchen in dem alten eisenbeschlagenen Flügelthor, zu dem kein wohlerhaltener Kiesweg sondern nur ein vertretener Graspfad führt, läßt uns unter dem schweren tiefen normannischen Bogen und über einige alte vertretene Stufen in den unteren Schloßhof ein. Auch hier lautlose Stille. Es ist keine Ruine in der wir stehen; nirgends Schutt, Unkraut, gebrochene Mauern, verfallene Dächer, leere Fensterhöhlen. Aber das Haus ist menschenleer. Vor bald zweihundert Jahren verließen es seine Bewohner. Sie siedelten in ein neueres wohnlicheres Schloß über, denn schon damals war Haddon Hall uralt — veraltet, eng, unwohnlich, düster, schwerfällig. Aller Hausrath wanderte mit den Abziehenden; nur einige wenige Stücke, zu schwer ungeschickt und roh, oder für die damalige verfeinerte Zeit bereits zu abgenutzt, blieben zurück.

Und in eben demselben Zustande, in dem es vor zwei Jahrhunderten vereinsamte, blieb Haddon Hall und bleibt es noch heute, von seinen Eigenthümern, den Herzögen von Rutland, mit liebevoller Sorgfalt erhalten. Wie ein theures seltenes Familienjuwel, wie eine schöne Sage aus alter Zeit, wie ein versteinertes Mährchen schützen und pflegen die Enkel die verödete Burg ihrer Vorväter. Der Bau von Haddon Hall begann bald nach der Eroberung, also etwa um die Zeit des ersten Kreuzzuges. Die letzten Erweiterungen und Verschönerungen von einigem Umfange fallen in das Zeitalter kurz nach der Reformation. Dann behalf man sich wieder über ein Jahrhundert lang mit den Unzulänglichkeiten des damals bereits unbequemen Väterhauses, indem man es nur noch vorübergehend, zur Jagdzeit, besuchte. Endlich, in den heiteren gebildeten verfeinerten Tagen der Königin Anna, setzte man das alte Nest wie einen treuen überlebten Diener zu

ehrenvoller Ruhe und gönnte ihm dankbar einen sorgenfreien wohlverpflegten Lebensabend.

Und wie verlief die Lebensgeschichte dieses ehrwürdigen und merkwürdigen Greises?

Als Wilhelm I. das eroberte England vertheilte gab er den nördlichen Theil des jetzigen Derbyshire, dessen Kern das Kohlen-Kalkgebirge: der „Peak“ und seine Ausläufer bilden, seinem natürlichen Sohn Peveril, den alle diejenigen Leser, die noch in Walter Scott's Romantik geschwelgt haben, als „Peveril of the Peak“ kennen. Er baute hier ein festes Haus, von dem noch der Peverils Thurm, der beherrschende Theil der Burg, Zeugniß giebt. Ob auf angelsächsischer oder gar römischer Unterlage? — ist nicht bekannt. Nach allerlei Schicksalswechseln durch Felonien und Heirathen kam Haddon Hall im dreizehnten Jahrhundert an die Vernons. Diese lebten und starben hier drei weitere Jahrhunderte lang. Der letzte von ihnen, Sir George Vernon, der nach guter alter Sitte prächtige und gastfreie „King of the Peak“ hinterließ (1561) zwei Töchter, von denen die jüngere, die romantische Dorothea, als Gattin von Sir John Manners, die Stammmutter der jetzigen Herzöge von Rutland wurde.

Die Dynastie Manners bewohnte während des siebzehnten Jahrhunderts die damals schon veraltete und für die moderneren Bedürfnisse unzureichende Burg nur noch vorübergehend. Während ihrer Residenzen jedoch führten sie die herkömmliche unbeschränkte Gastfreiheit fort. Man weiß, daß damals, für den vorübergehenden Haushalt in Haddon, jährlich 30 bis 40 Ochsen, 4 bis 500 Schafe und 8 bis 10 Schweine geschlachtet wurden. Leider fehlt uns die weit interessantere Statistik der gleichzeitig vertilgten Getränke.

Der erste Herzog von Rutland hielt hier noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit einem Gefolge von 140 Dienern Hof und während den „Zwölften“, den zwölf Nächten der

hochheiligen Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig, offne Tafel während 12 Tagen und Nächten.

Der „Jule" (= wheel, Welle) ein gewaltiger Klotz, das Sinnbild des Sonnenrades, lag während dieser Zeit mitten in der, mit grünen Ilexzweigen geschmückten Halle. Feierlich wurde er am Schlusse auf den Herd gelegt und mit sorgfältig aufbewahrten Stücken seines Vorgängers in Brand gesetzt.

Unter dem zauberhaften „Mistletoe", dem wassail tool (von wes-hâl = (dir) sei Heil!), wurde allen Theilnehmern des Festes der Sonnenwende schäumendes Bier, mit Muskat und Ingwer gewürzt, geschänkt; darin schwammen gebratene Aepfel. Niemals durfte der reich verzierte Eberkopf fehlen; auch nicht eine Fleischbrühe mit Pflaumen und Rosinen, plum porridge, an die noch heute der weihnachtliche Plum pudding erinnert.

Den Schluß der Festlichkeiten bildete das beliebte Spiel: Snap Dragon. In einer großen flachen Schüssel flammte bläulich starker entzündeter Branntwein. Die in diesem schwimmenden Rosinen mußten mit den Fingern aus dem feurigen Rachen des Drachen gefischt werden.

Und auch jetzt noch erschallt an einzelnen seltenen Tagen ein Nachhall der alten Fröhlichkeit wenn der Eigenthümer den gelehrten Vereinen oder festlichen Vereinigungen aus der Umgegend die alte Halle für einige heitere Stunden öffnet.

Heute aber ist es ganz still im menschenleeren Haddon. Nur der Wiederhall unsrer bescheidenen Schritte und unsrer schüchternen Stimmen ruft ein schwaches schläfriges Echo in der Burg des Schweigens wach.

Hart am Eingange rechts finden wir eine fast dunkle enge Zelle, das „Kaplans Zimmer". Darin ein Tisch und eine Holzbank. Ein alter lebensmüder Stuhl mit hohem Rücken lehnt, selbst der Stütze bedürftig, im dunkelsten Winkel. Der Raum erscheint weit eher für die Pönitenz reumüthiger büßender Beichtkinder als für die Meditationen des Burgseelsorgers

geeignet. Einige, allerdings ziemlich weltliche Reliquien sind auf dem Tische versammelt: ein complizirtes primitives Luntenschloß — ein Paar schwere mittelalterliche Reitstiefel nebst Pfundsporen — einige inhaltreiche Krüge und Schüsseln von Zinn — eine noch immer standfeste Wiege — ein Thurmwarthorn — und die Glocke der Kapelle.

Diese selbst betreten wir in der nächsten Ecke durch einen niedrigen gothischen Bogen. Sie gehört zu den ältesten, normannischen (romanischen) Theilen der Burg. Spätere Zeiten haben sich bemüht sie zu erweitern und zu verschönern, indem man dem älteren Raume ein frühgothisches Querschiff vorlegte. Ueber dem Altar in der ursprünglichen Kapelle hat ein übergroßes Fenster, in der dekorirten Gothik des vierzehnten Jahrhunderts, die einfache alte Mauer durchbrochen. Früher waren darin schöne Glasmalereien. Diese sind jedoch vor längeren Jahren einmal von ruchlosen Händen ausgehoben und entführt. Eine Belohnung von 100 £ für die Entdeckung der Missethäter ist heute noch zu verdienen. Den Raum schließt in der Höhe eine schwere offene Holzdecke. Am Eingange lehnt ein normannischer Taufstein mit verschlissenen Ornamenten, aus dem bereits die Enkel Peverils vom Peak die heilige Weihe empfangen haben mögen. Alles ist öde und leblos; man athmet und riecht feinen Verwesungsdunst; man fühlt: hier arbeitet eine trockene unendlich langsame Verstäubung des Steins wie des Holzwerks. —

Quer über den Hof ersteigen wir einige Stufen und treten durch den Eingang zur

Großen Hall.

Ein Raum aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts und seither wohl wenig verändert. Die Halle geht durch zwei Stockwerke. Sie ist nur bis zu halber Höhe von dem Hausflur durch eine Holzwand abgeschoren; diese trägt eine Musik-

tribüne. Durch zwei breite Thüren treten wir ein. Die Wand selbst ist innen mit gothischem Getäfel bekleidet aus dem schwere Hirschgeweihe vorspringen. Oben ein kunstlose Holzdecke ohne jede Spur von alter Malerei. Die rohen Steinwände zeigen keinen Verputz. An der äußeren Wand erhebt sich ein mannshoher Kamin, in dem noch die schweren Feuerhunde aus Messing liegen, die beweglichen Böcke auf denen die Holzscheite ruheten — wie noch heute in Frankreich — bevor man den festen Rost mit Aschenfall erfand. An der Wand uns gegenüber ist der Fußboden erhöht. Hier steht ein schwerer langer eichener Tisch, ein massives Stück mit gekreuzten Beinen, roh in der Arbeit und ohne jeden Zierrath. Im alten Fenster las ich auf einer blinden Scheibe zwei zärtlich verschlungene Buchstaben und darunter die Zahl 1586.

Diese Hall war im Mittelalter der einzige und allgemeine Speiseraum für den Lord, seine Familie, seine Gäste und seinen Hausstand. An dem Tische auf der Erhöhung, der „High Table" tafelten der Burgherr und die Gäste. In der Mitte des Tisches stand das große Salzfaß. Die vornehmeren Tischgenossen saßen „über dem Salz", die anderen unterhalb.

Rechtwinklig zur hohen Tafel standen unten in der Halle die Tische für die geringeren Männer und für Reisende; denn zu jener Zeit gab es noch keine Wirthshäuser. Das Kloster und das Herrenhaus gewährten gastliche Nachtherberge und ein Mahl an der Tafel des Wirthes.

Fröhliche Herzen haben hier geschlagen, derbes Gelächter und der Naturgesang der Minstrels, die zugleich Sänger Komödianten und Possenreißer waren, würzten das Mahl und bis tief in die Nächte hinein zogen sich die lärmenden Gelage. Aber auch hier herrschte das Gesetz, namentlich das Trinkgesetz. Von seiner Strenge trägt die Hall noch ein redendes Beispiel. Nahe dem Eingange hangt, über eine Rolle in der Höhe, ein zuverlässiger eiserner Schraubstock. War nun ein Mann schwach

befunden in Erfüllung seiner Trinkerpflichten, oder verging er sich sonstwie gegen die Tischsitten, so wurde er mit eingeschrobenen Handgelenken in die Höhe zu seiner vollsten Länge ausgereckt und ihm dann ein reichliches Maaß des verachteten kalten Wassers hinter die Kleider in den nackten Nacken hinabgegossen. —

Der Hall gegenüber führen vier gothische Bogenthüren geraden Weges in Küche und Keller.

Die erste noch vorhandene schwere Thür bringt uns in die Vorrathskammer für Butter, Brod und Käse, die „Buttery“. Eine kleine Klappe in der Thür läßt gerade Raum genug um einen Teller hindurch zu reichen.

Von hier führen einige Stufen hinab in einen gewölbten Raum, dessen kurze starke Träger ihm ganz das Ansehen einer Krypte geben. Es war der Bierkeller. Noch sind die steinernen Lagerbänke für die Fässer vorhanden und eine Rinne zur Abführung des Ueberlaufes. Daneben ist der Brau- und Backraum nebst dem Gersten- und Malzboden.

Der zweite jener vier Eingänge führt uns auf einer niedergehenden Rampe in die große Küche. Die Mitte des Ganges ist hier durch eine halbhohe Thür abgesperrt mit einem Sims, breit genug um die Schüsseln darauf abzusetzen. Denn nur bis hieher durfte die aufwartende Dienerschaft dem geheiligten Raume der Küche nahen. Zwei große Herde und zahlreiche Vorrichtungen für den Betrieb der Bratspieße, in der Mitte zwei lange Anrichten, mächtige Fleischblöcke und ein wohl fußdicker eichner Tisch mit Vertiefungen für das Hacken der Fleischmassen, zeugen von der großartigen Thätigkeit die sich hier so viele Geschlechter hindurch vollzog. Die mächtige eichene Platte des Hacktisches war an einigen Stellen bereits vollständig abgenutzt und durchbohrt. Rings um die Küche lagern Räume für das Salzen der Fleischmassen und die Bewahrung des Geräucherten.

Der dritte Eingang führt in den kleinen wohlverwahrten Weinkeller, den besonderen Bereich für den Luxus der hohen Tafel, während die übrigen Tischgenossen sich an Hausbier und Cider labten.

Die vierte Thür leitet über eine enge Treppe hinauf in den oberen Stock und dort in eine Reihe enger Kämmerchen, die wohl als Gastzimmer dienten.

Die große Banketthalle erhält ihr Licht von zwei Seiten, denn jenseits treten wir in den zweiten Hof, den die Staatszimmer umschließen. Aber auch hier mischt sich ältestes und späteres Bauwerk, und „Peverils Thurm", der den Hof gegen Norden abschließt, wird wohl der frühesten normännischen Gründung angehören.

Einen schlagenden und für die Entwickelung der Kultur wie der geselligen Verhältnisse lehrreichen Gegensatz zur Banketthalle liefert der an diese stoßende „Dining Room". Er stammt aus der jüngsten Bauperiode der Burg. Die Verfeinerung der Sitten verwarf das gemeinschaftliche Tafeln der verschiedenen Rangstufen und so zogen sich die „Herren" in das neue Eßzimmer zurück. An seinem oberen Ende läßt ein weites Fenster reichliches Licht ein. Die Decke ist in Fächer getheilt, die Vergoldung und Malerei zeigen. Rundum sind die Wände getäfelt, der oben abschließende Karnieß trägt zwischen allerlei Wappenschildern immer wieder den Eberkopf der Vernons. Dazwischen läuft ein Spruchband: Ver — non — semper — floret. (Der Frühling blüht nicht immer). Der beziehungsreiche Doppelsinn tritt hervor, sobald man die ersten beiden Worte vereinigt. Zu beiden Seiten des Kamins hat der Bauherr, Sir George Vernon seine und der Burgfrau Initialen verewigt, darüber giebt uns die Zahl: 1545 das Jahr der Vollendung dieses Anbaus. Ueber dem Kamin prangt das königliche Wappen mit dem guten alten Spruche: „Drede God and honour the King". Besondere Pracht ist auf die Ausschmückung des sechs-

seitig ausspringenden Erkerfensters, „Oriel Window“ verwandt. Hier laufen zwei geschnitzte hölzerne Karnieße über einander um, und der obere verkleidet einen darunter erhaltenen steinernen aus älterer Zeit. Vielleicht war der weite und tiefe Erker selbst viel älter als der Speisesaal, etwa der Abschluß eines Hauskapellchens, und ist ihm nur später eingefügt.

Die übrigen großen Wohn- und Staatsräume tragen sämmtlich mehr oder minder denselben Karakter. Sie zeigen in ihrer Ausschmückung den Uebergang der Gothik in die Renaissance, während die konstruktiven Verhältnisse, namentlich die kleinen lukenhaften Fenster und niedrigen Decken, sich noch innerhalb der früheren Beschränkung bewegen. Die Wände der Staatsräume sind vielfach in rohem Mauerstein, und statt der Täfelung mit schönen gewirkten Teppichen aus Arras und Paris verhängt, die bereits klassische Gegenstände: Orpheus und äsopische Thierfabeln darstellen. Aber auch die Wohnräume zeigen einfachere Teppiche an den Wänden und vor den schlecht schließenden Thüren. Sie dienten wohl nicht weniger der Erwärmung als dem Schmucke. Der Pfau der Manners, der neuen Herren, wechselt hier bereits mit dem Eberkopfe der Vernons ab. Einige alte fast schwarze Bilder und ein mächtiger kupferner Weinkühler zeugen noch, als letzte beim Auszuge vergessene Reste, von verschwundener Pracht.

Im Staatsschlafzimmer bewundern wir ein altes, 8 Fuß breites und langes Himmelbett. Für König Georgs IV. Besuch in Belvoir Castle, der jetzigen Residenz der Herzoge von Rutland, wurde es dorthin geschafft, seitdem steht es aber wieder an seinem ursprünglichen Platze. Die bei 5 Meter hohen Umhänge bestehen aus grünem Sammet, mit weißem Atlas ausgeputzt. Sie sind mit Stickereien verziert von der kunstfertigen Hand der Lady Eleanor Manners, die um 1450 lebte. Ein Spiegel und Toilettentisch der Königin Elisabeth vervollständigen hier die Einrichtung. Eine eigene graue Grabesluft

weht in diesen Zimmern, die uralten Waldbäume sehen so sonderbar in die Fenster herein und schließen die Sonne aus. Hausen hier nur Fledermäuse und Ratten? Es beginnt zu dämmern, und man sieht nicht mehr völlig unbefangen hinter sich. Die Ueberlieferung flüstert hier von unheimlichen Geistergeschichten und Spukerlebnissen. Hier hat Mrs. Radcliffe mehrfach Nächte zugebracht um ihre Nerven auf die Höhe ihres einstmals so berühmten und aufregenden Werkes hinaufzuspannen. Wer kennt noch Mrs. Radcliffe's „Mysteries of Udolpho"? — diese fünfbändige Fundgrube aller möglichen und unmöglichen Gespensterabenteuer, ein wahres Lehrbuch des Gruselns, „die größte Anstrengung moderner romantischer Phantasie" — wie Lord Byron meinte.

Ein in seinen Verhältnissen sehr eigenthümliches Zimmer ist der Ballsaal, eine Galerie längs der Südfront der Burg. Er ist 36 Meter lang, kaum 6 breit und 5 Meter hoch. Um ihn überhaupt für eine festliche Versammlung verwendbar zu machen hat man zwei tiefe weite Erker, und in der Mitte sogar eine Art von Querschiff hinzugefügt. Trotzdem erregt die Ventilation Bedenken und einige Stunden altenglischer lebhafter Tänze, — von denen uns der unsterbliche „Sir Roger de Coverley", ein Klapptanz mit energischem Schwenken und Hin- und Herzerren, noch eine tüchtige Probe zeigt, — müssen in diesem Raume eine mehr als angenehme Temperatur erzeugt haben. Auch war wohl die Erleuchtung niemals blendend. Hier erscheinen im Schnitzwerke der Täfelungen bereits Bögen, die von korinthischen Pfeilern getragen werden, und auf dem Fußboden hat die eichne Diele den Estrich ersetzt. Ueber dem Kamine erschreckt uns das Bild der wilden Scythenkönigin Tomyris — oder vielleicht der Judith — die in der Linken das blutige Haupt des Cyrus (oder des Holofernes) schwingt.

Im Vorzimmer des langen Ballsaales tritt uns die Zeit des erbleichenden Glanzes von Haddon Hall entgegen in den

zurückgelassenen, allerdings nicht werthvollen, Bildern Elisabeths, Karls I., des Prinzen Ruprecht und — des Prinzen Eugen. Wie kommt dieser moderne Kriegsheld in das verlassene Haus der normannischen Barone?

Von hier führen eine enge Thür und eine steile Treppe in den alten Terrassengarten. Dieser Weg ist in England bekannt geworden als „the Love Steps of Dorothy Vernon." Dieselben Stufen hinab flüchtete sich die schöne Tochter des letzten Vernon, während eines rauschenden Festmahls, aus dem Kreise der Ihrigen in die Arme ihres Geliebten John Manners, dem der König des Peaks ihre Hand verweigerte. Die Dichterin Elise Meteyard hat diese Romanze der Nachwelt in einer stimmungsvollen Novelle offenbart und so lebt Dorothea Vernon noch heute in vielen fühlenden, und sanfter Schwärmerei zugeneigten Herzen. Auf der düsteren obersten Terrasse, unter den verschränkten Zweigen der alten Cedern, erwartete sie, an die schwere mosige Steinbalustrade gelehnt, ihr Erwählter und wir begleiten nun das flüchtige Paar die drei breiten stilvollen Treppenfluchten hinab — einer der hervorragend malerischen Punkte von Haddon Hall — von Terrasse zu Terrasse, vorüber an den abgestorbenen vom Epheu dicht umsponnenen Eichen, bis wir am Schlusse unserer Wanderung wieder auf dem verlassenen grünen Platze vor dem Eingangsthor der Burg stehen. —

Das späte warme Abendroth glänzt auf den Fenstern von Haddon Hall während wir, unser Gespann erwartend, im Gärtchen des Burgvogts den großen Eberkopf und den Pfau bewundern, die noch heute dort, aus uraltem Taxus geschnitten, in voller Frische grünen und sorgfältig gepflegt werden, als die Wahrzeichen des vielhundertjährigen Herrenrechts der Vernons und Manners über ihre verlassene Stammburg. Tiefes Schweigen herrscht jetzt wieder in den grauen Mauern dort drüben, nachdem wir die Ruhe dieses wundersamen, lebendig

begrabenen Zeugen einer längst versunkenen Vorzeit durch unseren ehrerbietigen Besuch auf einige Augenblicke gestört haben.

Es giebt wohl kaum ein zweites Bild,* in dem sich das Leben, Denken und Fühlen jener alten derben aber gesunden Zeit mit gleicher anschaulicher Klarheit und ursprünglicher Treue wiederspiegelt wie in Haddon Hall. Mir erschien es wie ein Stück Pompeji aus dem Mittelalter. — Aber die feierliche finstere Oede jener leeren Hallen mahnt noch an eine andere Lehre: an den unabänderlichen Wechsel der irdischen Dinge, in welchem auch ohne gewaltsame Erschütterungen alles was kluge Menschen „fest wie der Erde Grund" und „bis an das Ende aller Tage" gebaut und gegründet hatten, mit langsamer Unwiderstehlichkeit dem Staube der Vergangenheit verfällt.

So ist denn Haddon Hall, die stolze prächtige Normannenburg, wo der „King of the Peak" in lärmender Herrlichkeit thronte, wo der erste Manners mit einem Gesinde von 140 Köpfen alljährlich zur Weihnacht die zwölf Tage hindurch für alle seine Freunde, Nachbaren und Grundholden offnes Haus hielt, wo Jagd, Fehde, Turnier und Gesang Jahrhunderte lang eine sichere Stätte gefunden hatten — lediglich durch die allgemeine Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, durch die Verfeinerung der Sitten, durch den Widerspruch zwischen der materiellen Rohheit des Mittelalters und dem modernen Bedürfnisse, das wir jetzt kaum anders als mit dem englischen Namen: „Comfort des häuslichen Lebens" zu bezeichnen wissen, — zu einer kulturhistorischen Merkwürdigkeit herabgesunken, zu einer seltsamen und hochinteressanten alten Seltenheit die ein reicher und pietätvoller Eigenthümer zum Nutzen der Nachkommen bewahrt, damit darin heute auch zwei neugierige deutsche Reisende ihrer Alterthümelei nachgehen und das Brut-

* Ich kenne nur eine einzige Stätte, die in ihrem ganzen echten alten Wesen Haddon Hall vergleichbar wäre. Es ist die Burg Eltz im Moselthale.

geschäft der einheimischen Eulen in ihren uralten Stammes-nestern beunruhigen konnten.

Als wir dem Peacock in Rowsley in nebelhafter Abend-dämmerung wieder zufuhren sagte mein Gefährte, der, moder-neren Sinnes als ich, augenscheinlich weniger von den An-schauungen des Nachmittags ergriffen war:

„Das müssen doch seltsame Leute gewesen sein, die sich dieses Schloß schufen: Küche, Keller, Speise- und Trinkräume übermäßig groß hoch und weit; ein Tanzsaal ohne Kron-leuchter ohne Parket und absolut unbrauchbar für alle Rund-tänze und Cotillons; gottesdienstliche Räume mehr als be-scheiden; Schlafzimmer ohne Licht und Luft; Badezimmer — gar keine. — Da lobe ich mir Chatsworth wovon Sie, mittel-alterlicher Schwärmer, mir gar nicht übermäßig begeistert schienen. — Dort ist doch eine lebendige Welt!"

Wer von uns beiden das bessere Theil erwählt hatte: der günstige Leser möge es entscheiden.



Noch mehr Fabriken.

Färberei und Zeugdruck in Rodes. Baumwollenmaschinen-Fabrik in Oldham. Co-operative Wholesale Society.

Erfrischt und ermuthigt durch den gestrigen Feiertag im Palaste der Gegenwart und in der Burg der Vergangenheit, wenden wir uns heute wieder den Residenzen des „Königs Baumwolle" zu. Belauschen wir ihn zunächst in seinen Toiletten-geheimnissen, dort wo er seine bunten Staatskleider anlegt in denen er dann seinen Siegeszug als Weltbeherrscher antritt.

Unser Weg führt uns wohl eine Stunde weit aus Manchester hinaus nach Rodes, wo die Gebrüder Schwabe eine der größten Fabriken für das Färben und den Druck der Baumwollenzeuge besitzen. Die Niederlassung ist von ihrem Vater, einem Deutschen, gegründet. Sie zeigt noch heute deutlich, wie hier in ländlicher Einsamkeit aus kleinen Anfängen ein großes Werk nach und nach emporgewachsen ist. Die zahlreichen Gebäude der Fabrik sind eng, winklig und niedrig; zugleich sind sie über eine weit größere Grundfläche vertheilt als es der

kostspielige großstädtische Baugrund erlaubt hätte. Die Häuschen der Arbeiter liegen in Gärtchen; ihre Bewohner sind dadurch mit dem Genusse frischer Luft und mit gesunder Beschäftigung im Freien gegen die städtische Fabrikbevölkerung bevorzugt. Vom Club, den Herr Schwabe hier eingerichtet hat, hörten wir schon in Rochdale. Ueber dem Gebäude, in dem er tagt erhebt sich der ungeheure Schornstein, ein Riese unter seinen hochgewachsenen Brüdern in Lancashire, zu einer Höhe von 110 Metern bei einem Umfange an der Basis von etwa 22 Metern. Man glaubt es ihm wohl, wenn man schwindelnd zu seiner Spitze hinaufschaut, daß in seinem Leibe 1,030,000 Backsteine stecken.

Ein Gang durch die Fabrik selbst ist keineswegs geeignet, dem unvorbereiteten Laien ein nur annähernd klares Bild von den vielfältigen und verwickelten Prozessen aus der angewandten Chemie und den ihr verschwisterten Zweigen der Naturwissenschaften zu liefern, die beim Färben und Drucken zur Anwendung kommen und unausgesetzt auf die feinste und überraschendste Weise in einander greifen. Für diejenigen Leser, die bereits eine unserer deutschen großen Katun-Druckereien kennen, würde ich schwerlich etwas Neues berichten können; für die übrigen würde ich, fürchte ich, schwerlich verständlich werden. So will ich nur einige der schlagendsten Eindrücke wiedergeben, die in meiner Erinnerung haften geblieben sind.

Im allgemeinen war der Besuch erfreulich, denn wir bewegten uns in einer sauberen staubfreien, da und hie sogar sehr farbenreichen Umgebung, und heute zerriß einmal nicht der rasende Lärm des Spinnens und Webens unsere Ohren. Einsamkeit und beschauliche Ruhe trat allerdings nirgendwo hervor denn die Fabrik beschäftigt 800 Arbeiter und verbraucht wöchentlich über 13,000 Kilo Kohlen zum Preise von etwa 1200 Mark. Jährlich werden hier 18 Millionen Meter weißes Gewebe verarbeitet. Die Frauen verdienen 10 bis 15 Mark

die Woche, die Knaben und Männer 16 bis 22, sogar bis 25 Mark: die Zeichner und Graveure 36 bis 60 Mark. Der letzteren Thätigkeit fesselte unser Interesse am lebhaftesten. Die Muster kommen aus Paris. Es geht nun einmal nicht anders. Herr Schwabe ließ die besten Zeichner, die geschmackvollsten Komponisten nach Rodes einwandern, aber unter dem grauen Himmel und der Eintönigkeit des dortigen Lebens verkümmerten ihnen Auge und Erfindungsgeist.

Das Muster wird zunächst — vergrößert — auf eine kleine Stahlwalze übertragen und diese prägt es vervielfältigt einer großen weichen Kupferwalze ein.

Oder man überzieht die Kupferwalze mit einem Firniß und ritzt mittelst einer höchst sinnreichen Maschine durch Diamanten das Muster auf den Firniß ein. Dann legt man die Walze in verdünnte Salpetersäure; diese löst das Kupfer an den, durch den Diamanten entblößten Stellen auf und gravirt so den Cylinder. Die Maschine mittelst welcher diese Gravirung vor sich geht ist wunderbar komplizirt, unendlich sinnreich, und deshalb mir so ziemlich völlig unverständlich geblieben. Ich sah nur ihre äußere Thätigkeit. Der Zeichner nämlich fährt auf einem Blechstücke, welches das Muster in bedeutender Vergrößerung trägt, mittelst eines Stahlstiftes den Konturen nach. Der Stahlstift steht irgendwie mit vielen kleinen Hebeln in Verbindung die über der zu gravirenden Walze schweben. Jeder dieser Hebel trägt an seiner Spitze einen Diamanten, ein jeder macht die Bewegungen des Stahlstiftes mit und ritzt durch seinen Diamanten die Zeichnung verkleinert auf den Cylinder ein.

In einer anderen Abtheilung wurde das Ding etwa umgekehrt gemacht. Dort waren die Muster mit Firniß aufgezeichnet, durch eine galvanische Batterie wird den blanken ungefirnißten Stellen eine Schicht Kupfer aufgelegt. Nun versieht man den Cylinder mit Farbe, die sofort wieder von den jetzt

erhabenen Stellen abgekratzt wird und nur in dem vertieften Muster zurückbleibt.

Sollen Wellenlinien dargestellt werden so bewegen sich nicht die Stifte sondern die Walzen hin und her. Völlig zauberhaft jedoch wirkte auf mich das plötzliche Aussetzen und Wiedereinsetzen der einzelnen Hebel; es erschien fast wie die Wirkung eines selbstständigen planmäßigen Eingreifens.

Für ein komplizirtes vielfarbiges Muster bedarf es bis zu 10 Kupferwalzen, von denen jede ihren Beitrag zur Herstellung des Ganzen liefert. Zum Inventar der Fabrik gehören 9—10,000 Kupferwalzen, die einen Metallwerth von etwa 1 Million Mark haben. Nach dem Gebrauche werden sie abgedreht und wieder geglättet; zuletzt umgeschmolzen.

Die Mischung und Darstellung der Farben auf dem Gewebe gewährt die seltsamsten Ueberraschungen. Meistens stellen sie zu Anfang etwas ganz verschiedenes von demjenigen Ton dar, der beabsichtigt wird, und erst durch Hitze, Aetzen und Beizen tritt die erwartete Farbe, vermöge irgend einer geheimnißvollen chemischen Umsetzung, plötzlich hervor; braun wird blau, rostgelb roth. Oder es wird die eintönige dunkle Grundfarbe an den Stellen wo die Dessins erscheinen sollen wieder beseitigt, was man, wenn ich nicht irre, „Enlevage" nennt.

Dann folgt das Trocknen, wobei der Stoff anderthalb Stunden lang unausgesetzt über heiße Walzen läuft; das Appretiren und Satiniren. Selbst das Zusammenlegen in Meter- oder Yardlänge, je nach den Bestimmungsorten, besorgt eine Maschine rasch und genau.

Gold (d. h. Bronzestaub) wird immer noch nach alter Methode mittelst Handdrucks und Buchsbaumstempeln aufgetragen; die meisten derartigen Stoffe, mit grünem Grunde, gehen nach Persien.

Das große Lagerhaus ist nach Ländern des Erdkreises eingetheilt, denn jedes Volk und Land hat seine Art und seinen

besonderen Geschmack. Die dort aufgestapelten ungeheuren bunten Massen gaben dem unabsehbaren Raume einen ungewöhnlich heiteren Anstrich.

Ich zweifle nicht, daß viele Leserinnen, falls sie dieses Buch in der schönen Jahreszeit in die Hand nehmen, während des Lesens selbst in eine reizende höchst kleidsame Probe von Mr. Schwabes hoch vollendetem Fabrikate gehüllt sind. Es wäre denn, daß sie aus patriotischem Grundsatze ausschließlich deutsches Fabrikat tragen; wie sich jetzt unter den englischen Ladies eine Gesellschaft gebildet hat, deren schöne Mitglieder nur englische Wollstoffe tragen werden, um der daniederliegenden Industrie in diesem Artikel aufzuhelfen.

Originell ist die lebendige Musterkarte vermittelst welcher kürzlich die Calicodrucker von Manchester ihre neuesten Schöpfungen dem Publikum vorführten. Die Herren veranstalteten einen glänzenden Ball in der Town Hall der Hauptstadt. Alle Damen waren gehalten, in englischem Calico zu erscheinen, der in Manchester oder Glasgow gedruckt war. Dreizehnhundert Gäste nahmen an dem Feste Theil und die Effekte der Baumwolle sollen in zahlreichen Kostümen geradezu wunderbar gewesen sein, so daß King Cotton Aussicht hat sich auch in den Ballsälen der gebildeten Welt bald eine neue Provinz zu erobern.

„Aber," sagte mein Führer, als wir uns heimwärts wandten, „der stärkste Verbrauch besteht doch in den ungefärbten Stoffen, die nur ein einziges Mal angelegt werden: in den weißen baumwollenen Sterbehemden und Sargauskleidungen." —

Aus der ländlichen idillischen Einsamkeit von Rodes versetzen wir uns nach Oldham, eine andere Tochterstadt Manchesters, die in den letzten zehn Jahren von 80,000 auf 112,000 Einwohner gewachsen ist. Ein wunderbarer, höchst interessanter, eigenthümlicher — aber ein fürchterlicher Ort. Die festeste Burg des Königs Cotton, in der er völlig und aus-

schließlich Alleinherrscher ist. Die ganze Stadt ist nichts als eine noch immer schwellende Anhäufung von Fabriken, nichts als trübselige schwarze Straßen, alle gerade und rechtwinklig, kein Gärtchen, kein grüner Fleck, kein Baum. All die tausende von Arbeitern, die um 12 und um 5 Uhr durch diese Straßen strömen, erscheinen wie Maschinen, und die Maschinen in ihrer ungeheuren Uebermacht und selbstarbeitenden Klugheit wie die leitenden Geister.

Aber ich will meine Leser heute nicht wieder zum Spinnen und Weben führen, sondern in eine der größten Maschinenbau-Fabriken der Welt, diejenige von Platt Brothers. Hier wird die Spinn- und Webemaschine in allen ihren Theilen hergestellt, beginnend vom Stamm der amerikanischen Eiche — die draußen von der Dampfsäge zerschnitten wird — und vom rohen Block Stahl oder Eisen, bis zum letzten Ende, dort wo wir sehen daß die, in Kisten verpackten Maschinen auf Güterwagen verladen und durch eine der dienstthuenden Lokomotiven dem nahen Bahnhofe zugeführt werden.

Platt Brothers ist eine labyrinthische Welt von Gebäuden, Straßen und Höfen für sich. Ich bin 5 Stunden darin herumgewandert; statt des Treppensteigens machten wir Himmel- und Höllenfahrten auf „Lifts“; und als ich in der Halle wo die bepackten Lowries von dannen geschleift wurden, erschöpft niederbrach da versicherte mich mein Führer, daß ich noch nicht die Hälfte der gesammten Anlage gesehen habe.

Der Betrieb verschlingt wöchentlich 6000 Kubikfuß Holz für Gebäude, Maschinentheile und Kisten; 6000 Tons = 60,000 Kilozentner Gußeisen; 20,000 Kilozentner Schmiedeeisen. Die Fabrik zahlt wöchentlich 160,000 Mark an Gehalten und Löhnen aus. Die höheren Maschinenarbeiter (Mechanics) verdienen 28 bis 35 Mark; die Monteurs: 40 bis 60 Mark. Die Baukosten der Fabrik stellen einen Werth von 30 Millionen Mark dar; das Betriebskapital ist auf

10 Millionen Mark zu veranschlagen. Der jährliche Umsatz der Fabrik soll 30 bis 40 Millionen Mark betragen. Da nun der Verkaufspreis der Maschinen auf 20 bis 25 Procent über die Selbstkosten gesetzt wird, und da nur beschränkte und kurze Kredite gewährt werden, so kann man sich leicht selbst eine Wahrscheinlichkeitsrechnung darüber anstellen: was etwa die jährliche Dividende den glücklichen Aktionären bringt? Auch sind die Antheile in wenigen, festen und mächtigen Händen; an die Börse gelangen sie wohl niemals. Es *sollen* Jahre erschienen sein, in denen der Ueberschuß 4 Millionen Mark betrug.

Die Werke machen wöchentlich etwa 25,000 Spindeln und können ihre Leistung bis auf 35,000 Stück steigern. Im Jahre 1879 wurden 8000 Webestühle zu 240 Mark = etwa 2 Millionen Mark an einen einzigen Abnehmer geliefert; im Jahre 1880 gingen für etwa 9 Millionen Mark Maschinen allein nach Rußland. Die Schlosserei enthält 2 gesonderte Abtheilungen; in der einen stehen 300, in der anderen 500 Drehbänke. Diese Räume sind derartig mit Treibriemen durchzogen daß jede Durchsicht abgeschoren ist. Der Lärm in diesen Sälen ist über alle Begriffe betäubend; der in dichten Wolken überall auffliegende Eisenstaub *soll* der Gesundheit der Arbeiter nicht schädlich sein. — Vielleicht ließe sich aus dieser Wahrnehmung ein neues Verfahren zur Behandlung der Blutarmuth, unserer Zeitkrankheit, entwickeln.

Der feurige Strom der überall aus den Gebläsen dringt und mit großen Punschlöffeln in unendliche Sandformen vertheilt wird, ist schauerlich schön.

Aber noch weit fesselnder ist die Bearbeitung des Schmiedeeisens. Hier werden kurze dicke Blöcke durch Nadelöhre, wie Nudeln, zu langen Stangen ausgezogen. Aus dem Puddlingsprozeße geräth ein feuriger Ball in einer cyklopischen Zange unter den 2500 Kilo schweren Dampfhammer. Hier wird er vom Arbeiter hin und her gewendet und durch die Stöße des

Hammers auf beiden Seiten eingedrückt, dann von neuem weißglühend gemacht, zwischen Rollen und Walzen hindurchgezogen, und so gestaltet er sich immer schmäler und länger. Dabei erscheint er weich und biegsam wie eine Stange heißes Siegellack.

Das Querschneiden dieser langen Eisenstangen vollzieht sich mit so unwiderstehlicher Glätte und Ruhe, wie wenn man etwa eine gemüthliche Leberwurst in Scheiben theilt. Die harten Stahlblöcke weichen dem Bohrer, wie Grasbutter dem hölzernen Stichlöffel, die Ausbildung der hunderterlei verschiedenen Maschinentheilchen entwickelt sich durch einen Prozeß der Arbeitstheilung von so wundersamer Vervielfältigung und Genauigkeit, daß man mit dem tiefsten Respekte vor der kolossalen Leistung des menschlichen Geistes erfüllt dasteht die dieses gigantische, einer genauen inneren Ordnung gehorchende Chaos schuf und zusammenhält. Es ist ein Labyrinth von Schmiedeöfen, Walzen, Drehbänken, Treibriemen und Hämmern. Durch alle Stockwerke hindurch, auf und ab, tragen die Hebemaschinen die einzelnen Theile zusammen; aus zahllosen Häusern und Höfen, aus einer ganzen Stadt! — Es ist völlig unglaublich, daß alle die Partikelchen sich jemals zum Ganzen zusammenfinden werden, und dennoch sehen wir sie zuletzt in den Sälen vereinigt wo die Monteurs die Maschinen aufstellen. Sobald diese endlich in der Vollkommenheit zusammengefügt sind, werden sie systematisch wieder auseinander genommen, die Holztheile werden in Holzkisten, die polirten Eisentheile in Blechhüllen verpackt. So wandern sie hinüber auf die Lowries und über den Bahnhof hinaus in alle Welt und verkünden dort den Ruhm des Königs Cotton, dessen Haupt- und Residenzstadt: Lancashire heißt. —

Um die Mittagsstunde wandten wir uns dem ersten Hotel Oldhams zu wo ein guter gemeinsamer Tisch für die Gäste des Hauses gehalten wurde. Es war ein altväterisches Wirthshaus, niedrig und eng, ein „Commercial Hotel", für Geschäfts-

reisende. Die Räume, namentlich das Kaffeezimmer hielten die Mittelstraße zwischen der Schiffskajüte und der Kneipe. Im allgemeinen „Parlour" war das Mittagsmahl bereitet. Etwa ein Dutzend Gäste fanden sich ein. Den obersten Platz des Chairman nahm durch stillschweigende Uebereinkunft ein stattlicher reisender Herr ein, der wohl schon seit manchem Jahr auf seinen Fahrten die gleiche Würde zu bekleiden pflegte. Erst auf seine Einladung ließen wir uns nieder. Einen der jüngeren Genossen ersuchte er, unten am Tische den Sitz des „Vice-Chairman" auszufüllen.

Der Präsident legte die scharfe brennende Suppe vor, dann das Joint, einen kolossalen Rindsbraten, die Grundlage des Mahles. Mit kunstfertiger Hand behandelte er das schwere Rippenstück an seinen verschiedenen Angriffspunkten, und frug jeden Gast mit geschäftsmäßiger Verbindlichkeit: ob er Außen- oder Innenseite, schwach oder stark gebraten, fett oder mager wünsche.

Der Vicepräsident machte ihm Konkurrenz mit dem in England unausweichlichen „Chicken".

Das ziemlich willkürlich in Wasser abgekochte Gemüse wurde von den Aufwärterinnen gereicht. Demnächst trat auch die stattliche Wirthin heran und ermunterte zur Betheiligung an ihren süßen Speisen. Uebrigens fand keine allgemeine Unterhaltung statt, auch nicht einmal über das Wetter. Das ganze Verhältniß zwischen uns Tischgästen war ein formelles Zusammenfassen isolirter Individuen. Der Genius des Schweigens schwebt ja bekanntlich stets über einer Vereinigung von nicht vorgestellten Engländern, es sei denn, daß einer von ihnen eine Rede hält. Dennoch aber hatte der zeremonielle Habitus des Mahles etwas Wohlthuendes. Denn zunächst aß jeder der Herren mit vollständigster Wahrung der in England herrschenden Anstandsregeln, und zweitens hatten wir nicht unter dem vordringlichen Geschwätz zu leiden

womit wohl in anderen Ländern jüngere reisende Mitglieder der Geschäftswelt ihre Tischgenossen ungebetener Weise belustigen.

In früheren besseren Zeiten war es auch das Recht und die Pflicht des Chairman, die Geselligkeit und den Weinkonsum dadurch zu beleben, daß er nach eigenem Ermessen und Geschmack den Gästen zutrank. Es artete aber häufig diese gemüthliche Sitte in Tyrannei aus, denn namentlich die jüngere mäßigere Generation konnte und wollte mit den durstigen Seelen älteren Stils nicht mehr Strich halten. Die Auflehnung des Einzelnen aber gegen den geheiligten Trinkbrauch der Väter zog dieselbe gesellige — Diskreditirung nach sich, die in der guten alten Zeit bei allen gebildeteren Nationen Herkommens war und uns heute noch in den Biergesetzen unserer Universitäten begegnet.

So entstand plötzlich eine allgemeine organisirte Bewegung gegen dieses Privilegium des Chairman. Es fiel — und er wurde auf sein jetziges Truchseßamt eingeschränkt.

So ist von den biederen und zweckmäßigen Sitten der Vorväter nur noch „eine hohe Säule" stehen geblieben, das „Commercial Wine Dinner". Am Sonntage geht nämlich der gesammte Weinkonsum an der Wirthstafel auf gemeinsame Kosten und wird nach Kopftheilen auf die Gäste vertheilt. Nun lehrt uns eine alte Erfahrung: wie sehr durch derartige Gemeinsamkeit der Durst jedes Theilnehmers an Nachhaltigkeit und Energie gewinnt, denn ein jeder bestrebt sich „seinen Schaden einzubringen". Wem es in diesem Punkte an gutem Willen oder Talent gebricht, dem schwillt die Rechnung — umgekehrt wie bei den „Cooperators" — im umgekehrten Verhältnisse zu seinen Bezügen aus dem gemeinsamen Store.

Aber auch hiegegen opponirt bereits eine unfügsame und schwächliche Jugend in den Zeitungen und verlangt Abschaffung dieser Sonntagsentheiligung.

Also auch diese letzte Säule ist „schon geborsten" und „kann stürzen über Nacht". —

Mein freundlicher Führer durch die Welt „Platt Brothers", der mich auch im Commercial Hotel nicht verließ, war daher für die Tischunterhaltung auf mich angewiesen. Da er kein geborener Engländer war so benutzten wir sein heimathliches Idiom um uns unbefangener über Oldham und seine Eigenthümlichkeiten auszusprechen.

„Ich lebe hier seit zwanzig Jahren", erzählte er mir, „besuche jährlich einmal meine Heimath und verwundere mich rückkehrend jedesmal von neuem über dieses Oldham. Es ist die englische Arbeit in ihrer energischten, härtesten und freudlosesten Darstellung. Fast 112,000 Menschen leben jetzt hier, und alle nur zu diesem einzigen Zwecke. Oldham verzehrt jetzt mehr denn ein Viertel der gesammten Baumwolle, die in England verarbeitet wird: 24 Millionen Kilo! Hier schnurren jetzt 10 Millionen Spindeln; in ganz England 40 Millionen, in Frankreich 7, in Deutschland gegen 4 Millionen. Sämmtliche Frachten und Fuhrlöhne, die Oldham jährlich bezahlt, sind auf 2 Millionen Mark veranschlagt. Sehr eigenthümliche Menschen sind die hiesigen Arbeiter. Der alte Napoleon hat bekanntlich gesagt: England sei eine Nation von Krämern; jetzt könnte man mit mehr Recht sagen: es ist das Reich der Arbeiter. Sie sind hier im Verhältniß zahlreicher als in jedem anderen Lande Europa's; sie haben mehr Freiheit; sie üben mehr direkten politischen Einfluß aus. Jedoch liegt darin weder eine politische noch eine soziale Gefahr. Sozialdemokratische Feuerbrände verlöschen hier zischend am Boden, unter dem allgemeinen feuchten und kalten Achselzucken der Zuhörer. Der englische Arbeiter hat zu viel Einsicht in seine Interessen, zu viel gesunden Menschenverstand und zu viel politische Bildung, um nicht einzusehen, daß bei dem allgemeinen weltverbessernden Umsturze nichts Gutes für ihn abfallen würde.

„Die Leute von Oldham gelten für besonders derb, kurz angebunden, fleißig und betriebsam. Ihr Streben ist, kleine Antheile an den Unternehmungen zu erwerben in denen sie arbeiten. Natürlich blühen hier die „Clubs“ und vor allem die „Co-operative Stores“. Hier giebt es zwei große Genossenschaften. Sie zählen zusammen: 12,000 Mitglieder. Ihr Antheilskapital war 1879: 3 Millionen Mark, ihr Umsatz: 80 Millionen, der Gewinn: 1,400,000 Mark. — Die Fabrikanten hier sind meistens „selfmade Men“. Viele von ihnen begannen mit einem Stuhl, und sind jetzt Leute mit einem Einkommen von 60 bis 100,000 Mark. Was sie verdienen ist schwer zu sagen. Jetzt vielleicht 12 bis 15 Prozent, in der besten Zeit waren es 20 bis 25.“

„Aber auch Beispiele des umgekehrten Entwickelungsganges sind hier nicht selten. Ich machte Sie heute Morgen bei unserem Rundgange auf einen uralten verschrumpften Mann aufmerksam der Löcher in die Eisenbeschläge der Packkisten schlug. Er war ein Fabrikant mit 20,000 Spindeln, fallirte, arbeitete dann in seiner früheren Fabrik bis ihn die Kräfte verließen, und erhält jetzt bei Platt Brothers eine Art Gnadenbrot; er hat sein Elend bis auf 76 Jahre gebracht.“

„Zwei Straßen von hier steht ein Mann, den ich vor 20 Jahren hier als Fabrikanten vorfand; dann wurde er Komptorist; jetzt verkauft er Streichhölzchen und schläft in einem Logirhause.“

„Das traurigste Loos erwartet hier eine andere Klasse von gefallenen Größen, nämlich diejenigen, welche überhaupt niemals arbeiten lernten. Ich habe einen Gentleman aus London gekannt, der seiner Zeit in Rotten Row keine üble Figur spielte. Nachdem er sich auf dem Turf vollständigst ruinirt hatte, kam er hierher um „als Arbeiter sein Brod zu verdienen.“ Aber das gelingt nicht so leicht. Es fehlt die Zähigkeit. Sie versuchen es zuerst in den Komptoiren; wenn sie dort ent-

lassen sind, als Arbeiter; kommen vom Trinken auf den Trunk; verschwenden ihren Verdienst. Sinken immer tiefer — bis zum Armenhaus."

Wir kehren wieder in die Hauptstadt Manchester zurück, da ich meine Leser dort noch zu einer Sehenswürdigkeit zu führen wünsche deren Pforten für unseren Einblick, ich meine: unser Verständniß, nicht geöffnet waren ehe wir nicht die Equitable Pioneers von Rochdale kennen gelernt hatten.

Im Jahre 1863 arbeiteten im Vereinigten Königreiche bereits 300 Co-operative Stores. Schon längst hatten diese die Nothwendigkeit erkannt, ihre Einkäufe zu organisiren, namentlich um sich vor Verfälschung und Ueberforderung zu schützen. Verschiedene Versuche jedoch in dieser Richtung hatten mit Verfehlung geendigt. Endlich gelang es in jenem Jahre, in Manchester eine Central-Gesellschaft zu gründen, welche das Geschäft des Kaufens für die Stores „im Großen" übernehmen sollte: die

„Great Co-operative Wholesale Society."

Ihre Niederlassung befindet sich in der Balloonstreet zu Manchester. Mr. Vansittart Neale, einer der ältesten und begeistertsten Führer der Genossenschafts-Bewegung in England, hatte die Güte, mich dorthin zu führen.

Die Komptore füllen ein fünf Stock hohes Gebäude mit funfzehn Fenstern Front. Ringsum steigen die Waarenhäuser auf; sechs „Blöcke" in den größten Verhältnissen; ein siebenter und achter Speicher war im Bau.

Dort lagerten in unabsehbaren Räumen unglaubliche Massen von Kolonialwaaren, Mehl, Butter, Zucker, Sirup, Fleisch, Schuhwerk und Kleidungsstoffen.

Die „Wholesale" — wie sie stets mit englischer mündlicher Kürze für unendlich lange und ungeschickte schriftliche

Titel genannt wird — macht mit etwa 850 kooperativen Gesellschaften Geschäfte. Nachstehende Zahlen werden die Entwickelung ihrer Thätigkeit veranschaulichen:

Jahr:	Mitgliederzahl der betheiligten Gesellschaften:	Aktien-Kapital:	Verkaufte Waare:	Reiner Gewinn:
		M.	M.	M.
1864	18,300	49,000	1,037,000	5,340
1870	87,800	879,000	3,072,000	136,000
1880	360,000	11,317,000	68,793,000	840,000.

Die Wholesale hat außer ihrer Hauptniederlage noch 16 Zweigniederlassungen in den bedeutendsten Verkehrszentren des Landes. In Irland sind sechs ihrer Beamten stationirt um Butter aufzukaufen. In Newyork, in Rouen, in Kopenhagen werden Käse, Butter und Eier eingehandelt. Die Wholesale backt ihre Bisquits selbst; sie hat zwei große Schuhfabriken und eine Seifensiederei. Sie besitzt zwei Schraubendampfer für den Transport ihrer Waaren aus Frankreich und Irland. Ihr Umsatz an Butter beträgt jährlich: 25,000 Kilozentner; sie verkauft im Jahre Thee für: 2,700,000 Mark; Kaffee für 725,000 Mark.

Seit ihrem Bestehen verkaufte sie Waaren für rund 1000 Millionen Mark. Die Aktionäre der Wholesale sind die 850 einzelnen Genossenschaften. Sie allein sollen auch die Abnehmer sein für welche jene einkauft. Als Grundsatz gilt, daß die Wholesale nur Marktpreise berechnet und nebenbei ihre Selbstkosten deckt; nicht aber soll sie auf Dividende arbeiten. Daher auch die niedrigen Jahresgewinne.

Auf diesem Wege wurde es möglich: kleinen und jungen Vereinen sofort den besten und billigsten Markt zu eröffnen, allen Genossenschaften höhere Dividenden und kleineres Betriebskapital zu schaffen und ihnen die besten und geschicktesten Einkäufer zu den niedrigsten Spesen zu sichern.



Schattenseiten.

Soziale Invaliden und Kranke. Die Werkhäuser. Eine Nacht in den Slums.

In den guten alten Zeiten als England noch mit Stiftern und Klöstern übersäet und vielleicht die Hälfte seines Bodens geistliches Gut war, da fehlte den Armen und Elenden, den Vagabunden und Bettlern, ihres Leibes Nothdurft an den Thüren dieser barmherzigen Bruder- und Schwesterschaften wohl selten. Und das älteste englische Armengesetz, König Edwards I. (1306) Statut von Carlisle, setzte ausdrücklich fest: daß die Einkünfte der, damals von ihm bestätigten, geistlichen Häuser verwendet werden sollten „zur Ehre Gottes und zum Almosen für Seine Armen."

Mit der großen Einziehung und Verweltlichung des ungeheuren Kirchenschatzes unter Heinrich VIII. versiegte diese Quelle plötzlich und an ihre Stelle trat für die Armen — das Nichts. Damit verschwand natürlich die, seit Jahrhunderten in christlicher Liebe herangezogene und sogar gesetzlich anerkannte Armuth nicht; aber die Lahmen und Blinden, die Nichtsthuer und

Strolche wurden jetzt mobil. Sie zogen als fahrende Leute durch das Land und belagerten, da die Städte sich ihnen zu verschließen wußten, die Herrensitze der weltlichen Nachfolger ihrer früheren Wohlthäter.

Gegen diese Landplage schritt die Gesetzgebung (1536) ein. Sie erklärte Bettelei und Strolchenthum als Verbrechen. Zwar wurde den Kirchspielen bei namhafter Strafe befohlen: freiwillige Beiträge zu sammeln; damit sollten die arbeitsfähigen Vagabunden zur Thätigkeit angehalten, die Invaliden gefüttert werden. Die Geistlichkeit sollte in Predigten, Gebeten und in der Beichte zur Wohlthätigkeit, und namentlich zu neuen letztwilligen milden Stiftungen auffordern. Die rückfälligen Gewohnheitsbettler aber wurden, mit der Peitsche, mit dem Brande mit glühendem Eisen durch's Ohr, mit dem Block, dem Schandpfahl und endlich mit dem Strange gestraft. Das letztere Radikalmittel ist bis zum Ende der Regierung Heinrichs VIII. gegen nicht weniger als 38,000 seiner Unterthanen in Wirksamkeit gesetzt. Später wurden diese Vorschriften, die selbst dem damaligen abgehärteteren Zeitalter als reichlich energisch erschienen, dahin gemildert daß Vagabunden an der Schulter mit einem V (Vagrant) gebrandmarkt und dann auf zwei Jahre dem Höchstbietenden als Hörige (Serfs) verkauft werden sollten. Entsprangen sie, so wurde ihnen — im Falle ihrer Ergreifung — ein S auf die Backe gebrannt; entsprangen sie nochmals so waren sie dem „Hängemann" verfallen.

Diese Behandlungsweise des sozialen Uebels wurde, trotz stetiger Vermehrung desselben, beibehalten bis zum Schlusse der Regierung Elisabeths.

Im Jahre 1601 erfolgte eine Reform, deren Grundsätze alsdann 233 Jahre in gesetzlicher Kraft blieben. Die Armenunterhaltung wurde damals zu einer Kirchspielslast erklärt und diese dem unbeweglichen Eigenthum auferlegt. Es wurden Armenaufseher geschaffen, die mit den Kirchenvorstehern und

Friedensrichtern einen vollständigen, besteuernden und verwaltenden, Apparat bildeten. Arbeitsscheue Arme wanderten in die Gefängnisse, für Arbeitsunfähige wurden Armenhäuser gebauet.

Auf dieser Grundlage erwuchs nach und nach ein vollständiges gesetzgeberisches Sistem in welchem sich auch frühzeitig der Begriff des „Unterstützungswohnsitzes" für verarmte Steuerzahler und Arbeiter entwickelte. Namentlich aber hatte sich aus dem negativen thatsächlichen Zustande des Armseins ein gesetzlich anerkannter, besonderer Stand, ein status entwickelt: die „Paupers", die offiziellen Armen.

Im Anfange dieses Jahrhunderts war der „Pauperismus", — also derjenige Zustand der Unfähigkeit zur Selbsterhaltung welcher die Unterhaltung aus der Armenkasse nothwendig macht, — eine Rangklasse im wirthschaftlichen Leben der Nation geworden und zugleich eine Wucherpflanze welche die sittliche und wirthschaftliche Gesundheit einer zahlreichen Volksklasse zerstörte, während sie gleichzeitig durch ihre nicht mehr erschwingliche Last den Werth des Grundeigenthums ernstlichst gefährdete.

Die arbeitsscheuen Tagediebe waren zu einer unglaublichen Zahl herangewachsen und in demselben Grade hatten sich ihre Anforderungen an öffentliche Unterstützung gesteigert. Einschüchterungen, Drohungen und Brandlegungen gehörten zu den hergebrachten Mitteln. Die Wurzel des Uebels steckte in der fehlsamen Entwickelung der Armenpflege. Diese fand nur zum kleineren Theile innerhalb der Armenhäuser (In-door-Relief) statt, zum weitaus überwiegenden Theile außerhalb derselben (Out-door-relief), und zwar wurden auch arbeitsfähige Männer und ihre Familien in ihren Wohnungen aus Armenmitteln unterhalten. Dadurch ward jede Prüfung unmöglich gemacht und zugleich das Pflichtgefühl der Familien-Häupter und -Glieder, wie auch die Scham vor dem Betteln abgetödtet.

Die Wirkung der Unterstützung in den „Workhouses" war, wegen der schlechten Verwaltung und Zucht, kaum minder verderblich. Verschwendung und Sittenlosigkeit herrschten. Im Jahre 1818 betrug, in England und Wales, die Ausgabe für nothwendige Armenunterstützung: 16 Millionen Mark; 1824: 14 Millionen; 1833: 17 Millionen; 1834: 13 Millionen. In jenem Jahre trat die neue Armengesetzgebung in's Leben, und drei Jahre später war die Armenlast auf 9 Millionen Mark gefallen.

Die Grundzüge des jetzigen Zustandes sind folgende:

1. Mehrere Kirchspiele sind zum Zwecke der Erbauung und Unterhaltung eines großen Werkhauses zu einer „Union" zusammengelegt.
2. Für diese Union leitet ein Armenpflegschaftsrath (Board of Guardians) das gesammte Unterstützungswesen. Seine ausführenden Beamte sind besoldete Armenkommissäre (Relieving Officers). Diese haben die Verhältnisse der Bedürftigen und die Frage: wie dem Bedürfnisse abzuhelfen? persönlich zu untersuchen.
3. Das Gesetz von 1834 stellte den starren Grundsatz auf: daß Armenunterstützung nur im Werkhause gegeben werde. Hierin ist später eine Milderung eingetreten, insoweit als ausnahmsweise und unter einer ganzen Reihe einschränkender Voraussetzungen auch außerhalb desselben die Armenkasse beispringt.
4. Der Grundsatz, nach welchem das Armenhaus verwaltet wird, ist: daß dessen Insassen sich im ganzen nicht in so guter Lage befinden sollen als der sich selbst erhaltende Arbeiter.

Nun ist es begreiflicher Weise unvermeidlich, daß das Werkhaus in Beziehung auf Kost, Wohnung, Heizung und Kleidung besser bestellt ist als sehr viele Arbeiterhütten. Um diesem Reize entgegen zu wirken ist die Zucht und Arbeit dort

streng und unbequem: die Familienglieder werden getrennt; das persönliche Eigenthum und die freie Bewegung außerhalb des Hauses hören auf; der Alkohol ist unbedingt ausgeschlossen.

Die Durchführung dieses Sistems hat zu Wege gebracht, daß die Zahl der Paupers im Verhältniß zur mächtig gestiegenen Zahl der Bevölkerung, und damit auch die Armenlast, in den letzten Jahrzehnten bedeutend gesunken sind. Ich will meine Leser nicht wiederum mit Reihen langer Zahlen behelligen, wie ich es leider schon mehrfach habe wagen müssen. Folgendes kleine Rechenexempel wird indessen, glaube ich, die Wirkung der jetzigen Einrichtung ausreichend erläutern. Die Erhaltung eines Pauper im Werkhause kostet wöchentlich 5 Mark; außerhalb desselben würde man sich in demselben Falle mit 2 Mark abfinden können. Aber unter 10 Männern, die mit Freuden diese 2 Mark annehmen würden, ist kaum einer, der nicht lieber zu Hause in der Freiheit hungerte als sich im Werkhause reichlich satt äße. Es ist ein Ehrenpunkt, nicht hineinzugehen.

Bei meinen Wanderungen unter den englischen „Charities" habe ich auch eine Reihe von Werkhäusern gesehen, denn beide Institute, die der gesetzlichen und der freiwilligen Armenpflege, arbeiten ja, wenn auch auf verschiedener Grundlage — hier Nächstenliebe, dort Gesetz — mit einander an derselben Aufgabe. Ich sah in den großen Städten riesenhafte Anstalten für zwei- und dreitausend Insassen; auf dem Lande bescheidene Union-Werkhäuser für etwa 200 Paupers. Sie haben sämmtlich denselben Grundzug: ein Mittelding von Gefängniß und Krankenhaus; äußerste kahle Sauberkeit, vorzügliche Ventilation, öde Nacktheit in allen Räumen, kasernenhafte mechanische Hausordnung, ermüdende Eintönigkeit der langen Tage. Die Insassen sind überall dieselben: niedergebrochene, unzureichende, vom ungeheuren Strome der arbeitenden Gesellschaft auf eine trostlose Sandbank seitwärts abgesetzte Existenzen. Auf ihren

Zügen steht: Verfehlung — Verirrung — Verthierung! Ein trauriger elender Kehrichthaufen, zusammengehäuft aus dem Abhube und „Bruche“ der Menschheit.

Ich will meine Leser jetzt durch eines dieser großen Arbeits-Invalidenhäuser führen. Es ist ein neuestes, und ich habe allerdings mehrere gesehen die diesem Muster keineswegs völlig entsprachen. Aber ich glaube, daß das

Werkhaus von Rochdale

am geeignetsten ist um ein anschauliches Bild von dem technischen Standpunkte zu geben den dieser Zweig der englischen Armenpflege heut zu Tage einnimmt.

Das jetzige Haus wurde, an Stelle vier älterer zerstreuet liegender Armenhäuser, vor etwa 5 Jahren eröffnet und kostete über $1^1/_2$ Millionen Mark. Es liegt außerhalb der Stadt am südlichen Abhange eines Hügels und zwar in solcher Anordnung, daß man vom Hauptgebäude zu den übrigen Nebengebäuden hinaufsteigt; den höchsten Punkt nimmt das Hospital für ansteckende Krankheiten ein.

Gegen Norden und Osten ist die Lage durch natürliche Höhen geschützt; gegen Westen hat man einen künstlichen Hügel aufgeführt. Der Stil ist einfache Gothik: Ziegel mit Einfassungen von Haustein. Das Areal beträgt etwa 40 Morgen.

Wir treten zwischen zwei nicht hohen Gebäuden ein, von denen das eine den Gasmesser das andere den Wasserbehälter für die gesammte Anlage beherbergt. Zwischen niedrigen Mauern, denen Eisengitter aufgesetzt sind, gelangen wir vor den Haupthof. Ehe wir ihn betreten finden wir rechts ein großes Haus. Hier haben weibliche Ankömmlinge, deren Reinlichkeit und Gesundheit nicht über jeden Verdacht erhaben ist, eine Probezeit durchzumachen. In dieser spielen die, ihnen meistens sehr unwillkommenen Prozesse des Schwitzbades und gleichzeitig eine Behandlung ihrer Kleider mit Chlor eine

nicht unwesentliche Rolle. Im Hause links erwartet dasselbe Fegefeuer die männlichen Novizen.

Gleichzeitig findet aber auch die zahlreiche Zunft der „Vagrants", der gewohnheitsmäßigen Strolche und Landstreicher, hier ein nächtliches Obdach; rechts die Weiber links die Männer. Auch diese durchziehenden Gäste erwarten dort Räumlichkeiten für energische Desinfektion.

Die Wanderbettler scheinen das schwierigste Kapitel in der englischen Armenverwaltung zu bilden. Man hat die verschiedensten Behandlungen versucht um diese soziale Krankheitsform zu bekämpfen. Bald nachdem die Werkhäuser, nach Maßgabe des neuen Gesetzes, in Betrieb gesetzt waren, zeigte es sich, daß auch in den ländlichen Bezirken eine zahlreiche Klasse von arbeitsscheuen und verkommenen Subjekten vorhanden war, meistens in den alten Armenhäusern aufgewachsen. Dieser Haufe, der heute noch durch ganz England 30,000 Köpfe zählen soll, führte grundsätzlich die Sommermonate hindurch einen bestimmten Kreislauf durch benachbarte Unions aus. Bei Tage bettelten und stahlen, Nachts aber machten sie ihr Recht auf Herberge im nächsten Werkhause geltend. Dort bekamen sie Abendessen und Nachtquartier — ohne Entgelt. Das Frühstück am anderen Morgen jedoch wurde ihnen vorenthalten bis sie sich drei Stunden lang beim Steineklopfen und Holzspalten nützlich gemacht hatten. Hiebei konnte zwar die Anwesenheit, nicht aber die Thätigkeit erzwungen werden.

Bei diesem ungleichen Austausche von Leistung und Gegenleistung wuchs der Andrang so beträchtlich, daß man beschloß diesen Vergnügungsreisenden das Frühstück sofort zu geben, dann aber ihnen eine bestimmte Arbeit aufzuerlegen vor deren Verrichtung sie nicht entlassen wurden. Letzteres verweigerten sie und wurden wegen Widersetzlichkeit vom Friedensrichter in's Grafschafts-Gefängniß gesperrt. Das Mittel erleichterte zwar das Werkhausbudget, beschwerte aber die Strafanstalten.

Die Steuerzahler erkannten demnach in der Neuerung keinen Fortschritt.

Nun wurde das Frühstück wieder verspätet und — alle die alten bekannten Gäste kehrten zurück.

Endlich kam man dahin, die „sistematischen“ Vagabunden überhaupt nicht mehr im Werkhause aufzunehmen, sondern sie der Polizei anheimfallen zu lassen, damit sie — wie ein Bericht sagt — nach und nach „durch das Gesetz absorbirt würden.“

Das Hauptgebäude, dem wir uns jetzt zuwenden, ist 200 Meter lang und drei Stockwerke hoch. Es theilt sich ebenfalls in eine rechte, weibliche — und linke, männliche Seite.

Im Hintergrunde eines geräumigen Vestibüls steigt eine stattliche Freitreppe empor. Unten läuft nach jeder Seite hin ein Korridor durch das ganze Gebäude. An der Vorhalle liegen die Verwaltungsräume.

Dringen wir jetzt in den rechten Flügel ein, wo die Weiber hausen, mit ihnen die Kinder unter vier Jahren. Ueberall jedoch findet hier eine örtliche Scheidung der reineren und der räudigen Schafe statt: arbeitsfähige Weiber, die bei der Wartung der kleinen Kinder und im Dienste des Hauses beschäftigt werden; Mütter mit allerlei Kindern, welche letztere genau so liebenswürdig nach Nahrung schreien als die bestgeborenen Sprößlinge höherer und gebildeterer Stände. Alte Frauen, die sauber und bescheiden — hoffentlich auch friedlich — in weißer Jacke und Faltenhaube mit kleinen Handarbeiten umhersaßen. Bei diesen sah man wohl ein Bildchen, eine Bibel, einen Blumentopf. Eine hievon gesonderte Abtheilung bilden die „bad characters“. Dort geht es, trotz strenger Zucht, ohne Zweifel lebhafter und dramatischer zu. Aus dieser Abtheilung rekrutiren sich die Kinderräume in sehr unerwünschter Weise, während die verlorenen Mütter — nicht etwa arme aus Schwachheit gefallene Mädchen — schleunigst wieder das Weite suchen, bis — auf

Weiteres. Denn das Werkhaus ist kein Gefängniß; auf dreitägige Kündigung hin wird jeder Insasse entlassen und später, wenn er sich von neuem meldet, stets wieder aufgenommen. Es liegt dem Verhältnisse gewissermaßen ein Vertrag der Gesellschaft mit ihren Invaliden zu Grunde: „so lange du auf deine persönliche Freiheit verzichtest so lange füttere ich dich."

Der linke Flügel ist zu ebener Erde den Männern eingeräumt und entspricht in seiner Eintheilung und Einrichtung wesentlich dem rechten, weiblichen. Die alten und verbrauchten männlichen Jammergestalten machen, ich weiß nicht weshalb, einen weit widerwärtigeren Eindruck als die alten Frauen. Wahrscheinlich hat hier der Trunk mehr zerstört. Arbeitsfähige Männer findet man selten im Werkhause; nur bei Strikes und wenn die Zeiten „hart" sind.

Im ersten Stock befinden sich, über den Wohnräumen der verschiedenen, durch eiserne Gitterthüren getrennten Abtheilungen, die Schlafzimmer.

Jede der bezeichneten Abtheilungen hat von ihrem Theile des Hauses einen besonderen Austritt in abgeschlossene Höfe, zum Luftschöpfen. Die Gelähmten sitzen hier in Stühlen; für die Blinden ist ein runder Platz eingerichtet an dessem erhöhetem Umkreise sie sich entlang fühlen können. So bedürfen sie draußen keiner Führung.

Das ganze Haus hat Wasserheizung; gleichzeitig ist in jedem größeren Raume der Kamin nicht vergessen, ohne den ein britisches Herz sich nun einmal nicht „zu Hause" fühlen kann.

Hinter der großen Treppe liegt zu ebener Erde in einem rückwärtigen Ausbau der Eßsaal, zugleich Kapelle. Aus jedem Flügel führt dorthin ein besonderer Gang. Die Geschlechter sitzen hier durch einen großen Schirm getrennt. Von einem erhöhten Platze aus, an der dem Hauptgebäude zugewandten Schmalseite, wird die Vertheilung der leiblichen wie geistlichen Speise geleitet. Gegenüber öffnet sich das Reich der Küche

und Bäckerei. Der Backofen liefert 300 Laibe Weizenbrod zur Zeit. Rund um ihn sehen wir große eiserne Kessel, in denen Suppe, Thee und Fleischbrühe mit feiner Hitze gekocht wird. Nebenan werden die Gemüse gedämpft. Dann folgt das Waschhaus. In den Bügelräumen strahlen von einer horizontalen Wasserröhre unzählige konische runde Eisen aus, an denen die Vorderstücke der Weiberhauben in saubere rundliche Falten gekräuselt werden. Das Waschen, Auswringen, Spülen, Mangeln und Trocknen besorgt die Dampfmaschine. Die Seife kocht dort in kleinen Teichen. Den Abschluß des gesammten Betriebes bildet die bewegende Kraft in zwei großen Dampfkesseln, jeder zu 12 Pferden. Während die meisten Weiber hier beschäftigt sind, werden die arbeitsfähigen Männer und die weiblichen „schlechten Karaktere" in den Werkstätten angestellt. Holzspalten, Mattenflechten, Bürstenbinden und Wergzupfen sind die wesentlichsten Leistungen. Die Alten schälen Kartoffeln. Auch hier finden wir besondere Abtheilungen für die räudigen Schafe, und im Anschlusse daran feste enge Zwangsställe zur Beruhigung widerspenstiger Gemüther.

Das Kinder- und Schulhaus liegt dem Hauptgebäude parallel, ist aber durch einen weiten, offnen Raum davon getrennt, welcher der nöthigen physischen wie moralischen Ventilation höchst dienstbar ist. Hier werden Knaben und Mädchen vom fünften bis zum fünfzehnten Jahre erzogen. Sie hatten sämmtlich ein sauberes frisches fröhliches Ansehen. Bäder, Schlafzimmer, Eßzimmer ließen an Zahl und Einrichtung nichts zu wünschen übrig. In einer besonderen Abtheilung befanden sich kleine Patienten. Man lehrt die Knaben hier ein Handwerk und bildet die Mädchen zu Dienstboten aus. Schon mit fünfzehn Jahren werden sie in's praktische Leben hinausgewiesen.

Einen trostlosen Anblick gewährten zwei Höfe, in denen

die Blödsinnigen ihr vegetirendes Dasein verträumten. Die weiblichen sollen leidenschaftlich gern tanzen sobald sie nur eine Fidel hören.

Dagegen traf ich hier eine erfreuliche Neuerung in einer Gruppe kleinster Hütten, die zur Aufnahme alter anständiger Ehepaare über 60 Jahre bestimmt waren. Je drei Paare haben gemeinsame Wirthschaftsräume, aber getrennte Wohngelasse.

Das Hospital glich in Luftigkeit und Reinlichkeit allen anderen modernen, gut gehaltenen Krankenhäusern; für die Ausschmückung der Räume war soviel geschehen, daß sie, im Vergleiche zu der allgemeinen nüchternen Weißung, einen warmen und heiteren Eindruck machten. Ueber jedem Bette hing ein Zettel auf dem die verordnete Form der Kost ersichtlich war.

Noch sorgfältiger und barmherziger war Einrichtung und Ausschmückung der Zimmer bei den Geisteskranken. Ich sah nur die männliche Abtheilung. Ueberwiegend standen sie in jüngeren Lebensjahren und waren fast sämmtlich der Epilepsie verfallen, durch Trunkenheit der Eltern oder bereits durch eigene. Eins der unglücklichen Wesen hatte sich trotz aller Vorsorge durch eine gefährliche Verbrennung das Augenlicht zerstört. Die lange Reihe dieser Elenden bei ihrem Mittagsmahle wird mir unvergeßlich bleiben. Ihre Wohnräume waren mit Bildern geschmückt und durch rothe Vorhänge grell erleuchtet. Um einen langen Tisch mit illustrirten Büchern und Blättern standen Mahagony-Lehnstühle. Zur Seite ein Bagatellespiel. Kamine und Treppen sind hier überall durch eiserne Gitter abgesperrt. Im Weggehen fiel mein Blick in die Zwangskammer. — Sie war heute leer.

Man gab mir sowohl in der allgemeinen Küche wie in der des Hospitals das Mittagessen zu kosten, das gerade bereitet war: Erbsensuppe. Die Galon (= 4,50 Liter) bestand

aus 375 Gramm Rindfleisch, 250 Gramm Schweinefleisch und Speck, 1/2 Liter Erbsen und 125 Gramm Weizenmehl. Jede Portion beträgt fast 1 Liter, dazu 190 Gramm Weizenbrod. Ich kann versichern, daß die Mahlzeit kräftig und wohlschmeckend war. Zum Frühstück giebt es täglich 210 Gramm Weizenbrod und 1/2 Liter Milchsuppe. Das Abendessen war an diesem Montage 1,50 Liter Hafermehlbrei mit 1/2 Liter Milch oder 75 Gramm Syrup. Dreimal wöchentlich wird Rindfleisch geliefert: 125 Gramm nebst 500 Gramm Gemüse. Sonntag und Mittwoch Abends ist Theefest, gezuckert, nebst 220 Gramm Brod und 60 Gramm Käse.

Im Werkhause existirt nicht ein Tropfen Alkohol; die Insassen haben keinen Pfennig Geld zur Verfügung, und dennoch kehren sie häufig von dem, ihnen alle 6 Wochen gestatteten Ausgange schwer berauscht zurück. — Wie stellen sie es an? — Sie sparen heimlich von den Speisen zusammen und finden für diese Reste draußen zahlende Abnehmer!

Die alten Leute bekommen täglich Morgens und Abends Thee mit Brod und Butter; die Kinder unter 9 Jahren täglich zweimal Milch.

Im Krankenhause herrscht ein verwickelteres System der Ernährung in 7 verschiedenen Formen, nach Vorschrift der Aerzte.

Das Werkhaus von Rochdale beherbergt zwischen 800 und 900 Insassen, der jährliche Ausgabetat einschließlich der Gehalte wird sich für die Stadt auf mindestens 200,000 Mark belaufen.

Es scheint wohl, daß durch die Einrichtungen dieser Musteranstalt eine Reihe von Uebelständen beseitigt sind die von Seiten der Philanthropen und namentlich der freiwilligen Armenpflege den Werkhäusern vielfach zum Vorwurfe gemacht wurden und noch werden. Wollte ich über diese Frage eingehender berichten so würde — fürchte ich — dieses flüchtige

Reisebild zu einer gewichtigen technischen Abhandlung über Armenpflege anschwellen. Ich will daher nur andeuten, daß jene Vorwürfe im wesentlichen in folgenden Punkten bestanden:

daß die unverschuldeten, rechtlichen Armen mit dem verderbten Gesindel zusammengeworfen werden;

daß namentlich unverdorbene gefallene junge Mädchen, die sich zeitweilig in's Werkhaus flüchten mußten, dort unter dem Abschaume ihres Geschlechtes unrettbar für die Zukunft verloren gehen;

daß den, in der Gemeinschaft aufwachsenden Kindern das Werkhaus zu einem Pesthause werde, und

daß es eine zwecklose Grausamkeit sei, alte verarmte Ehepaare für ihre letzten Tage auseinander zu reißen.

Jedenfalls werden wir aus dem Werkhause von Rochdale den Eindruck mitnehmen, daß die englische Gesellschaft sich ihrer Invaliden werkthätig annimmt. Die Staatsverwaltung thut was sie kann, aber sie kann und will nicht an die Stelle der christlichen Barmherzigkeit treten. So darf sich die englische Nation jeder anderen mindestens an die Seite stellen wenn es sich um die praktische Anwendung der Lehre handelt: „was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern das habt ihr mir gethan.“



Soziale Kranke.

Ein Abend in den Slums von Manchester.

Queen's Hôtel ist einer der besten Gasthöfe — meiner Bekanntschaft — im Vereinigten Königreiche. Er ist groß ohne jene unbequemen modernen Dimensionen anzunehmen die dem Gaste das Gefühl der eigenen Persönlichkeit und häuslichen Gemeinschaft entziehen und ihn zur Nummer X eines gigantischen Central-Zellen-Gefängnisses isoliren. Er athmet die anheimelnde Wärme eines familienhaft bewohnten fürstlichen Residenzpalais und erkältet den Neuling nicht mit der imponirenden monumentalen Größe eines, nur durch' festliche Massen ausfüllbaren, königlichen Staats-Palastes. Queen's Hôtel liegt am Scheitel von zwei der längsten breitesten und vornehmsten Straßen Manchesters: Piccadilly und Great Portland Street. Beide sind mit den anspruchs- und stilvollsten Waarenhäusern Manchesters besetzt und ihrer berühmten Gevattern in London würdig. Gegenüber liegt ein freier breiter grüner Platz in dessen Mitte sich einer der größten griechischen Paläste der Stadt in mehreren mächtigen Flügeln unter einer hohen Domkuppel lagert: das Hospital. Vor seiner Hauptfronte zieht sich

eine breite „Esplanade“ hin die mit einer Reihe kolossaler Standbilder prächtig geschmückt ist.

Falls auf dieses großartige moderne Stadtbild einmal die Sonne scheint — wie es sich heute Abend ausnahmsweise ereignete — alsdann genießt man hier in Wahrheit unter der, vom ersten Stocke des Hôtels überbauten offenen Galerie vor der Eingangspforte eines heiteren und eindrucksvollen Anblicks. Die Königin des Baumwollenlandes zeigt sich hier von ihrer einladendsten und glänzendsten Seite.

In dieser befriedigten Stimmung hatten wir uns an einem der kleinen Tische im großen Speisesaale des Hôtels zu einem späten Mittagessen niedergelassen. Die Küche war vorzüglich, nicht weniger lobenswerth erwiesen sich die Weine. Eine bewegte Tagesarbeit in lebendiger Küstenluft und dazu noch einige Stunden Expreßfahrt zu 65 Kilometer die Stunde, hatten Hunger und Durst geschärft. Auch die Nebentische waren mit gut gestimmten Gästen besetzt. Man erkannte sofort, daß sich hier ein Kreis von Aristokraten des Baumwollenreiches versammelt hatte, der „Cottonarokratie“, wie sie der ackerbautreibende Süden halb neidisch, halb spöttisch nennt; ein Kreis der gewohnt war gut zu leben und — hohe Rechnungen zu bezahlen. Die Gegenwart einiger sehr eleganter, und zum Theil auch sehr gut aussehender, Ladies verlieh der Gesellschaft den höheren Reiz des besten und sorgfältigsten Tones.

Vor diesen schönen und strengen Wächterinnen der guten Sitte zogen wir uns demnächst in das „Kaffee- und Rauchzimmer“ zurück in dessen beschaulicher Ruhe nun die erwartungsvolle Vorahnung der Ereignisse und Zustände immer bedeutender uns sich aufdrängte, die uns in den spätesten Stunden des heutigen Tages noch bevorstand.

Denn nichts Geringeres stand uns bevor als die Gesellschaft eines der höheren Beamten jener interessanten und viel-

bewunderten Vorsehung Englands die unter dem Namen „Detective Police" bekannt, berühmt und gefürchtet ist.

Inspector T. wollte für einige Stunden unser Führer durch das dunkle Gebiet sein, auf dem seine dienstliche Thätigkeit sich bereits seit mehr als 25 Jahren bewegt, durch

die Slums von Manchester.

„Was heißt: Slums?" frug ich meinen deutsch-englischen Gastfreund, „mein Lexikon hat mich im Stiche gelassen."

„Wörtlich bedeutet es etwa: enge schmutzige Höfe. Hier in Manchester aber ist „Slums" ein Eigenname geworden und bezeichnet die Quartiere der niedrigsten Armuth, des öffentlichen Lasters und des gewerbmäßigen Verbrechens."

„Wir werden also wohl nächtliche Romantik sehen," meinte ich, „Illustrationen zu Dickens und Eugene Sue?"

„Vielleicht ist es nicht ganz so gefährlich", erwiderte mein bereits eingeweiheter Freund lächelnd. „Jedenfalls ist diese Romantik polizeilich reglementirt. Indessen schlage ich doch vor, Ringe und Uhren ein wenig zu sichern, auch den Rock bis oben hinauf wohl zugeknöpft zu halten."

Gegen 10 Uhr erschien unser Führer, ein ruhiger verständiger Mann dem es in seinem Verkehr mit seinen Schutzbefohlenen auch an einem gewissen wohlwollenden Humor keineswegs mangelte. Er war nicht sehr gesprächig, gab aber auf jede Frage bereitwillig und offen Auskunft. Seine nachdenkliche Art und unerschütterliche Ruhe flößte uns alsbald das Vertrauen ein, daß man hinter diesem festen Schirme, ohne Gefahr für Leib und Börse, in jene bedenklichen Kreise eintreten könne die er uns eröffnen wollte.

Er verfuhr im Plane unserer Entdeckungsreise ziemlich systematisch. „Zuerst" sagte er, „will ich Sie einen Blick in die Plätze thun lassen die hauptsächlich zur Verderbniß der jungen Leute aus der arbeitenden Klasse beitragen, die ihnen

Zeit und Geld stehlen und sie an's Verbringen ihrer Abende mit Trinken und Rauchen gewöhnen. — Ich meine damit nicht unseren großen Volksgarten Bellevüe; dorthin geht der Arbeiter nur selten, denn Eintritt und Tanz kosten für das Paar drei Mark. Allerdings machen die jungen Leute dort auch die allerschlechtesten Bekanntschaften und schwanken regelmäßig mit wüstem Kopf und leerem Beutel heim. Man behauptet ja, daß die Insassen des großen Centralgefängnisses von Bellevue ihre Laufbahn dorthin meistens in den benachbarten „Bellevue Gardens" begonnen haben. Ich meine indessen, daß die sogenannten Theater und Konzerthallen noch weit mehr Schaden stiften."

Wir traten für 16 Pfennige in einen „Concertroom" ein; es war ein kleines Bühnenhaus der schmutzigsten Art, Parterre und erster Rang schlecht erleuchtet und von mehreren hundert Menschen, Erwachsenen und Kindern gefüllt. Alles rauchte und trank nach Wohlgefallen. Die Luft war erdrückend, durch Menschendunst vergiftet, — kaum erträglich. Zuerst tanzten zwei Mädchen in rosa Tarlatan auf der Bühne, widerwärtig aber nicht unanständig. Dann erschienen zwei Rüpel in Holzschuhen, die einen Preistanz um ein Schmuckstück, eine Leibbinde von Blech, aufführten. Selbstverständlich artete die choreographische Leistung baldigst in einen Raufhandel mit gegenseitigen Fußtritten aus. Das Publikum nahm leidenschaftlich Partei und „spielte ohne Gage mit".

„Ich weiß, daß ein Theater weder eine Kirche noch eine Kapelle sein kann," bemerkte Inspector T. als wir wieder im Freien waren, „aber diese Darstellungen, Abend für Abend gesehen, müssen doch demoralisirend und verrohend wirken."

Von dort wanderten wir durch einige Straßen, die keineswegs den äußeren Anstrich der Aermlichkeit und Verkommenheit trugen; sie waren regelmäßig gebaut, gut erleuchtet und sahen ganz modern anständig aus.

„Sind dieses die Slums?“ frugen wir erstaunt.

„Auch in diesen Hauptstraßen wohnt die Armuth,“ erwiderte Mr. T., „aber dasjenige was wir aufsuchen wollen, birgt sich hier in den Nebengassen. Als ich meinen Dienst begann, war in diesem Quartiere ein fürchterlicher Wirrwarr von Gassen und Höfen; nichts als elende verkommene Häuser. Einmal hatte ich die Bewohner eines Viertels festzustellen und fand in 14 dieser Hütten: 70 Familien.

Diese Gruppen schlechter Gassen sitzen wie Inseln zwischen den großen Hauptstraßen, namentlich zwischen der Hauptverkehrsader Deansgate und dem Flusse. Dort allein haben wir 150 registrirte Logirhäuser mit 500 Kammern und 1600 Betten. Im Ganzen giebt es einige tausend „Common lodging Houses“ in Manchester. Eine andere Hauptgruppe steht nördlich der Börse zwischen Victoria Station und Oldham Road. Namentlich die Gegend der Engelswiese ist dicht umlagert; dorthin wandern wir jetzt.“

Wir waren an einer Nebenstraße angekommen. Das Eckhaus, niedrig und alt, zeigte zu ebener Erde in der blind verglasten Thür einen schwachen Lichtschimmer.

„Hier sollen Sie die unterste Stufe der Bewohner der Slums kennen lernen; lauter verlorene Diebe und Strolche, — Männer wie Weiber.

Wir traten in einen engen „Bar-room ein“ aus dem uns ein warmer Brodem ekelhafter Schnaps- Bier- und Tabackdünste entgegenschlug. Einige Dutzend menschlicher Gestalten umstanden den Schänktisch; andere lehnten an den Wänden. Sitzplätze giebt es bekanntlich in diesen Trinkanstalten nicht. Des Inspektors Eintritt rief eine allgemeine Stille hervor, ein Theil der Gesellschaft starrte die vier Eindringlinge an, andere waren bereits zu verthiert, oder wünschten durch gleichgültige Haltung auszudrücken, daß zwischen ihrem kriminellen Bewußtsein und dem Erscheinen des gefürchteten Detective

Officers auch nicht der geringste Schatten einer bedenklichen Beziehung obwalte. Mr. T. redete einige alte Bekannte vertraulich mit „Jack" und „Jim" an, und antwortete auf ihre theilnehmende Frage: „Any thing wrong"? mit einem beruhigenden: „All right". Währenddem sahen wir uns um und tauschten eine Bemerkung in der Muttersprache aus. Ein Neger, der uns schon länger einladend angegrinst hatte, fiel plötzlich mit den Worten ein: „O, ick verstehen deutsch, ick waren in Stettin und Cöslin und Stolpe."

„Warum nicht gar in Danzig!" antwortete ich unwillkürlich, denn dieser Nigger, der wirklich mit einer Akrobaten-Gesellschaft Pommern bereist und dort Sprachstudien getrieben hatte, fiel mir wie aus den Wolken herab.

Als ihn jedoch der Inspektor in diskretester Weise über seine jetzige Lebenslage und Thätigkeit examinirte, wurde die Auskunft allerdings stockender und es stellte sich ziemlich klar heraus, daß der Sohn der Goldküste längere Zeit in irgend einem von „Ihrer Majestät Stein- und Eisenpalästen" Obdach genossen hatte, natürlich nur „durch einen Irrthum", wie er mit verschmitztem Grinsen versicherte.

Einige kleine Münzen erschienen auch den zurückhaltenderen Gliedern dieser gewählten Gesellschaft als ein ausreichender Beweis unsrer friedlichen Intentionen und so konnten wir bei unserem Abzuge weit freundlichere Eindrücke zurücklassen als sie unsern Eintritt begleitet hatten.

Draußen sagte Mr. T.: „Alles „Gaol-Birds", von Anfang bis zu Ende; ich kenne diese stumpfen lauernden Gesichter auswendig. Hieher verliert sich kein anständiger Arbeiter, auch kein ehrlicher Bettler. Denn diese verschiedenen Klassen trennen sich streng von einander, wie die Gentlemen in den verschiedenen Londoner Clubs. Sie werden das in den Lodging Houses selbst beobachten können. Zunächst zeige ich ihnen eines der besseren."

Wir betraten ein Haus, dessen enge Gänge, Küche und „Parlour" mit ärmlichen aber nicht abschreckenden männlichen Figuren gefüllt waren. Der Wirth kam uns entgegen und war augenscheinlich erfreuet und geschmeichelt durch den Besuch. Er führte uns durch eine endlose Reihe kleinerer und größerer Gelasse mit ein- und zweischläfrigen, angemessen sauberen und ordentlichen Betten. Die meisten waren bereits von Schläfern besetzt. Ueberall zeigte sich Reinlichkeit bei ausreichender Beleuchtung. In jedem Zimmer enthielt eine Papptafel dessen Nummer und die nach dem Kubikinhalt polizeilich festgestellte zulässige Zahl der Gäste. Zu ebener Erde dürfen diese nicht nächtigen. Für Ventilation und Waschvorrichtungen, für Drainirung und Desinfektion sorgt ebenfalls das Regulativ; ihm zu Grunde liegt die „Common Lodging House Act" von 1851. An Nahrungsmitteln giebt es Eier, kaltes Fleisch, Brod und Thee; keinen Alcohol. Jede der 240 Schlafstellen kostet 24 bis 32 Pfennig, diese werden beim Eintritte in das Haus entrichtet. Diejenigen Gäste welche noch nicht zur Ruhe gegangen waren, beschäftigten sich mit Domino oder Lesen, oder saßen träumend umher. Der Wirth bezahlt 6000 Mark Miethe, daneben Löhne, Wäsche und Steuern und hat — wie der Inspektor behauptet, er selbst aber bedauernd verneinte — einen jährlichen Ueberschuß von 10,000 Mark. Jedenfalls sind er und sein Hauseigenthümer mit dem Geschäfte so zufrieden, daß letzterer einige benachbarte alte Häuschen niedergerissen hatte, an deren Stelle sich bereits eine stattliche Vergrößerung des Hauses erhob die auf weitere 160 Betten berechnet war.

Der Wirth entließ uns mit schmunzelndem Danke für unsere aufrichtig gemeinten Lobsprüche über die Haltung seines Institutes. Er versicherte, daß bei ihm kein Bettler zu finden sei nur brave arbeitsame Handwerker, namentlich Schlosser und Uhrmacher. Er habe Gäste die seit Jahren allnächtlich bei ihm einkehrten.

Wir besuchten ein zweites Haus in welchem es allerdings weit weniger anmuthig aussah. In einem Labyrinthe von Treppchen und Gängen durchwanderten wir eine Menge kleiner dumpfiger Räume in denen die verschiedenartigsten zusammengestoppelten Schlafgelegenheiten, vom heruntergekommenen Himmelbett bis zur Holzlade, versammelt waren. Hier wäre schon eher Raum für romantische Schauerszenen gewesen — hülflose Verwirrung — leibesgefährliche Ausplünderung — wenn nicht Inspektor T. wachte. Die Gäste in diesem Hause, einzelne Männer und kinderlose Ehepaare, waren unverkennbar aus einer anderen tieferen Sphäre als jene erste; — unheimliche, fragliche Gestalten.

„Alles Diebe, „Ticket of leave Men" und Bettler," sagte unser Führer als wir wieder draußen waren. „Jedoch machen wir den Wirth nicht dafür verantwortlich wenn er ein Subjekt beherbergt welches wir suchen. Zu einer Anzeige über das was er etwa erfährt, ist er nicht verpflichtet. So wissen wir fast immer mit Sicherheit: wo wir unsere Vögel zu finden haben. Hier verbergen sich oft seltsame Erscheinungen, Männer aus höheren Ständen, Graduirte, niedergebrochene Geschäftsleute, Anwälte. Sinken sie erst einmal unter ihr Niveau so geht es auch unaufhaltsam bis in den tiefsten Abgrund. Und alles durch den Trunk! Die Nachbarschaft wird durch die Diebshöhle nicht belästigt; die Unternehmungen dieser Geschäftsleute schweifen stets in's Weite."

„Macht dieser Diebswirth ebenfalls gute Geschäfte?" frug ich.

„Ausgezeichnete!" versicherte Mr. T. „Alle zehn Jahre wird der Unternehmer dieser Höhle so wohlhabend, daß er sich irgendwo auf's Land zurückzieht. Der Vorgänger des jetzigen Wirthes hatte es sogar bis zum Kirchenvorsteher gebracht. Aber es ist ein hartes Brod, und nur wer von Jugend auf dazu gehörte ist diesem Publikum gewachsen und macht hier ein rentables Geschäft."

Im Weitergehen pochte Mr. T. an verschiedene Thüren. Mehrere waren bereits verschlossen. Obgleich er die Gewalt hat zu jeder Stunde einzutreten, so wollten wir doch aus bloßer Neugierde den wohlverdienten Schlaf nicht stören.

Am Ende eines langen schmalen Ganges oder Hofes hörten wir musikalisches Geklimper und traten ein. In einem mäßig großen Raume saßen und standen allerlei zigeunerhafte schmutzige alte und junge Gestalten im Kreise. Ein Bursche spielte die Cither, ein anderer die Harmonika. In der Mitte studirte ein größeres Mädchen einem kleineren einen Tanz ein. Die Wirthin war eine Deutsche, aus der Nähe von Darmstadt, die vor Jahren landläuferisch und die Frau eines italienischen „Künstlers" geworden war. Es war wie ein niederländisches Bild und zugleich erinnerte die kleine Tänzerin mich unwillkürlich an — Mignon.

In einer anderen kleinsten Höhle trafen wir die Wirthe allein, ein älteres Paar; leider! wiederum Deutsche. Hier, wie überall, wurde Mr. T. als geehrter Gast bewillkommnet. Sie klagten über schlechte Zeiten. Ihre Stammgäste seien die „German Bands", die — angeblich — deutschen Straßenmusikanten welche Englands Landplage geworden sind. Diese zögen jetzt bei der schönen Jahreszeit im Lande umher. Mr. T. vertröstete das würdige Paar auf den baldigen Wiedereintritt schlechten Wetters, worauf man ja hier zu Lande stets mit Sicherheit rechnen dürfe.

Unsere letzte Station bildeten die Logirhäuser für Weiber. Wäre die Hölle im kleinsten Raume denkbar so würde man ausrufen: welche Höllen! Ein schmutziges Loch zu ebener Erde: ausgetretener Steinfußboden; ein brodelnder Kessel im Kamin; schmutzige zerlumpte Gestalten davor und ringsum in fast dunklen Winkeln. Die jungen Weiber sind nur bei Tage zu Hause; sie schwärmten in den Straßen oder saßen auf den Schwellen der Hausthüren. Stinkender Tabacks- und Brannt-

weinqualm erfüllte den Raum. Die Insassen waren sämmtlich in verschiedenen Graden betrunken. Sobald die Wirthin Mr. T. erkannte legte sie ihre kurze Thonpfeife bei Seite, wurde redselig und verrieth ihren Zustand. Der Inspektor erkundigte sich gutmüthig: „ist hier ein Meeting von Teetotallers"? In einem Winkel erwachte ein Mann und frug, als er die ungewohnten Gestalten sah, mit lallender Zunge: „is this a case of Detectives?" — „All right!" beruhigte ihn T. und die Wirthin entschuldigte den indiskreten Frager, den sie nach dem Regulative nicht beherbergen durfte: „es sei ein Schwager vom Lande."

Es war längst Mitternacht vorüber als der Inspector die widerwärtigen und grauenhaften, aber im höchsten Maße eindrucksvollen Bilder abschloß die er uns vorzuführen unternommen hatte. Die letzte Reihe derselben hatte uns ernst gestimmt und immer schweigsamer folgten wir unserem Führer von Höhle zu Höhle. Selbst die Straßen erschienen uns unheimlich in ihren, vom grellen Gaslichte nur fleckweise erhellten, gespenstischen schnurgraden unabsehbaren Reihen. Ueberall streiften wir an unglücklichen Verlorenen vorüber, mit abgelebten Flittern und künstlichem traurigen Lächeln. Sie betteln uns an und verwundern sich nicht weiter wenn die feinen Gentlemen taub an ihnen vorüberstreifen oder ihnen ausweichen wie einem unseligen verdammten Gespenste, das längst von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen ist und hier auf Erden keine Hoffnung mehr hat, — keine! —



Auf der Mersey.

Liverpool.

Liverpool ist der Hafen von Manchester und Lancashire; es ist, neben London, der größte Hafen Englands; es exportirt allein soviel Stoffwaaren, daß ein Viertel der Bevölkerung des ganzen Erdkreises damit bekleidet werden könnte. Zugleich ist Liverpool der Kanal durch den die Erzeugnisse der westlichen Erdhälfte sich über England ergießen. Es stieg zu seiner jetzigen Größe mit der Entwickelung Nordamerikas und ist eine engverbundene Schwesterstadt New Yorks.

So ist Liverpool eine junge Stadt, deren Entwickelung etwa erst seit dem Jahre 1700 begann. Wir finden in ihr weder Romantik noch Geschichte deren Betrachtung der Mühe lohnte. Erst damals wurde das emporwachsende Städtchen mit 6000 Einwohnern und 84 Seeschiffen am Ufer der Mersey zu einer unabhängigen Pfarrei erhoben nnd von der Mutterkirche im benachbarten Dörfchen Walton abgelöst.

Nun begann die junge Handelsstadt, die Märkte von Amerika und Westindien aufzusuchen; sie führte die Fabrikate ihres Hinterlandes den Kolonien zu. Die bedeutendste Auf-

hilfe jedoch kam von auswärts, von Spanien. Dieses fürsorgliche Mutterland erhöhete die Einfuhrzölle auf alle ausländischen Artikel in seinen Kolonien um das Vierfache. Hierdurch wurde ein großartiger wohl organisirter Schleichhandel in's Leben gerufen. Er dauerte etwa 20 Jahre hindurch und wird auf den Betrag von jährlich 30 Millionen Mark geschätzt. Als er im Jahre 1740 durch eine Parlamentsakte verboten wurde war der Reichthum von Manchester und Liverpool fest begründet. Letzteres besaß im Jahre 1750: 230 Seeschiffe; die Dockgebühren betrugen: 132,000 Mark; die Zolleinnahmen: 4 Millionen.

Inzwischen hatte die spekulirende Thätigkeit des jungen Platzes sich bereits auf ein anderes Geschäft geworfen: den Sklavenhandel. Durch ihre kluge Sparsamkeit waren die rührigen Geschäftsleute in der Lage, aus ihren Depots auf Jamaika den Pflanzern von Cuba und anderen Plätzen das Stück ihrer Waare um 80 bis 100 Mark wohlfeiler zu liefern als ihre Konkurrenten von London und Bristol. Mehr als der vierte Theil aller auf der Mersey registrirten Schiffe widmeten sich diesem Geschäfte. Selbst als der Sklavenhandel im Jahre 1806 unterdrückt wurde gestaltete er sich zu einer zweiten Goldquelle für Liverpool; denn aus ihm entwickelte sich der jetzige Welthandel der Stadt. Am Ende des Jahrhunderts hatte diese 77,000 Einwohner und gegen 5000 Schiffe; Dockgebühren: 450,000 Mark; Zölle: über 20 Millionen Mark. Im französischen Kriege rüsteten die liverpooler Kaufleute 120 Kaperschiffe mit 9000 Mann und 2000 Kanonen aus; selbstverständlich aus rein patriotischer Begeisterung und ohne jede Spekulation auf wahrscheinliche reiche Prisen. Jetzt enthält dieselbe Stadt mit den gegenüberliegenden Tochterstädten 700,000 Einwohner.

Mittlerweile hatten die afrikanischen Neger ihre vorbereitende Kulturmission an Liverpool erfüllt. Im Jahre 1785

wurden 5 Ballen Baumwolle im Hafen von Liverpool gelandet; 1800: 100,000; 1810: 200,000; 1860: 1½ Million. —

Am 20. Juni 1819 gab es auf der Mersey ein neues noch nie dagewesenes Schauspiel. Ein waghalsiger Amerikaner war in 26 Tagen mit einem Schiffe von New York herübergekommen, dessen Segelkraft durch eine Dampfmaschine unterstützt wurde; aber erst im Jahre 1838 ging der erste Dampfer von Liverpool ab über den Ozean.

Der Name „Liverpool" bedeutet angeblich: „ein stehender Sumpf". Und dieser Bezeichnung entspricht das Land, welches wir von Manchester her durchfliegen. Eine flache feuchte Niederung, in Nebel gebadet und von Wasserflächen unterbrochen, erscheint es weniger ein Aufenthalt für Menschen — obgleich es lebhaft an Holland erinnert — als für wilde Enten. Und eine solche, ein „Lever", ist auch nachträglich zum Wappenthier der Stadt erhoben. Zuletzt fährt man durch einen endlosen Tunnel ein und betritt vom Bahnhofe aus sofort die Mitte der Stadt.

Liverpool ist eine Riesenstadt. Unser erster Blick fällt auf einen übermächtigen griechischen Tempel, mit einer 150 Meter langen Seitenfront: die St. George's Hall. Darin befinden sich die Gerichtshöfe, ein kleiner elliptischer Konzertsaal mit 1400 Sitzplätzen, endlich eine „Große Halle", 60 Meter lang und 25 breit mit 2500 Plätzen. Die Orgel, wiederum eine der größten in der Welt, hat 108 Register und 9000 Pfeifen.

In der Nähe liegen: ein Museum nebst Bibliothek, eine Gemäldegalerie und eine Lesehalle — sämmtlich in entsprechenden Dimensionen. Alle diese Gebäude sind im sogenannten griechischen Stile; einige Riesenhôtels erinnern an die Tuilerien und das Hôtel de Ville in Paris; die großartige Börse ist ein Mansard-Palast. Die englische Gothik ist nicht bemerkbar vertreten. Der „Zeitungsraum" in der Börse ist 60 auf 30 Meter im Geviert. Eine Eigenthümlichkeit bietet der Platz vor der

Börse, ein von drei Seiten umbauter Hof: die Flags. Hier im Freien wird ein großer Theil der Geschäfte abgeschlossen. Von einem benachbarten Fenster aus gesehen erschien die weite Fläche wie der Tummelplatz eines wimmelnden Ameisenheeres, das sich rings um eine kolossale Steingruppe bewegte, um das Denkmal des Nationalhelden Nelson. Gemäß dem Geschmacke der Zeit aus der es stammt (1812), ist der große Admiral nackt, in den Formen eines griechischen Athleten, dargestellt. Die Siegesgöttin überreicht ihm die vierte Krone, die er mit der Spitze seines Schwertes entgegen nimmt. Um den Haupthelden erscheint eine reiche Zahl allegorischer Nebenfiguren.

Doch sind es nicht diese monumentalen Leistungen — die zumeist dem regen und freigebigen patriotischen Sinne einer reichen Bürgerschaft ihre Entstehung verdanken — was Liverpool einzig auszeichnet und dem Fremden besuchenswerth macht. Es sind nicht die Märkte, Parks, Schulen und die, mehr denn 200 Kirchen und Kapellen. Es ist auch nicht das Gepräge großartiger allgemeiner Entwickelung, wie es sich in den hellen breiten Straßen, den hohen durchweg stattlichen, vielfach reichverzierten Gebäuden mit den breiten unenglischen Fronten ausdrückt. Es ist auch nicht das lebendige Treiben kräftiger gesunder derber Menschen, wodurch sich die große saubere Handelsstadt von ihrer Nachbarin, der großen schmutzigen Fabrikstadt so vortheilhaft und erquickend unterscheidet.

Das alles finden wir in unseren großen modernen Hauptstädten, und in den übrigen großen Welthandelsplätzen ähnlich, znm Theil noch bedeutender vertreten.

Dasjenige was Liverpool einzig in der Welt besitzt, was uns hieher zog und heute hier fesselt, ist seine Lage am Wasser, es ist der Fluß selbst, der Hafen und vor allem sind es die Docks.

Lassen wir daher die Herrlichkeiten der großen Stadt unbesehen und widmen Zeit und Kräfte einzig und allein der Mersey.

Aus der hügeligen Stadt steigen wir zu einem weiten freien Platze am Ufer herab, denn es drängt uns jetzt dem Strome zu. Zwischen zwei hohen Terrassenmauern führt eine lange geneigte Ebene hinunter. Sie mündet vermittelst eines schwimmenden, mit der Fluth steigenden und fallenden Endstückes auf der „Landing Stage", einem wohl 20 Meter breiten Flosse das von eisernen Pontons getragen wird und sich fast 700 Meter am Ufer entlang zieht. Acht, auf und ab schwankende an der Landseite in mächtigen Eisenscharnieren befestigte Brücken führen von den Quais hinab zu diesem Riesenwerke, auf dem eine kleine Welt von Gebäuden, für Wartesäle, Flußpolizei, Dampfschiffbüreaus versammelt ist. Ein unbeschreibliches Drängen und Schieben einer unerschöpflichen, nach allen Richtungen strebenden, oder auch dem Treiben zuschauenden Menschenmasse erfüllt diese, zum Theil mit Glasdächern geschützte schwimmende Fläche. Noch wird uns der Fluß durch die Dampfer verdeckt die sich vor dem Floße drängen und den Verkehr mit den zahlreichen Landungspunkten am gegenüberliegenden Ufer vermitteln.

Endlich schiebt sich auch unser Boot heran, ein rothes breites barkenartiges kraftvolles Fahrzeug, und wir steuern hinaus in den Fluß. Doch es ist kein Fluß mehr, es ist eine tiefeinschneidende Bucht des Meeres die bis weit über Liverpool hinaufreicht, ein „Aestuarium" das auf unserer Kreuzungslinie bereits eine Breite von 400 Metern hat und in der Bewegung seiner, dem Westwinde offenliegenden Wasserfläche völlig den Karakter des Meerbusens trägt. Fahrzeuge jeder Form und Größe bewegen sich oder ruhen auf den Wellen; transatlantische Dampfer der Cunard und White Star Linie mit 1000 Pferdekräften und für 1000 Bewohner eingerichtet. Zwei- und Dreimaster aller Nationen; Küstenfahrer; unzählige Dampffähren; flache breite Kohlenschiffe; elegante Jachten; Segelböte; Ruderjollen. Vor uns am anderen Ufer liegt Birkenhead, ein Ort

von 50,000 Seelen, eine Vorstadt von Liverpool, ganz neu, mit lauter breiten gradlinigen Straßen, mit weiten durch endlose hohe Holzwände abgeschlossenen Lagerplätzen, mit Docks für die größten transatlantischen Dampfer, mit Eisenbahnschienen und Tramways und einem großartig angelegten neuen Parke von fast 300 Morgen. Birkenhead ist der Mittelpunkt des Schiffsbaues von Liverpool und im wesentlichen eine Schöpfung der Familie Layard, aus der Sir Henry, der bekannte Entdecker von Ninive stammt. Stromaufwärts, nach Süden zu, sehen wir die gedrungenen Schornsteine und hohen schwarzen Rumpfe der Kriegsschiffe von ihrem besonderen Ankerplatze dräuend herüberragen. Abwärts, nach Norden, eilt die Mersey dem offenen Meere zu. Es ist fallende Fluth und eine ganze Flotte von Dampfern und Segelschiffen, oft 3 bis 400, streben mit ausgebreiteten Flügeln, oder im Tau untersetzter kleiner Schlepper, hinaus „in die wogende See“.

Im Osten aber lagert sich die unübersehbare Hafenseite von Liverpool, am Fuß der niedrigen Hügel von denen die Stadt hier zum Flusse herabsteigt. Aus der Entfernung erscheinen sie alle wie Paläste: diese hohen gleichmäßigen Häuserreihen, diese stattlichen Gebäudeblöcke deren jeder wohl ein Dutzend Geschäfte beherbergt; vor allem aber die kirchenhohen Speicher und Waarenhäuser, und vor und zwischen ihnen jene unübersehbaren Mastenwälder die nach Norden zu den Horizont völlig verdecken, in den endlosen, endlosen Docks, acht englische Meilen (oder zwölf Kilometer) am Ufer entlang!

Und indem wir dieses einzig großartige Bild bewundern, sagen wir uns, daß alle diese Riesenbauten in der Hauptsache ein Werk der letzten 40 Jahre sind.

Unter dem Namen „Docks“ versteht man bekanntlich weite ausgemauerte Becken, die durch Kanäle und Schleusen mit dem offenen Strome und unter sich in Verbindung stehen. Es sind Wasserstraßen und freie Wasserplätze, in zahlloser

Wiederholung und Vervielfältigung. In ihnen werden die Schiffe be- und entladen, und ausgebessert. Achtundfünfzig solcher großer Bassins liegen hier nebeneinander, und 30 drüben in Birkenhead. Zusammen bedecken sie eine Fläche von 2500 Morgen; davon sind 800 Morgen Wasser, das übrige umlaufende Quais; letztere im ganzen 60 Kilometer oder 8 deutsche Meilen lang. Vom Strome sind alle diese Becken und Anlagen durch einen cyklopischen Steindamm von etwa 30 Meter Breite geschieden. Unter diesen Bassins sind 26 Trockendocks, in denen die Schiffe gereinigt und ausgebessert werden nachdem alles Wasser durch eine mächtige hydraulische Maschine ausgepumpt ist. Diese wird wiederum durch starke Dampfmaschinen in Thätigkeit gesetzt. Die Trockendocks sind lang und schmal, jedes kann zwei große Seedampfer gleichzeitig aufnehmen. Man baut jetzt in einigen von ihnen hydraulische Hebemaschinen nach einem neuen Systeme und von einer solchen Gewalt, daß sie, wie ein Krahn, Schiffe von 160 Meter Länge aus dem Wasser in die Luft heben und dort während der Reparaturen schwebend erhalten können.

Ein solcher Riesendampfer im Trockendock ist eines der erstaunlichsten Schauspiele die mir je begegnet sind. Vom umlaufenden Quai aus sieht man in eine tiefe Grube hinab, die sich wie ein Futteral dem Schiffsrumpfe anpaßt. Dieser wird darin durch eine Reihe von Stützen in lothrechter Stellung erhalten. Durch die Luft, an einem Krahne, schwebt jetzt die kolossale Schraube empor der im Arbeiten gegen den Sturm ein Flügel beschädigt und halb gebrochen wurde. Klettert man alsdann in die Grube hinab und stellt sich neben den Kiel so steigt der Rumpf wohl 20 Meter über unserem Haupte auf. Seine Wände winden sich in den verschiedensten wohlberechneten sanften Kurven, wie ein auf dem Teiche schlummernder Schwan.

Die Geschichte dieser Docks, welche die Größe Liverpools begründen und bezeugen, ist ein kurzes Verweilen werth.

Im Jahre 1715 wurde das erste Dock mit Flutthüren eröffnet. Seine gesammte Grundfläche enthielt 5 Morgen. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war ihre Zahl bereits auf 5 gestiegen mit etwa 40 Morgen Flächeninhalt. Erst vor etwa vierzig Jahren begann man die Becken mit großen Speichern einzufassen. Seit jener Zeit fand ein unausgesetzter Zuwachs statt, und die im Jahre 1881 eröffneten beiden jüngsten Docks, hauptsächlich für die allergrößten modernen Dampfer bestimmt, enthalten eine Fläche von 66 Morgen. Jährlich laufen 20,000 Schiffe in die Docks ein, mit einem Tonnengehalte von 8 Millionen (zu 14 Cubikmeter). Sämmliche Dockanlagen zusammen kosteten etwa 350,000,000 Mark.

Eine Pferdebahn läuft auf der Landseite hinter den Docks entlang. Ihr Dach gewährt uns eine vorzügliche Uebersicht der Anlagen und eine, wenn auch höchst flüchtige, Einsicht in ihren unendlich verschiedenen, unglaublich massenhaften Inhalt.

Im äußersten Süden hat sich der Holzhandel niedergelassen, der hier große Berge der vortrefflichsten Bauhölzer aus der Ostsee und aus Nordamerika aufstapelt. Dann folgen verschiedene Gruppen sechs Stock hoher Speicher, für Baumwolle, Farbehölzer und Tabake. Die hier abgeschnittene Aussicht auf die Mersey wird wieder eröffnet indem eine Reihe von Trockendocks an uns vorüberzieht. Nun folgt die städtische Badeanstalt mit mehreren großen Schwimmbassins, auch für Ladies. Ihre Anlage kostete 700,000 Mark.

Wir kreuzen jetzt den weiten freien Platz, von dem aus wir die Landungsbrücke erreichten.

Jenseits beginnt eine Reihe von Docks, in denen die Dampfer der verschiedenen Linien oder die Schiffe, bestimmter Länder, oder die allergrößten Schiffe, oder die Träger der Kolonialwaaren: Kaffee, Thee und Reis, oder die Weizenschiffe aus Nordamerika, oder diejenigen deren Fracht in Geweben

Eisen- und Thonwaaren bestehen soll, oder die schmutzigen Schiffe, welche die englische Steinkohle über's Meer schaffen — sich zusammenfinden. Die Größe der Anlagen ist äußerst wechselnd; der kleinste Dock hält 3 Morgen, viele 12, einige 20 und mehr, die allerneusten 60 Morgen. Der Größe der Schiffe entsprechend weiten sich auch die schweren eisernen Fluththüren zu einer Breite bis gegen 30 Meter aus. Und dennoch öffnet und schließt sie ein Wächter indem er durch die leichte Drehung einer Kurbel die unwiderstehliche Gewalt der hydraulischen Maschinen von 350 Kilo auf den Quadratzoll in Bewegung setzt.

An den äußersten nördlichen Canada-Docks erstaunen wir nochmals über die unglaublichen Holzmassen, die hier entladen werden und lagern. Einige Zahlen werden vielleicht dem Leser erläutern, um was es sich dabei handelt.

Im Jahre 1875 entluden hier 700 Schiffe, mit einem Gehalte von 470,000 Tonnen, Holz aus Nordamerika und der Ostsee. Die Quantitäten waren etwa folgende: 7 Millionen Kubikfuß Fichtenholz, 1 Million Eichen, 500,000 Birken, fast 7 Millionen Mahagony. —

Nach einer Fahrt von mehr als einer deutschen Meile treten wir auf dem Bocke des Tramcar den Rückweg an und machen vor den großen Kornspeichern der Waterloo Docks Halt.

Je mehr man in die Handelsverhältnisse Liverpools Einsicht gewinnt desto riesenhafter erscheint vor allem die Einfuhr aus Amerika in die Mersey. 300 Millionen Kilo Baumwolle, 25 Millionen Kilo Wolle, 20 Millionen Kilo Lammfelle sind Mengen mit denen der in diesen Begriffen Ungeübte nur schwer eine deutliche Vorstellung verbinden kann. Daneben steigt die Einfuhr von Schlachtvieh Fleisch und Fellen alljährlich. Vor allem aber hat der Import des Weizens ungeahnte Dimensionen angenommen. Für diese Waare mußten daher

ganz neue Vorrichtungen im größten Maßstabe getroffen werden, die Korn Docks. Einen der größten unter ihnen wollen wir jetzt besuchen.

Die Waterloo Docks sind von 14 großen Häusern umgeben, ein jedes 10 Stock hoch und mit 20 Fenstern Front. Diese Gebäude sind ausschließlich aus Stein, Eisen und Cement feuer- und rattenfest hergestellt. Sie umstehen das innere Becken des Docks an drei Seiten. In der Mitte des ganzen Gebäudekomplexes arbeitet eine Dampfmaschine die überall hydraulische Hebe- und Druckwerke nach Bedarf in Bewegung setzt. Diese entladen zunächst die Schiffe indem sie den Weizen gewissermaßen aus ihnen in die Keller hineinsaugen. Von hier hebt ihn eine andere Maschine, die ich bewundert aber nicht verstanden habe, in jeden Stock hinauf. In einer Stunde schafft sie 50,000 Kilo aus dem Schiffe an ihren Platz. Solcher „Hopper" (Trichter) befinden sich 10 Stück in den Gebäuden. In jeder Minute entladet ein Hopper etwa 800 Kilo in kontinuirlichem Strome aus einer Klappe. Dieser Weizenstrom ergießt sich auf ein endloses, etwa 0,50 Meter breites Band von Guttapercha welches ihn mit beträchtlicher Geschwindigkeit davon und an seinen bestimmten Lagerplatz trägt. Durch sinnreiche Auswechselungen kann man dem Weizenstrome die verschiedensten Richtungen geben und ihn an den verschiedensten Stellen halten lassen. Nach Bedürfniß läuft er auf seinem Wege auch noch durch eine Trommel die ihn reinigt und entstäubt. Zuletzt verschwindet der Strom wie ein Wasserfall in einer Versenkung und gelangt vermittelst eines Trichters genau an den ihm bestimmten Platz in irgend einem anderen Stockwerke. Der Anblick dieser ruhig und ohne Abspringen eines einzigen Korns dahinschwimmenden Masse ist zauberhaft. Die Waterloospeicher können 40,000 Quarter Weizen beherbergen und diese Masse erneuet sich durchschnittlich viermal im Jahre. Der Gesammtbetrag ist etwa 45 Millionen Kilo. Noch

eine zweite, kleinere Anlage befindet sich in einem benachbarten Dock und eine dritte, womöglich noch größere, drüben in Birkenhead. —

Die Docks sind die große, von Jahr zu Jahr mächtiger sprudelnde Quelle von Liverpools wachsendem Reichthum. Durch sie ist die Stadt an der Mersey der zweitgrößte Hafen der Welt geworden; ihre „Merchant Princes“ besitzen fürstliche Vermögen; ihre gesammte Einwohnerschaft findet stets einen reichlich lohnenden Verdienst ihrer Arbeit.

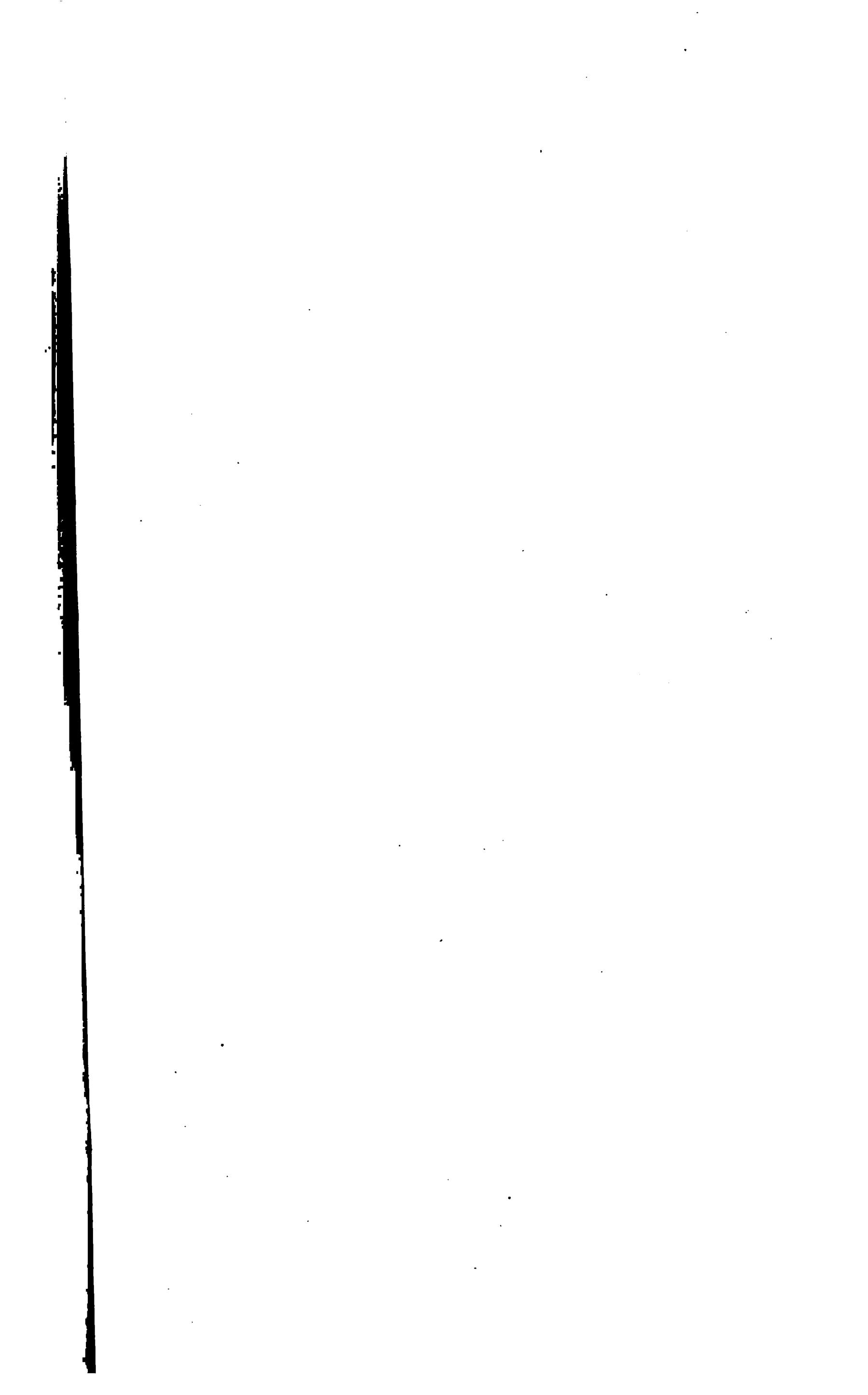
Diesem lebendigen Aufschwunge entspricht auch die Finanzlage der Stadt. Im Jahre 1800 betrugen die Einnahmen: 1 Million Mark; 1871: 8 Millionen; 1878: 15 Millionen. Dagegen ist die städtische Gemeinde mit einer Schuld belastet welche jährlich 13 Millionen Mark Zinsen verzehrt.

Trotzdem ist der Muth, zu Gunsten und Lasten der Nachkommen nützliche Schulden zu machen, keineswegs gebeugt. Man will längs den Docks eine städtische Eisenbahn bauen. Man hat fern in Wales ein Felsenthal mit einem großartigen Steinwall abgedämmt und dort einen Seegrund gebildet mit einer Fläche von 1800 Morgen, in dem sich 90 Millionen Hektoliter frisches Bergwasser sammeln können. Hieraus soll, auf eine Entfernung von 100 Kilometern, Liverpool täglich mit 2 Millionen Hektolitern Wasser gespeist werden. Vor allem aber will man sich die Tochterstadt Birkenhead näher rücken als es durch die vielfachen Dampffähren bereits geschehen ist die alle 10 Minuten von jedem Ufer abstoßen. Man hat daher begonnen, einen *Tunnel unter dem Bette der Mersey* auszuhöhlen. Bereits ist auf jeder Seite ein Schacht von 60 Metern Tiefe durch den festen Sandstein getrieben. Der, beide verbindende Stollen soll den demnächstigen Tunnel trocken legen. Dieser wird sich von beiden Seiten aus nach der Mitte zu senken, sein tiefster Punkt trifft dort mit dem Stollen zusammen. Ueberall wird eine solide Stein-

schicht von 9 Metern die Decke des Tunnels vom Boden des Flußbettes trennen. — Darüber stehen 30 Meter Wasser bei Fluth, und etwa 23 bei tiefster Ebbe. Die Breite des Flusses ist hier etwa 850 Meter. Im August 1883 hofft man das Riesenwerk, mit einem Aufwande von 17 Millionen Mark, vollendet zu haben.

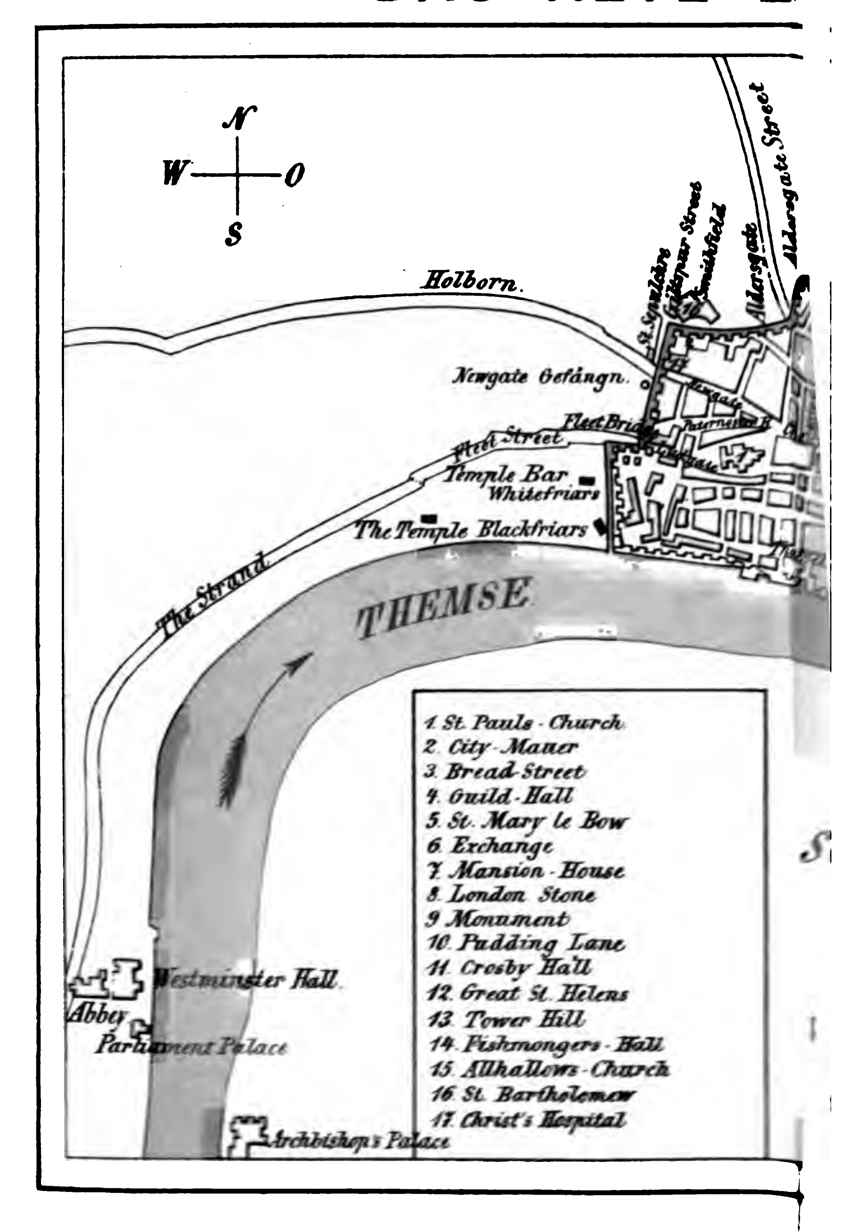
Aber auch in Liverpool giebt es engherzige Leute von beschränkter Einsicht, und diese prophezeien Liverpool eine Zukunft in der alle Docks und Speicher nebst Wasserleitung und Tunnel zweck- und nutzlos sein werden. Diese Schwarzseher fürchten, daß zu einer gewissen Zeit die Mersey mit dem aus dem Meere eingeschwemmten Triebsande ausgefüllt sein wird, und zwar längst ehe alle jene nützlichen städtischen Schulden amortisirt sein werden. Einige Meilen südlich nämlich von dieser herrlichen Wasserstraße schleicht von Chester herab die Dee zwischen Sümpfen und Sandbänken dem Meere zu. Einst war dieser der bedeutendere der beiden fast parallel in das Land eindringenden Meerbusen, und Chester war durch die Dee ein bedeutender Seehandelsplatz. Jetzt können nur noch Fischerschmacks bis dort hinauf gelangen. Und allerdings legen sich von Zeit zu Zeit unbequeme Sandbänke quer vor die Mündung der Mersey. Aber mit unentwegter Energie treibt die Dockbehörde stets wieder vermittelst immer neuer und mächtigerer Maschinen ihre Kanäle durch diese Hindernisse und hält für immer größere Riesendampfer das Fahrwasser der Mersey offen, die jetzt, und wohl noch für einige Zeit unter den belebtesten und großartigsten Wasserstraßen der Erde eine der ersten zu sein, mit Fug und Recht sich rühmen darf.


Druck:
W. Moeser Hofbuchdruckerei,
Berlin.



Druck:
W. Moeser Hofbuchdruckerei,
Berlin.

DAS ALTE L



N
W
O
S
Holborn.
Newgate Gefängn.
Fleet Street
Fleet Bridge
Temple Bar
Whitefriars
The Temple
Blackfriars
The Strand
THEMSE
Aldersgate
Aldersgate Street
Smithfield
Westminster Hall
Abbey
Parliament Palace
Archbishop's Palace
1. St. Pauls - Church
2. City - Mauer
3. Bread - Street
4. Guild - Hall
5. St. Mary le Bow
6. Exchange
7. Mansion - House
8. London Stone
9. Monument
10. Pudding Lane
11. Crosby Hall
12. Great St. Helens
13. Tower Hill
14. Fishmongers - Hall
15. Allhallows - Church
16. St. Bartholomew
17. Christ's Hospital

